

Deutsches Wahlfinish mit „Steini-Girl“ SPD-Fan auf Youtube Seite 5
Kopf des Tages Seite 40

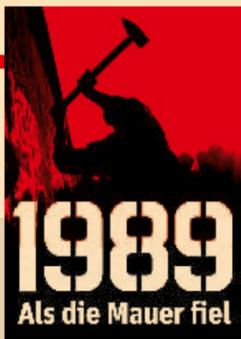


„Koalition wird schwieriger werden“ Interview mit ÖVP-Generalsekretär Fritz Kaltenecker Seite 11

FEST/SPIEL/HAUS/
ST/POELTEN/
DIE/REISE/BEGINNT/

www.festspielhaus.at

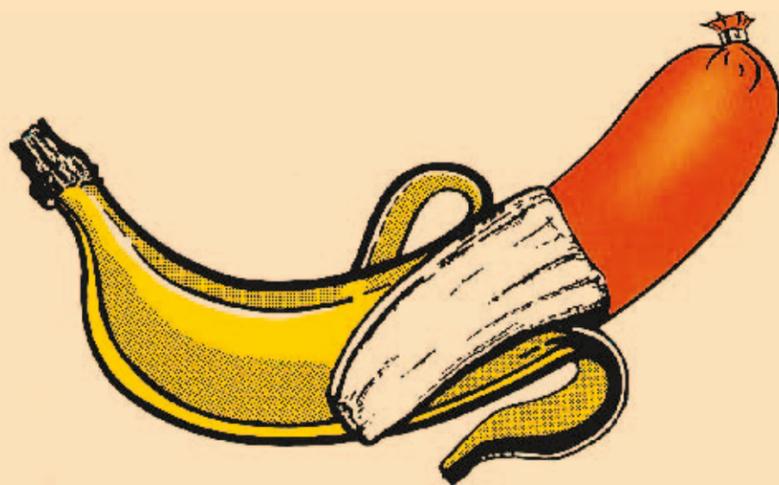
SA./SO., 26./27. SEPTEMBER 2009 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 1,60



Diese Schwerpunktausgabe beschäftigt sich mit dem Mauerfall. Der 20. Jahrestag ist erst am 9. November, die Montagsdemos begannen aber im September. Und am Sonntag wird in Deutschland gewählt.

Unsere Korrespondentin Birgit Baumann hat viele Interviews mit Zeitzeugen geführt. Von Klaus Staeck stammen die Plakate, die sich durch die Ausgabe ziehen. Rechts ironisiert er die Wiedervereinigung anhand von Ost-Bockwurst und West-Banane. Bettina Stimeder war für Koordination verantwortlich, Rudi Reiterer und Stefan Fuhrer sorgten für die Gestaltung.

Alexandra Förderl-Schmid,
Chefredakteurin
derStandard.at/1989



Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört

INTERVIEWS ZUM MAUERFALL MIT:

Joachim Gauck
Hans-Dietrich Genscher
Eduard Geyer
Christoph Hein
Egon Krenz
Jan Josef Liefers
Monika Maron
Walter Momper
Sven Regener
Klaus Wowereit

Empörung über Bau einer neuen Atomanlage im Iran

Härtere Uno-Sanktionen drohen – G-20 über Finanzreform einig

Pittsburgh/Wien – Der Iran hat die Internationale Atomenergiebehörde IAEA über die Errichtung einer zweiten Urananreicherungsanlage informiert. Führende westliche Staaten werfen Teheran nun vor, diesen Bau geheim gehalten zu haben. Teheran verleierte damit seine internationalen Verpflichtungen, sagte US-Präsident Barack Obama

am Rande des G-20-Gipfels in Pittsburgh. Auch Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy und der britische Premier Gordon Brown attackierten den Iran bei einem gemeinsamen Auftritt. Die Iran-freundlichen Staaten Russland und China äußerten sich besorgt.

Bei der UN-Vollversammlung in New York hieß es, schärfere Sank-

tionen gegen den Iran seien nach Bekanntwerden der Anlage wahrscheinlich. Bisher war nur eine Anreicherungsanlage in Natanz bekannt.

Bei ihrem eigentlichen Thema, der Erstellung neuer Finanzmarktregeln, sind die G-20 am Freitag einen Schritt weitergekommen. Sie einigten sich auf höhere Eigenkapitalpuffer der Banken, die ab 2012 gelten sollen. Die Boni-Zahlungen an Manager sollen sich künftig am langfristigen Erfolg orientieren und einer Aufsicht unterliegen. Die G-20 wollen künftig ein ständiges Kontrollgremium der Weltwirtschaft bilden. Im Internationalen Währungsfonds sollen Schwellenländer wie China mehr Gewicht erhalten. (red) **Seiten 7 und 17**
Kolumne Hans Rauscher Seite 39
Kommentar Seite 40

Wirtschaftsforscher:
Konjunktur erholt sich langsam

Wien – Österreichs Wirtschaft hat aus Sicht der Wirtschaftsforscher von Wifo und IHS die Talsohle erreicht und schwenkt auf einen fragilen Wachstumspfad ein. Die Gefahr eines Rückfalls ins Minus sehen sie nicht. 2009 werde das BIP deutlich sinken, aber 2010 sollte es um 1,0 Prozent aufwärtsgehen.

Nicht ausgestanden ist die Krise am Arbeitsmarkt: 2010 könnte es bereits 303.000 Arbeitslose geben. An den Abbau des Budgetdefizits müsse sich die Politik 2011 machen. Für ein Auslaufen der Konjunkturprogramme sei es zu früh. (red) **Seite 18, Kommentar Seite 40**

HEUTE

Ersatz für Raketenschild Die USA wollen in Polen bis zu 50 Abfangraketen gegen Kurz- und Mittelstreckenwaffen stationieren. **Seite 5**

Mochovce-Hearings Bis 6. Oktober kann jeder Österreicher Vorbehalte gegen den Ausbau des tschechischen AKWs einbringen. **Seite 13**

Doping-Enthüllungen Die Causa Humanplasma schlägt weitere Wellen. Sogar regierungnahe Kreise sollen involviert sein. **Seite 15**

„Ich bin UniCredit“ Der künftige Bank-Austria-Chef Willibald Cernko versteht sich gut mit den Italienern. **Anders gefragt Seite 24**

Steirischer Herbst Das Kulturfestival eröffnet mit einem Jahrmarkt der Ideologien. Man trifft Chaosforscher und Waffenhändler. **Seite 25**

STANDARDS

Veranstaltungen, Kino 29–31
Kommunikation, Blattsalat 33
NetBusiness, Wissenschaft 34, 35
TV, Switchlist 36, 37
Kunstmarkt A 5
Reise, Spiele, Rätsel A 6 – A 8
Sudoku K 23

WETTER

Morgens ist es oft neblig. Sonst überwiegt am Wochenende der Sonnenschein. Die Höchstwerte liegen bei 25 Grad. **Seite 30**

Nachrichten in Echtzeit auf derStandard.at



Ungarn-Deal: ÖVP unter Druck

SPÖ schaltet in Oberösterreich Landesrechnungshof ein

Linzer – Ein dubioses Geldgeschäft des Landes Oberösterreich mit einem ungarischen Finanzdienstleister setzt die ÖVP kurz vor der Landtagswahl am 27. September zusehends unter Druck.

Landesfinanzdirektor Josef Krenner übernahm am Freitag die volle Verantwortung für den Deal: „Bitte leert den Schmutzkübel über mir

aus“, sagte er. Landeshauptmann Josef Pühringer (ÖVP) habe von dem Geschäft, über das es keinerlei Verträge gebe, nichts gewusst. Die SPÖ bezweifelt das allerdings und hat einen Prüfungsantrag an den Landesrechnungshof gestellt. Auch Grüne, FPÖ und BZÖ fordern Aufklärung. (red) **Seite 9, Kommentar Seite 40**

Dank an Khol

Irgendwer sollte Andreas Khol einen Orden verleihen. Er hat sich um die Republik verdient gemacht. Er hat Karl-Heinz Grasser verhindert. Das war so: Vor ein paar Jahren, nach der verlorenen Wahl 2006, wollte Wolfgang Schüssel im Abgehen noch Karl-Heinz Grasser als Kronprinz installieren. Als Vizekanzler und Spitzenkandidat für die nächste Wahl. Parteichef wäre Molterer geworden – eine Zeitlang. Dann hätte KHG übernommen. Es wäre in einer Sitzung der VP-Granden fast durchgegangen. Es gab viel Skepsis, aber niemand traute sich, Schüssel offen zu widersprechen.

Nur Andreas Khol stand auf und beantragte eine Abstimmung über Grasser. Sein Motiv: Der Mann schillert zu sehr für eine christliche Partei. Das brach den Bann. Schüssel erkannte, dass der Widerstand gegen Grasser zu groß war, und zog zurück.

RAU

Khol ersparte damit der Republik einiges, denn Grassers Beliebtheit war damals noch hoch, *Krone* und *Osterreich* waren seine Jubelorgane. Viele Leute glaubten immer noch an ihn. Eine Schreckensvorstellung im Lichte nicht nur der jüngsten Enthüllungen über Provisionen und Freunde. Danke, Andreas Khol.



Kommissar Dietmar und der letzte Anruf.

17:29. Bei der Polizei geht ein Notruf ein: „Hier ist Hilde Borsig. Helfen Sie mir, mein Mann will mich umbringen! Ich ...“. Der Anruf bricht ab. **17:56.** Polizeibeamte finden Frau Borsig im Schlafzimmer ihres Hauses – erwürgt. **18:21.** Der Ehemann wird in einer Kfz-Werkstatt von Kommissar Dietmar verhört. **18:25.** Borsig sagt aus: „Auf dem Heimweg hatte ich gegen 17:15 einen Reifenplatzer – der Fahrer hinter mir war Zeuge. Ich rief die Werkstatt an und um 17:47 kam der Abschleppwagen. Wie hätte ich in der Zwischenzeit heimkehren, Hilde ermorden und wieder zurückkommen sollen? Unser Haus ist 16 km vom Pannenort entfernt!“ **18:29.** Der Kommissar sieht sich Borsigs Mercedes an. **18:35.** Borsig wird unter Mordverdacht festgenommen. Warum?

Der Mercedes hatte Reifen mit Notlaufteigenschaften. So konnte Borsig trotz einer Panne mit 80 km/h heimfahren, seine Frau umbringen und rechtzeitig zurückkehren. Tä, Herr Herr Borsig, Ihre Alibi war perfekt. Für ganze sechs Minuten. *Nächster Fall: 24.10.2009*

Mercedes-Benz

Ein Durchbruch in Berlin, das Ende der DDR ...



Links: Westberliner warten, bis die Mauer fällt. Als es so weit ist, fließt Sekt. Und das sei ein Verdienst der DDR-Sicherheitsorgane, meint Egon Krenz, der am 8. November 1989 dem vor der SED-Zentrale versammelten Volk erklären muss, wie es weitergeht. Fotos: dpa, Corbis/Turnley

„Die Mauer ist nicht vom Himmel gefallen“

„Zwiespältig“ ist für Egon Krenz, den letzten DDR-Staatsratschef, die Erinnerung an 1989. Er hält die DDR noch heute für das bessere Deutschland. Über Mauertote und den großen Bruder Sowjetunion sprach Birgit Baumann mit ihm.

Es ist nicht einfach, Egon Krenz, der an der mecklenburg-vorpommerschen Ostseeküste lebt, zu kontaktieren. Er gebe anlässlich des 20. Jahrestags des Mauerfalls keine Interviews, erklärt seine Sprecherin. Doch dann ist er doch bereit, mit dem STANDARD zu telefonieren. Kritische Fragen jedoch beantwortet Krenz längst nicht alle.

STANDARD: Deutschland feiert den 20. Jahrestag des Mauerfalls. Wie geht es Ihnen dabei?
Krenz: Meine Empfindungen sind zwiespältig: Zweifelsfrei ist der 9. November 1989 ein bedeutendes geschichtliches Datum. Die DDR-Führung hatte sich damals für den freien Reiseverkehr entschieden. Eigentlich sollte dieser Beschluss am 10. November in Kraft treten. Doch durch eine falsche Information meines Politbürokollegen Günter Schabowski kamen am 9. November 1989 abends bereits sehr viele Menschen an die Grenze. Da die Grenztruppen der DDR zu diesem Zeitpunkt aber noch keine Befehle zur Öffnung hatten, entstand damals eine äußerst gefährliche Situation. Ich stand vor der Gewissensfrage: Lassen wir den Dingen freien Lauf, oder setzen wir die bewaffnete Macht zur Grenzsicherung ein? Wir haben uns gegen Gewalt entschieden.

STANDARD: Was war das Gefährliche? Die DDR-Bürger kamen ja alle in friedlicher Absicht zur Grenze.
Krenz: Eine falsche oder überhastete Entscheidung hätte Bürgerkrieg bedeuten können. Es bestand sogar die Gefahr, dass die Großmächte in militärische Auseinandersetzungen hätten hineingezogen werden können. Schließlich beharrten diese noch auf dem Vier-Mächte-Status von Berlin. Als wir in der Nacht zum 10. November die Grenzübergänge öffneten, war dies weder dem sowjetischen Staatschef Michail Gorbatschow noch den anderen Verbündeten der DDR bekannt, obwohl die Errichtung der Grenzsperranlagen 1961 ein Beschluss aller europäischen sozialistischen Länder war. Dass am 9. November 1989 Sekt und kein Blut floss, ist in erster Linie das Verdienst der Sicherheitsorgane der DDR.

STANDARD: Die allwissende DDR-Führung war von dem Ansturm am 9. November 1989 aber auch ziemlich überrascht. Die Frage bleibt unbeantwortet

STANDARD: Was ist das Zwiespältige bei Ihren Erinnerungen?
Krenz: Ich hätte mir 1989 nicht im Traum vorstellen können, dass Deutschland schon wenige Jahre später im früheren Jugoslawien

und in Afghanistan wieder im Krieg steht. Die DDR hat 1989 nicht Gewalt verhindert, damit im vereinten Deutschland Soldaten am Hindukusch ihr Blut vergießen.

STANDARD: Hätte die DDR länger bestanden, wenn man früher Reisefreiheit gewährt hätte?
Krenz: Glaube ich nicht. Die DDR entstand im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges und des nachfolgenden Kalten Krieges. Sie war auch ein Kind der Sowjetunion. Als die Sowjetunion auf dem Sterbebett lag und die Gorbatschowführung hinter dem Rücken der DDR ihre Bündnispartner aufgab, war auch das Schicksal der DDR besiegelt.

STANDARD: Wann war Ihnen klar, dass das System zusammenbricht?
Krenz: Nach dem Treffen Gorbatschows mit US-Präsident George Bush senior Anfang Dezember 1989 auf Malta. Noch am 1. November 1989 hatte mir Gorbatschow gesagt, dass die deutsche Einheit nicht auf der Tagesordnung steht. Ich vertraute ihm. Ich wusste damals noch nicht, dass seine Emisäre sich bereits im Bundeskanzleramt in Bonn nach dem Preis, den Moskau für seine Zustimmung zur deutschen Einheit erhalten würde, erkundigt hatten.

STANDARD: Wenn Sie heute zurückblicken – was waren die größten Fehler der DDR? Die Toten an der Mauer? Das Wegsperrn Andersdenkender?
Krenz: Wir haben es nicht vermocht, unsere tatsächlichen Fortschritte im ökonomischen, sozialen und politischen Bereich auch als historische Fortschritte für jeden Einzelnen deutlich zu machen. Erst jetzt, da es die DDR nicht mehr gibt, wird vielen Ostdeutschen bewusst, was sie verloren haben: ein Land ohne Arbeitslosigkeit, ohne Obdachlosigkeit, ohne Bildungsnotstand.

STANDARD: Da wird doch im Nachhinein vieles einseitig verkürt.
Krenz: Nein, solche Erinnerungen haben nicht in erster Linie etwas mit „Nostalgie“ zu tun. Sie entstehen in der Auseinandersetzung mit den Realitäten von heute. Wie in jedem Land, so gab es leider auch in der DDR Unrecht. Es ist aber bedauerlich, dass bestimmte Meinungsmacher die DDR auf Mauer, Stacheldraht und Freiheitsberaubung reduzierten.

STANDARD: Das waren aber Fakten.
Krenz: Die DDR war wesentlich mehr, und die Mauer ist nicht vom Himmel gefallen. Kein Geringerer als US-Präsident John F. Kennedy sagte 1961 über sie: „Keine besonders angenehme Lösung, aber eine Mauer ist verdammt noch mal besser als ein Krieg.“ Sie markierte nicht nur eine deutsch-deutsche Grenze, sondern war weltweit einmalig: Systemgrenze zwischen Kapitalismus und Sozialismus, Blockgrenze zwischen Nato und Warschauer Vertrag.

STANDARD: Menschen starben an der Grenze. Lässt Sie das kalt?
Krenz: Ich habe immer Tote und Verletzte an der Grenze bedauert. Jeder war einer zu viel. Doch ich wäre unehrlich, würde ich nicht hinzufügen: In der Zeit des Kalten Krieges, der dem Wesen nach der Dritte Weltkrieg war, immer am Rande eines möglichen Atomkrieges, wäre eine einseitige Veränderung an dieser Grenze durch die DDR unmöglich gewesen.

STANDARD: Sie schreiben in Ihrem Buch „Gefängnisnotizen“ von „meiner Mitschuld am Scheitern der DDR“. Worin bestand diese?

Diese Frage lässt Krenz unbeantwortet.
 STANDARD: Was war besser in der DDR als in der BRD?
Krenz: Dass die DDR bis heute der einzige deutsche Staat ist, der nie einen Krieg geführt hat – das ist für mich die bedeutende historische Leistung der DDR.

STANDARD: Warum waren die Menschen dann so unzufrieden, wenn alles so schön war? Darauf antwortet Krenz nicht.
 STANDARD: Den Einfluss der SED war vielen auch zu groß. Auch dazu schweigt Krenz.

STANDARD: Das Spitzelsystem der Stasi erwähnen Sie gar nicht?
Krenz: Solange die Archive des Bundesnachrichtendienstes und anderer Geheimdienste der Bundesrepublik nicht genauso geöffnet sind wie die des Ministeriums für Staatssicherheit, gibt es für eine solche Diskussion keine gleichen Bedingungen.

ZUR PERSON:
 Egon Krenz (72) machte in der DDR-Jugendorganisation FDJ Karriere. Von 1971 bis 1990 war er Abgeordneter der Volkskammer, ab 1973 Mitglied des Zentralkomitees (ZK) der SED. 1983 wurde er zum ZK-Sekretär gewählt. Mit der Ernennung zum Stellvertreter des Vorsitzenden des Zentralkomitees wurde Krenz 1984 zum zweiten Mann hinter Erich Honecker. Am 18. 10. 1989 versuchte die DDR-Führung dem Zerfall gegenzusteuern. Honecker wurde abgesetzt, Krenz folgte ihm als Staatsratsvorsitzender und SED-Generalsekretär.



„Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten“, sagt der ostdeutsche Staatschef Walter Ulbricht auf die Frage der westdeutschen Journalistin Annamarie Doherr, ob es bald zu einer Teilung der Stadt Berlin durch Grenzbalken geben werde.



Fast 15.000 Soldaten und Polizisten riegeln die Übergänge nach Westberlin ab. U-Bahn- und S-Bahnverbindungen werden unterbrochen. Bauarbeiter beginnen mit der Errichtung der Mauer – im DDR-Jargon „antifaschistischer Schutzwall“ genannt.

Bei der größten Massenflucht in der Geschichte der Mauer entkommen 57 Personen durch einen Tunnel von Ost- nach Westberlin. Insgesamt 136 Menschen werden bei Fluchtversuchen getötet. 75.000 Menschen kommen wegen „Republikflucht“ vor Gericht.

BRD und DDR beschließen ein neues Abkommen, dass Westberlinern den Besuch von Verwandten im Osten erleichtert. Erstmals werden auch die Telefonverbindungen zwischen Ost- und Westberlin wieder hergestellt.



Linksradikale beetzen das Gelände „Lenné-Dreieck“ jenseits der Berliner Mauer im Westen der Stadt. Als die Polizei den Grund räumen will, fliehen 182 Besetzer über die Mauer in den Osten. Die DDR-Führung freut sich über den Propaganda-Erfolg.

Der ostdeutsche Funktionär Günter Schabowski öffnet bei einer Pressekonferenz irrtümlich die Grenze zum Westen. Auf die Frage, ab wann die gelockerten Reiseregeln gelten sollen, antwortet er: „Ab sofort, unverzüglich“. Die westdeutschen Abendnachrichten berichten daraufhin, die Mauer sei offen. Noch am selben Abend stürmen tausende DDR-Bürger über die Grenze.

15. Juni 1961 ULBRICHT-SPRUCH
 12./13. August 1961 MAUERBAU
 5. Oktober 1964 MASSENFLUCHT
 20. Dezember 1971 ENTSPANNUNG
 20. Juni 1988 BESETZUNG
 9. November 1989 MAUERFALL

... und eine Nacht des Jubels in der deutschen Botschaft in Prag

„Sie gaben alles auf, um frei leben zu können“

Am 30. September 1989 verkündet BRD-Außenminister **Hans-Dietrich Genscher** (FDP) den DDR-Flüchtlingen in der Prager Botschaft, dass sie in den Westen dürfen. Den bewegenden Moment beschreibt er **Birgit Baumann**.

STANDARD: *Ab wann war Ihnen 1989 klar, dass die DDR nicht mehr lange existieren wird? Schon bei der Grenzöffnung zwischen Österreich und Ungarn im Mai?*

Genscher: Im September 1988 hatte ich ein Gespräch mit dem sowjetischen Außenminister Eduard Schewardnadse bei den UN in New York. Ich wies darauf hin, dass im Sommer 1989 mit Massendemonstrationen in der DDR zu rechnen sei. Ich fügte hinzu, es dürfe sich nicht wiederholen, was am 17. Juni 1953 in der DDR geschah, als sowjetische Panzer aus den Kasernen ausrückten und auf deutsche Bürger schossen.



Genscher: Es waren die Menschen, die ihr Schicksal in die Hand nahmen und versuchten, über Ungarn, Polen und über Prag in den Westen zu kommen. Sie gaben alles auf, um frei leben zu können. Es waren aber in ganz besonderer Weise die friedlichen Demonstranten, die mit den Rufen „Wir sind das Volk“, „Wir sind ein Volk“, „Keine Gewalt!“ das Ende der DDR einläuteten. Der Westen konnte mit der Politik der Ostverträge und der KSZE stabile Rahmenbedingungen schaffen für die revolutionären Entwicklungen im sowjetischen

Machtbereich. Aber zum Einsturz gebracht wurde die Mauer von den Menschen in der DDR, Polen, der Tschechoslowakei, aber auch von der Revolution von oben, in Moskau und in Budapest.

STANDARD: *Wenn man zwanzig Jahre später zurückblickt: War es richtig, dass die damalige Regierung sofort die Chance zur Einheit ergriffen hat?*

Genscher: Jedes andere Verhalten wäre falsch gewesen, denn es hätte bedeutet, dass die Bundesregierung den Menschen in der DDR in ihrem Streben nach Freiheit und Einheit die kalte Schulter gezeigt hätte. Ich hatte es ja vorher auch abgelehnt, die deutschen Botschaften in meinem Geschäftsbereich für DDR-Flüchtlinge zu schließen, wie die DDR das verlangt hatte.



Hans-Dietrich Genscher am 5. Dezember des Mauerfall-Jahres in Moskau.

Foto: AP

Treuhand nach der Ermordung des ersten Präsidenten Detlev Karsten Rohwedder, und es gab auch Fehler bei der steuerlichen Förderung von Investitionen im Osten. Aber das ist Vergangenheit. Heute wissen alle, wir hatten eine getrennte Entwicklung über Jahrzehnte, aber nur eine gemeinsame Zukunft.

ZUR PERSON:

Hans-Dietrich Genscher (82) war von 1969 bis 1974 deutscher Innenminister und danach bis 1972 Außenminister – der am längsten dienende in Deutschland. Von 1974 bis 1985 war er auch FDP-Chef. Heute ist er Ehrenvorsitzender der Liberalen.

STANDARD: *Wie reagierte die Sowjetunion darauf?*

Genscher: Schewardnadse sagte damals, nach Meinung des Kreml sei die DDR stabil, aber er wolle Michail Gorbatschow berichten. Im Mai 1989 sah man das in Moskau offensichtlich ähnlich wie ich. Die Massenflucht nach Ungarn und dann nach Prag und Warschau bestätigte mich in meinen Erwartungen. Wann die Mauer fallen würde, konnte niemand voraussehen.

STANDARD: *Wenn Sie an das Jahr 1989 zurückdenken, welcher war der bewegendste Moment für Sie?*

Genscher: Ganz sicher der Abend auf dem Balkon der deutschen Botschaft in Prag. Das war am 30. September 1989. Tausende DDR-Flüchtlinge harnten dort im Garten aus und wollten nach Westdeutschland weiterreisen. Hinter mir lag eine Woche schwierigster Verhandlungen am Rande der UN-Vollversammlung in New York – mit den Außenministern Eduard Schewardnadse und Oskar Fischer, also Moskaus und Ostberlins. Dann hatte ich endlich ihr Ja zur Ausreise bekommen.

STANDARD: *Als Sie dies vom Balkon der Botschaft aus den Menschen verkündeten, war der Jubel unbändig. War Ihnen da schon klar, welche Folgen dies haben würde?*

Genscher: Das erwartete ich schon, aber noch mehr erwartete ich – und auch hier hatte ich es richtig vorhergesehen – lauten Widerspruch, als ich sagte, dass die Fahrt der Züge durch die DDR gehen würde.

STANDARD: *Sie waren damals gesundheitlich schwer angeschlagen, hatten Herzrhythmusstörungen. Warum war es Ihnen so wichtig, persönlich zu den Menschen in der Botschaft zu sprechen?*

Genscher: Ich reiste selbst nach Prag, weil ich für die Menschen im Garten der Botschaft einer von ihnen war. Ich hatte ja auch meine Heimat in der DDR verlassen. Ich konnte auch ihre Sorgen verstehen, aber mir vertrauten sie auch, als ich sagte, es werde ihnen nichts geschehen.

STANDARD: *War der Abend in Prag ein Wendepunkt?*

Genscher: Als die Ungarn am 10. September die Grenze nach Österreich öffneten, gab es noch heftigsten Protest der DDR-Führung. Nur zwanzig Tage später stimmte die DDR-Führung der Öffnung der Botschaft in Prag zu. Das war eine Kehrtwendung. Nun war die Mauer auf Dauer nicht zu halten.

STANDARD: *Wer sind für Sie die „Helden“ des Jahres 1989?*



4 Monate GRATIS!*

aonTV

Das Fernsehen der Zukunft.

Mit aonTV können Sie neben erstklassiger TV-Unterhaltung auf über 90 Sendern ab sofort auch Fotos, Videos und Musik vom PC auf Ihrem Fernseher genießen – einfach und kabellos. Und das Beste: aonTV gibt's jetzt exklusiv für Telekom Austria Kunden 4 Monate gratis – inklusive Gratis-Herstellung!

Weitere Infos und Bestellung unter www.telekom.at und 0800 100 100.

* Aktion gültig von 15.09.2009 bis 31.10.2009. Für TA Bestandskunden entfallen die monatlichen Entgelte für das aonTV Basispaket für die ersten 4 Monate ab Herstellung (danach monatlich € 4,90) sowie Herstellungsentgelte (SI bzw. Standardherstellung). Ausgenommen aonTV MediaBox um zusätzlich je € 1,90 pro Monat. Festnetzanschluss (POTS), aonPur Anschluss oder (A)DSL Zugangs-Leistung ab € 15,98 von Telekom Austria und aonTV-Herstellbarkeit vorausgesetzt. Mindestvertragsdauer 12 Monate. Bei Kündigung von aonTV vor Ablauf der MVD ist vom Kunden ein Restentgelt zu bezahlen. Es gelten die maßgeblichen AGB, LB und EB der Telekom Austria TA AG in der jeweils geltenden Fassung. Alle Entgelte inkl. Ust. Vorbehaltlich Satz- und Druckfehler. Stand: September 2009.



Andersdenkende und Dissidenten in Ost und West

„Von der Realität hat man im Theater erfahren“

Zwei Österreicher, die „hinübergegangen sind“, weil es ihnen zu Hause tatsächlich nicht gepasst hat: **Harald Kleinschmid** und **Kurt Palm** erinnern sich an ihre Jahre in Ostberlin. **Markus Bernath** moderierte das Gespräch.

STANDARD: Mit Bertolt Brecht kennen Sie sich ja beide aus. In einem seiner Stücke wird ein Schild ins Publikum gehalten, darauf steht: „Glottz nicht so romantisch“. Haben Sie beide so auf die DDR geschaut? **Kleinschmid:** Ich wusste, was mir bevorstand, aber ich war 17. Da ist einem vieles ziemlich wurscht. Mir waren die 50er-Jahre in Österreich zu viel – meine Mutter war mit meinem Stiefvater Arnolt Bronnen schon in Ostberlin, ich lebte mit meiner Oma hier, und die wurde dann krank. Da wollten sie mich in Ischl in ein Internat stecken. Da habe ich gesagt, ich gehe lieber nach Ostberlin.

Palm: Eine plausible Alternative! **Kleinschmid:** Was mich dazu so früh in die DDR brachte und später wieder hinaus, ist ein bekannter Ausspruch eines berühmten Mannes: „Wer in seiner Jugend nicht Kommunist war, der hat kein Herz, und wer im Alter immer noch Kommunist ist, der hat keinen Verstand.“ Der große Einschnitt kam 1968 mit der Niederschlagung des Prager Frühlings. Da waren die Blütenträume, die ich vielleicht früher hatte, endgültig geplatzt. **Palm:** Ich war 20, als ich zum ersten Mal in der DDR war. Ich bin mit 17 Kommunist geworden, auf dem Land, und habe von daher eine gute Schulung im Widerstand bekommen.

STANDARD: Widerstand gegen wen?

Palm: Sie können sich vorstellen, in einem Ort wie Timelkam – bei Bronnen kommt Timelkam einmal in einem Stück vor ...

Kleinschmid: Ich komme aus Otensheim – da war es nicht besser. **Palm:** Kann man sich also vorstellen. 1972 habe ich mich dieser Bewegung angeschlossen, weil ich sie als sehr interessante radikale Alternative zu unserer Politik empfand. Einer der Sprüche damals war ja: „Wann's euch da nicht passt, ihr Kommunisten, geht's nach Russland oder Ostdeutschland.“ Man



Schwarz-Rot-Gold, Resopal-Welt statt Österreich-Mief: Kurt Palm (li.) und Harald Kleinschmid testeten die DDR aus – der eine in den 80er-, der andere in den 60er-Jahren.

Foto: Heribert Corn

hat ja nie „Sowjetunion“ oder „DDR“ gesagt. Ich hab in Wien keine Chance gehabt zu arbeiten. Damals noch – viel schlimmer als heute – war der gesamte Kulturbereich in den Händen der SPÖ.

Kleinschmid: Sie müssen sich das in den 50er-Jahren vorstellen! Das war Adenauer-Ära mit österreichischem Antisemitismus.

Palm: Und über das habe ich ein Buch geschrieben. Über den Brecht-Boycott in Österreich, was viele nicht hören wollten. Ich war 28, als das Buch erschien, wollte in Wien beim Theater arbeiten und habe gesehen: Das funktioniert nicht. Ostberlin war für mich eine Alternative. Ich habe mir gedacht, schau dir das an. Dann erhielt ich eine Einladung. Ich war privilegiert, hatte keinen Pflichtumtausch, konnte tun und lassen, was ich wollte. Ich hätte jeden Abend nach Westberlin fahren können, wenn ich gewollt hätte – was ich nicht getan habe.

Kleinschmid: Aber einkaufen waren Sie schon? **Palm:** Eigentlich selten. Ich wollte das nicht. Da bin ich ein bisschen

eigen, ich hab mir gedacht, ich lebe damit. Mir hat das gereicht, was ich in der DDR gehabt habe. Ich bin auch hier in Österreich kein Anhänger des Konsumismus.

Kleinschmid: Da muss ich ein bisschen dagegenhalten. Sie waren erstens privilegiert in der DDR – das war ich genauso. Aber die DDR war immer eine Mangelgesellschaft, von den 50er- bis zu den 80er-Jahren. Irgendetwas gab's immer nicht. Die ganze DDR-Gesellschaft beruhte auf einem Geben und Nehmen. Das Wort „Beziehungen“ war großgeschrieben.

Palm: Sie waren gut organisiert. Ich habe diese Subkultur am Prenzlauer Berg kennengelernt. In den Hinterhöfen dort standen viele Häuser, wo die Besitzverhältnisse unklar waren und die Behörden eine Art Besetzung tolerierten. Da gab es Konzerte, Ausstellungen, Modenschauen. So lange sie nicht mit den Staatsorganen in Konflikt gerieten, hat man die Leute dort mehr oder minder in Ruhe gelassen.

Kleinschmid: Diese Hinterhöfe waren ja auch schon Ausdruck der Mangelgesellschaft. Ich bin einmal umgezogen in Ostberlin und habe die Kloschüssel mitgenommen, weil in der neuen Wohnung keine war. Später, als meine Frau und ich schon im Westen waren, haben die Behörden noch versucht, meiner

Mutter diese Kloschüssel in Rechnung zu stellen.

Und dann zum Prenzlauer Berg: Sie sind, so sagen Sie, aus widerständischen Erwägungen, was völlig nachvollziehbar ist, aus Österreich weggegangen. Aber in den 80er-Jahren war der Prenzlauer Berg ein Hort des – na ja, Widerstand ist vielleicht übertrieben ...

STANDARD: Schon auch der Dissidenz ...

Kleinschmid: Ja, zum Teil, aber da gab es auch eine Person wie Sascha Anderson in der Szene am Prenzlauer Berg – einer der wesentlichen Leute der Stasi, für die er seine Freunde und Bekannten bespitzelte. Mit dem herrschenden System jedenfalls hatte die Szene am Prenzlauer Berg absolut nichts am Hut.

Palm: Das ist richtig. Und ich muss dazu sagen, ich war damals, Anfang der 80er-Jahre, aus der Kommunistischen Partei schon ausgetreten – aus verschiedenen Gründen, aber ich würde mich nach wie vor als Marxisten bezeichnen. Das Hauptproblem der DDR war der

Überbau, diese Politkaste, die völlig unfähig war, die realen Verhältnisse richtig einzuschätzen. Organisatorisch hat sich die DDR behauptet, sie war damals die fünfgrößte Industrienation Europas.

Kleinschmid: Das haben sie immer gesagt ...

Palm: Verglichen mit Bulgarien oder Rumänien war die DDR hochentwickelt. Von der materiellen Seite her hatte ich das Gefühl, das passt, und da hätte es Entwicklungspotenzial gegeben. Das Hauptproblem war die Politkaste, die den Marxismus dogmatisch interpretierte und Phrasen droch. Was im Neuen Deutschland stand, hatte nichts mit der Realität zu tun. Von der Realität hat man im Theater erfahren.

”

Die wollten mich in Ischl in ein Internat stecken. Da bin ich lieber nach Ostberlin. – Eine plausible Alternative!
Harald Kleinschmid, Kurt Palm

“

ZU DEN PERSONEN: Harald Kleinschmid (66) folgte 1959 seiner Mutter in die DDR, wurde Journalist und flüchtete 1970 mit seiner Frau. Kurt Palm (53) lebte 1984 bis 1987 in Ostberlin und arbeitete als Theaterregisseur.

Die Österreicher halfen beim Schmuggeln

Dissident Thomas Klingenstein musste die DDR verlassen, weil er zu kritisch war

Berlin – „Aus. Vorbei. Das ist das Ende deiner Laufbahn in diesem Land.“ Erst 17 Jahre alt ist Thomas Klingenstein, als ihm dies klar wird. Der Ost-Berliner Schüler hatte sich 1978 geweigert, eine kritische Mitschülerin zu verraten. Das Studium der Japanologie wurde ihm daraufhin verwehrt, er durfte nur als Aufsicht im Berliner Pergamon-Museum arbeiten.

Doch das hält den jungen Mann nicht davon ab, kritisch zu denken. „Es war eine sehr einsame Zeit“, sagt Klingenstein heute über diese Jahre zum STANDARD. „Damals gab es noch keine Oppositionsbewegung, auch aus den Kirchen kam noch kein Widerstand. Nur einzelne Künstler und Intellektuelle meldeten sich zu Wort.“

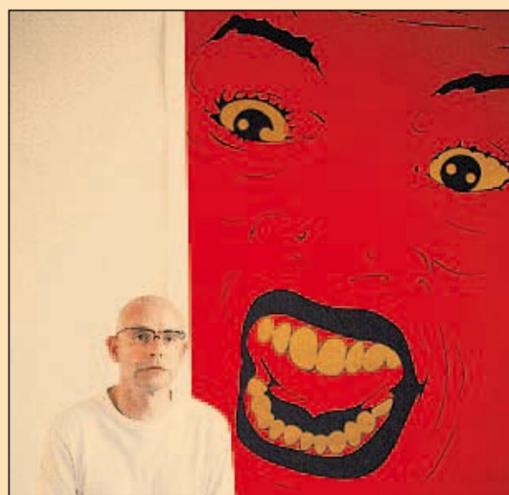
Klingenstein nimmt Kontakt zu den Regimekritikern Robert Have-

mann und Rudolf Bahro auf. Dass er damit auch ins Visier der Stasi gerät, ist ihm klar. Und so beginnt Klingenstein sein persönliches Programm der Vorsichtsmaßnahmen: Er wohnt in verschiedenen Wohnungen zur Untermiete. Er bespricht Kritisches grundsätzlich außerhalb der Wohnung. Selbst dabei ist er immer auf der Hut: „Man hat die Schere im Kopf und überlegt immer, wem kann man etwas erzählen.“ Nicht alleine, weil er niemandem mehr traut, sondern auch, um Kontaktpersonen nicht auch noch selbst zu gefährden.

Diese „Disziplin“ sei „unmöglich anstrengend und überhaupt nicht jugendgemäß“ gewesen, erinnert sich Klingenstein. Über eine ehemalige Mitschülerin bekommt Klingenstein Kontakt zur österreichischen Botschaft in Ost-Berlin

und lernt den österreichischen Pragmatismus kennen: „Wir sind zwar neutral, aber a bisserl helfen können wir schon.“ Von Botschafter Hans Walser abwärts übernehmen Mitarbeiter der österreichischen Auslandsvertretung Kurierdienste für Klingenstein und schmuggeln für ihn Post in den Westen. So kann der junge Mann seine eigenen Gedichte und auch die Korrespondenz anderer Schriftsteller nach Westdeutschland schaffen.

Der Münchner Piper-Verlag veröffentlicht seine Gedichte im Jänner 1981. Doch drei Monate zuvor wird Klingenstein verhaftet. „Man rechnet ja immer damit, aber als es dann so weit war, war es schon ein Schock“, sagt er. Zahlreiche Künstler und Politiker, darunter auch Österreichs Bundeskanzler Bruno



Die Angst vor dem DDR-Regime thematisiert Thomas Klingenstein noch heute in seinen Bildern. Er lebt wieder in Berlin, diesmal im Westen.

Foto: Christian Thiel

Kreisky, protestieren. Daraufhin stellt ihn die DDR-Führung vor die Wahl: entweder Gefängnis oder Ausreise für immer. Klingenstein zögert keine Sekunde und verlässt die DDR im Februar 1981.

Er lebt in Paris und Japan, jetzt

wieder in Berlin. Noch heute wirken die Repressalien des kommunistischen Systems nach – jedoch nicht nur negativ. Klingenstein: „Wer die DDR in aller Härte kennengelernt hat, der weiß Freiheit sehr zu schätzen.“ (bau)

Polen soll Ersatz für US-Raketenschild erhalten

Bis zu 50 Abwehrraketen ab 2011 oder 2015 geplant

Gabriele Lesser aus Warschau

Nachdem US-Präsident Barack Obama erst vor wenigen Tagen das Aus für den Bau eines Abwehrensystems gegen Langstreckenraketen in Polen und Tschechien erklärt hatte, scheint es nun doch wieder Plannungen für einen Raketenschild in Polen zu geben. Nur der große Radar in Tschechien scheint endgültig vom Tisch zu sein. Dies zumindest berichten die *New York Times* und die Warschauer *Gazeta Wyborcza*.

Demnach sollen statt der bisher geplanten zehn Abfangraketen gegen Interkontinentalraketen bis zu 50 Abfangraketen des Typs SM-3 gegen Kurz- und Mittelstreckenraketen in Polen stationiert werden. Und dies bereits ab 2011 oder 2015. Als Standorte kämen nicht nur wie bisher geplant die Gemeinde Redzikowo bei Slupsk (Stolp) an der deutsch-polnischen Grenze in Betracht, sondern auch andere Orte in Polen sowie mobile Abschussrampen zu Lande und zu Wasser.

Den Berichten zufolge scheint zum Plan Obamas auch der Bau von einem oder mehreren Stütz-

punkten für US-Streitkräfte in Polen zu gehören.

Daran insbesondere ist Polen gelegen, das sich in der Nato nicht sicher genug fühlt. Denn jeder Angriff auf Polen würde in Washington auch als Angriff auf die USA gewertet und sofort geahndet werden, so die Überlegung in Warschau. Als potenzielle Feinde gelten den Polen nach wie vor die Nachbarn im Osten. So titelte denn auch am Freitag die Tageszeitung *Polska* leicht hysterisch: „Russland übt den Krieg gegen Polen. Das größte Manöver seit dem Ende des Warschauer Paktes“.

Am Montag fliegt der polnische Vizeaußenminister Andrzej Kremer zu offiziellen Verhandlungen über den neuen Raketenschild in die USA. Noch vor wenigen Tagen hatte Außenminister Radoslaw Sikorski eine Neuausrichtung der Außen- und Verteidigungspolitik Polens angekündigt. Zwar sei es nach wie vor ein vorrangiges Ziel, die USA als direkte Schutzmacht ins Land zu holen. Zugleich solle Polen seine außenpolitischen Aktivitäten aber verstärkt in die Strukturen der EU einbetten.

Die Bundesregierung ist für
mehr Demonstrationen*
mehr Diskussionen*
mehr Streiks*
mehr Mitbestimmung*
mehr Wohnungen*

gez. Kohl



* in Osteuropa

Im Wiedervereinigungstau-
mel und in den Reden des
Wiedervereinigungsarchitek-
ten Helmut Kohl wurde das
Kleingedruckte übersehen,
fand Klaus Staeck.

Harter Kampf um Deutschlands Unentschlossene

So viele Unentschlossene gab es in Deutschland noch nie. Um sie kämpfen alle Parteien bis zur letzten Minute an diesem Wahlsonntag. Ein Demoskop legt sich schon fest: Schwarz-Gelb siegt knapp, aber sicher.

Birgit Baumann aus Berlin

Die Beine lang, die Oberweite üppig. Lasziv räkelt sich eine junge Dame auf dem Rasen vor dem Reichstag. Sie ist das „Steini-Girl“, und es kommt noch besser: Auf der Internetplattform Youtube trällert „Steini-Girl“ ein Liedchen für SPD-Kanzlerkandidat Frank-Walter Steinmeier – mit Reimen, die jeden Konservativen dazu bringen, Linkspartei zu wählen, wenn das Girl nur aufhört: „Weißes Haar und Silberblick, da machte es bei mir gleich klick. Steini, Steini, du bist stark, du bist bereit. Steini, Steini, du bist geballte Männlichkeit.“

Ausgedacht hat sich den Scherz, über den sich mittlerweile unzählige Deutsche amüsieren, ein Kölner Videportal. Ob es der SPD auf den letzten Metern etwas nützt, ist fraglich. Im Berliner Willy-Brandt-Haus ist man jedenfalls „not amused“, dass Steinmeier derart lächerlich gemacht wird.

Steinmeier auf T-Shirt: „Steini-Girl“.
Foto: Reuters

Wie alle Parteien kämpfen die SPD bis zuletzt um jene Wähler, die sich noch nicht entschlossen haben. Das sind bei dieser Wahl, auch infolge des zahmen Wahlkampfes, so viele wie noch nie. 35 Prozent von 60 Millionen Wahlberechtigten, schätzt Renate Köcher, Chefin des Meinungsforschungsinstituts Allensbach.

Die SPD marschierte am Freitagnachmittag noch einmal zu einer Großkundgebung vor dem Brandenburger Tor mit Steinmeier und Parteichef Franz Müntefering auf. Die Grünen sind in den letzten Tagen durchgehend online und beantworten im Internet jede Frage. „Legen Sie noch einen Zahn zu“, versuchte Kanzlerin Angela Merkel die CDU-Wahlhelfer zu motivieren. Sie sollen an diesem Wochenende noch 1,5 Millionen Kontakte zu Bürgern herstellen.

Ermutigung für Union und FDP

kommt von Matthias Jung, dem Chef der Forschungsgruppe Wahlen. Aktuelle Umfragen dieser Woche zeigten eine „knappe, aber sichere Mehrheit für Schwarz-Gelb“, erklärt er im Berliner *Tagesspiegel*. Der SPD hingegen sagt er ein Fiasco voraus. Sie werde „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit“ das schlechteste Ergebnis der Partei seit Bestehen der Bundesrepublik erringen. Jung: „25 Prozent ist der obere Rand des Möglichen für die SPD.“

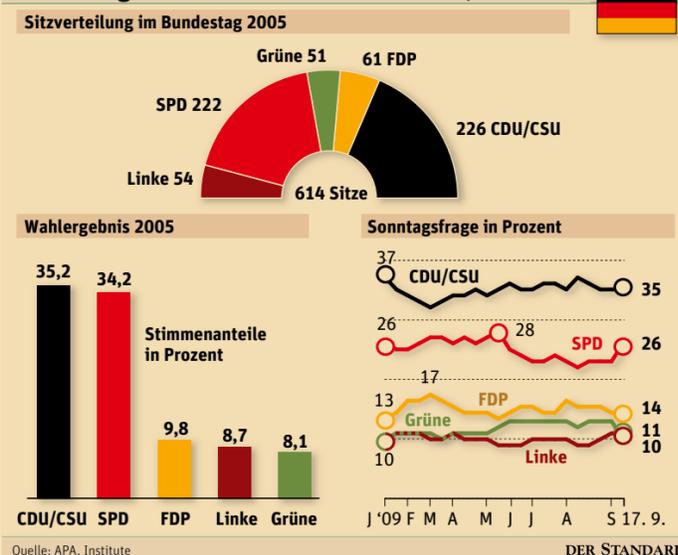
Offenbar plant man dort schon für den Fall eines Debakels. Die *Bild*-Zeitung schreibt, dass Steinmeier Fraktionsvorsitzender werden soll. Der jetzige, Peter Struck,

scheidet nach der Wahl aus dem Bundestag aus. 2010 soll die SPD Steinmeier auch zum Nachfolger von Franz Müntefering als Parteichef wählen. In dieser Doppelrolle könnte sich Steinmeier bis zur nächsten Wahl 2013 stark positionieren und dann als „starker Mann“ der Sozialdemokraten die Union angreifen.

Sollte es ganz schlimm kommen, kursiert noch ein anderes Gerücht in der Hauptstadt: Steinmeier und Müntefering treten ab. Das Ruder übernehmen die Parteilinken Klaus Wowereit (Berliner Bürgermeister) und Andrea Nahles (SPD-Vizechefin). Sie bereiten dann auf Bundesebene eine Koalition mit den Grünen und mit der Linkspartei vor.

Kopf des Tages Seite 40
derStandard.at berichtet am Sonntag in Echtzeit über die Wahlen.
Topaktuelle Ergebnisgrafik,
Livebericht, Ansichtssachen auf
derStandard.at/Deutschland

Bundestagswahl in Deutschland am 27. Sept. 2009



www.peugeot.at

PEUGEOT FESTIVAL

Jetzt Peugeot 308 Probe fahren und profitieren.

Für mehr Infos zum Peugeot 308 einfach QR-Code scannen oder SMS mit 3008 an 0676/800918308 senden. Noch keine Reader-Software? Einfach SMS mit CODE an 0676/800918308 senden. Gebühren für Daten und SMS laut Ihrem Mobilfunkvertrag.

Fragen Sie nach dem **LEASING**!

PEUGEOT EMPFIEHLT TOTAL CO₂-Emission: 125–159 g/km, Gesamtverbrauch: 4,7–6,7 l/100km

Sonderserie
Kunden-vorteil:
€ 3.000,-

JETZT PROBE FAHREN UND PROFITIEREN.

Limitierte Sonderserie inklusive: CD-Radio RD4, Klimaanlage, Alufelgen, Tempomat, Nebelscheinwerfer u.v.m.

Aktionspreis ab: €15.990,-

308

Angebot gilt für Privatkunden bei Kauf eines neuen 308 Lion Edition bei teilnehmenden Peugeot Händler-Partnern zwischen 03.09. und 31.12.2009 mit Auslieferung für Lagerfahrzeuge bis 31.12.2009, bei Werksbestellung bis 28.02.2010. Unverbindlich empfohlener, nicht kartellierter Richtpreis in Euro inkl. NoVA und MWST. Symbolfoto. Aktionspreis inkludiert eine Beteiligung der teilnehmenden Peugeot Händler-Partner. 1) Gültig für Privat-Kunden bei Kauf eines neuen Peugeot 308, 36 Monate Laufzeit, mindestens 20% Eigenleistung vom Kaufpreis, 25% Restwert vom Kaufpreis, exkl. gesetzl. Vertrags- und Bearbeitungsgeb. Die Gesamtbelastung ist somit der Kaufpreis zuzüglich € 120,- Bearbeitungsgebühr. Achtung: Das 0%-Leasing ist nicht kumulierbar mit anderen Aktionen sowie den Sonderserien dieser Modellreihe. Peugeot Bank ist ein Service der Banque PSA Finance Niederlassung Österreich.



Im Stechschritt: Paramilitärs beim Exerzieren vor der großen Parade am Tiananmen-Platz in Peking. Diese Einheit soll am 1. Oktober die chinesische Nationalflagge hissen.

Foto: Reuters/Chan

Parade als Geburt einer Großmacht

Chinas Volksarmee zeigt zum 60. Gründungstag der Volksrepublik, was sie hat. Auf dem Tiananmen-Platz werden neueste Waffensysteme vorgeführt, Beobachter befürchten eine offensivere Militärpolitik Pekings.

Johnny Erling aus Peking

Chinas 2,3 Millionen Soldaten, zu denen 660.000 paramilitärische Milizen kommen, sind ihrer Zahl nach die größte Armee der Welt. Sie sollen vor Mitte des Jahrhunderts auch zu den schlagkräftigsten Truppen weltweit gehören. Nach jährlich doppelstelligen Etatsteigerungen in der vergangenen Dekade verfügt die Armee heute über fast alle modernen Waffensysteme, wie sie auch der Westen besitzt. Verteidigungsminister Liang Guanlie: „Darunter sind viele, die dem Weltstandard nahekommen oder ihn er-

reicht haben. Ohne zu übertreiben, können wir sagen, dass unsere Armee jetzt starke Kampfkraft besitzt.“ Ziel sei nun, sie bis 2020 vollständig zu mechanisieren und computerisieren. „Chinas Militär spielt Einholen“ titelte Pekings *Global Times*. Das Ausland werde, „über das, was es zu sehen bekommt, nicht glücklich sein“.

Anlass ist der 60. Nationaltag der Volksrepublik am 1. Oktober. Pekings Führer feiern ihn zum ersten Mal seit zehn Jahren wieder mit einer großen Militärparade. Selbstbewusst drücken sich höchste Militärs die Klinke in die Hand, um auf Pressekonferenzen Details ihrer gigantischen Waffenschau vorab preiszugeben. 66 Minuten lang werden 8000 Soldaten im Gefolge von nuklearen Interkontinentalraketen und Panzern im Stechschritt am Tiananmen-Platz vorbeiziehen, der zugleich von 150 Kampfflugzeugen und Hubschraubern überflogen wird.

Westliche Militärrattachés zollen der neuen Transparenz Beifall, mit der sich die Generäle zu einer Aufrüstung bekennen, die sie lange ab-

gestritten oder heruntergespielt hatten. 1999 mussten sich ausländische Beobachter bis zum Stichtag der Parade gedulden, zu der sie mit Feldstechern und Notizbüchern anrückten, um neu gezeigte Waffensysteme zu identifizieren. 2009 nun informiert sie die Armeeführung, deren Etat 2009 um 14,9 Prozent auf 50 Mrd. Euro steigt, vorab, was sie „schon hat“. „Anderer als 1999 blamieren sie sich nicht“, meint ein europäischer Militärexperte nach erster Übersicht.

Alles selbst entwickelt

Nach Angaben von „China News Service“ reichen die Systeme von JL-2 Julong-Interkontinental-Raketen über eine neue Generation von Jian-10 Kampffliegern und Hubschraubern bis zu Chinas fliegenden Frühwarnsystemen (AEWC), mit denen es an die AWACS der USA anschließt. Eine der beabsichtigten Botschaften: Peking hat diese Waffen ungeachtet der seit dem Tiananmen-Massaker 1989 erlassenen Exportembargos der USA und Europa selbst entwickelt.

90 Prozent der 500 verschiedenen Waffen und Ausrüstungen würden auf der Parade neu gezeigt, sagte General Gao Jianguo, Sprecher der Armee für die Parade. Er wies Befürchtungen zurück, dass Peking nichts Gutes damit bezwecke, der Welt so viele neue militä-

rische Muskeln zu zeigen. Die Schlagkraft einer Armee entscheide nicht darüber, ob ein Land zur Bedrohung wird, sondern die Verteidigungspolitik. Und die sei in China dem Frieden verpflichtet.

Die militärischen Briefings zeigen aber auch, dass sich Pekings Führung von ihrer alten Strategie der inlandsgebundenen Volkstreitkräfte und des „Volkskriegs“ entfernt hat und stattdessen verstärkt auf den Ausbau von Raketen, Luftwaffe und Marine setzt. Die jüngste Pentagon-Analyse über Chinas Militär stellt warnend fest, dass China seine offensiv einsetzbaren Waffen ausbaut und jede Gelegenheit nutzt, um ihre Fähigkeiten zu Außenoperationen zu verbessern.

Innerchinesisch wird schon lange eine strategische Debatte darüber geführt, ob, wie und wann Peking sein Militär im globalen Wettbewerb einsetzen muss, um internationale See- und Transportwege zu schützen, den Zugang zu Ressourcen zu sichern und im Süd- und Ostchinesischen Meer gegen Territorial-Konflikte gewappnet zu sein.

Die waffenstarrende Prestigeschau war Anfang 2009 noch umstritten. Wegen der ungewissen Folgen der Wirtschaftskrise wurde öffentlich gefordert, auf sie zu verzichten. Die Debatte wurde rasch unterbunden.

KURZ GEMELDET

Papst Benedikt in der Hochburg des Atheismus

Vatikan/Prag – Bei seinem heute, Samstag, beginnenden dreitägigen Besuch in der Tschechischen Republik will Papst Benedikt XVI. nach Angaben des Vatikan auch Europas wachsende Säkularisierung ansprechen. Tschechien gilt als atheistische Hochburg Europas: 60 Prozent der 10,2 Mio. Einwohner sind konfessionslos. (APA, red)

Moskau reagiert scharf auf Erklärung Polens zu 1959

Moskau/Warschau – Die Erklärung des polnischen Parlaments zum Sowjet-Einmarsch am 17. September 1939 „schadet ernsthaft der Entwicklung normaler bilateraler Beziehungen“, erklärte der russische Außenminister. Polens Parlament hatte am Mittwoch den sowjetischen Überfall scharf verurteilt und die Erschießung von mehr als 20.000 polnischen Offizieren als „Kriegsverbrechen mit Merkmalen eines Völkermords“ bezeichnet. (dpa, red)

Bin-Laden-Botschaft an die „europäischen Völker“

Nikosia – Osama bin Laden hat sich mit einer neuen Botschaft zu Wort gemeldet. Wie die auf die Beobachtung islamistischer Websites spezialisierte US-Firma SITE am Freitag meldete, richtete der Chef des Terrornetzwerks Al-Kaida die fünfminütige Audiobotschaft an die „europäischen Völker“. Laut „Welt Online“ fordert er indirekt einen Abzug der europäischen Truppen aus Afghanistan – und verweist auf die Anschläge in Madrid und London. (APA)

GANZ KURZ

+++ „Sünde“ Katholiken, nicht aber die katholische Kirche, hätten sich an den Morden im KZ Jasenovac beteiligt und damit eine Sünde begangen, sagte Kardinal Josip Bozanić am Donnerstag beim ersten Besuch eines kroatischen Primas in der Gedenkstätte südöstlich von Zagreb. +++ **Wahlkampfstart** Der heute beginnende Kongress der regierenden britischen Labour Party in Brighton gilt als Wahlkampfstart für die Unterhauswahlen (wahrscheinlicher Termin: 4. Mai 2010).

+++ **Gespräch** Nach seiner Rückkehr nach Honduras hat der gestürzte Präsident Zelaya am Donnerstag erstmals einen Vertreter der Interimsregierung getroffen.

1989

Rückblende: Vor 20 Jahren im STANDARD

Dienstag, 26. September 1989:

„Flüchtlingsdrama heizt Spannung in der CSSR an“

derStandard.at/Rueckblende

Die STANDARD-Faksimile-Seiten von 1989 sind ein Zeitgeschichte-Projekt in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Nationalbibliothek www.onb.ac.at

„Bitte lassen Sie Ihre Trabis zu Hause“

Zwei Berliner Bürgermeister vergleichen ihren Job in der geteilten und vereinten Stadt

Birgit Baumann aus Berlin

Sie sind beide Sozialdemokraten. Sie wissen beide, was es heißt, Berlin zu regieren. Und dennoch gibt es wohl keine Bürgermeister, die die Politik in „ihrer“ Stadt so unterschiedlich erleben wie Walter Momper und Klaus Wowereit. Momper war 1989 Bürgermeister von (West-)Berlin, Wowereit regiert heute die wiedervereinigte deutsche Hauptstadt. DER STANDARD bat sie zum gemeinsamen Gespräch.

STANDARD: Herr Momper, tut Ihnen Kollege Wowereit leid? Er regiert eine arme Stadt.

Sie aber konnten sich auf die Berlin-Zulage des Bundes verlassen.

Momper: Ohne die ging es nicht. In einer Stadt, die so weit entfernt von Westdeutschland und zudem noch ungesichert war, wanderten viele Schlüssel- und Zukunftsindustrien ab. Dafür waren die Subven-

tionen eben nötig. Man darf nicht vergessen, dass gerade nach dem Mauerbau viele Leute und Firmen die Möbelwagen packten und nach Westdeutschland gingen.

STANDARD: Herr Wowereit, Sie würden wahrscheinlich dennoch nicht tauschen wollen?

Wowereit: Der Mauerfall ist das Beste, was dieser Stadt passieren konnte. Aber natürlich hatten wir Schwierigkeiten, als Anfang der Neunzigerjahre viele industrielle Arbeitsplätze weggefallen sind – durch das Kollabieren der DDR-Kombinate und der hochsubventionierten, nicht konkurrenzfähigen Westberliner Wirtschaft. Das war ein riesiger Aderlass, und das aufzuholen ist ein langer Prozess. Der ist auch noch nicht abgeschlossen.

STANDARD: Herr Momper, worin unterschied sich das Regieren?

Momper: Es gab neben den Zuständigkeiten für die S-Bahn bis zur Gaslaterne auch noch die internationale Ebene. Man hatte Kontakte zu den Westalliierten (USA, Frankreich, England, Anm.) und zur Sowjetbotschaft in Ostberlin sowie der SED-Führung in der DDR. Man musste auch permanent erklären, warum Politik in Berlin so läuft und nicht anders. Und mit der sowjetischen Seite überhaupt einen Kontakt zu haben, das war ja für andere deutsche Landespolitiker nicht üblich.

Wowereit: Heute ist Berlin dafür der einzige Ort in Deutschland, wo Ost und West von Anfang an zusammenleben mussten. Da prallten zwei Systeme aufeinander. Wir mussten ein Abgeordnetenhaus schaffen, ein Verkehrssystem, einen Wasserbetrieb. Leicht war das anfangs nicht, es gab auf beiden Seiten durchaus Unverständnis.

STANDARD: Welche Erinnerung haben Sie an die Mauer?

Wowereit: Sie strahlte immer eine Bedrohung aus. Spätestens wenn man die Stadt verlassen wollte,



Momper (li.), Bürgermeister von 1989, ist heute Berliner Parlamentspräsident, Wowereit regiert seit 2001.

Fotomontage, Fotos: dpa

wurde man damit konfrontiert – mit der eigenen Hilflosigkeit und mit der Willkür der Grenztruppen. Momper: Sehr un schön war diese Situation des Eingemauert-Seins. Viele, die neu in die Stadt kamen, gingen bald wieder, weil sie einen Insel-Koller bekamen. Andererseits war Berlin zur Zeit der Teilung überschaubarer, es war ja nur halb so groß. Und in jeder Himmelsrichtung war Osten. Berlin war die einzige Großstadt mit Hauptstadt-Angebot, aber ohne Durchgangsverkehr.

STANDARD: Wie verliebte Sie sich in die Stadt?

Wowereit: Ich war damals Stadtrat im Bezirk Tempelhof und zu Hau-

se. Ein Nachbar rief an und sagte: „Mach mal den Fernseher an, die Mauer fällt.“ Ich dachte erst, das sei ein Scherz. Aber dann habe ich natürlich fasziniert vor dem Fernseher gesessen. Am 10. November gingen wir sofort an, die Begrüßung der DDR-Bürger zu organisieren. Momper: Ich war bei einer Preisverleihung, als mich meine Mitarbeiter ins Büro riefen. Trotz aller Freude hatte ich schon einen Gedanken im Kopf: Wie transportiert man diese Menschenmassen zwischen Ost und West hin- und her? Also sagte ich im Fernsehen: Wir freuen uns, dass Sie zu uns kommen. Aber bitte lassen Sie Ihre Trabis zu Hause. Kommen Sie mit der U-Bahn und der S-Bahn.

Urananreicherung: Teheran baut eine zweite Anlage

Der Iran hat die Wiener Atomenergiebehörde diese Woche davon informiert, dass in dem Land eine neue Urananreicherungsanlage errichtet wird. Die USA werfen Teheran Täuschung und mangelnde Kooperation vor.

Wien / New York – Der Iran baut eine zweite Anlage zur Urananreicherung. Teheran habe die Internationale Atombehörde (IAEO) Anfang der Woche über das Projekt informiert, bestätigte deren Sprecher Marc Vidricaire Freitag in Wien. Die Islamische Republik habe den Chef der Behörde, Mohamed ElBaradei, per Brief über die Existenz der neuen Anlage in Kenntnis gesetzt. Nach iranischen Angaben befindet sich noch kein Atommaterial in der Anlage. Die Regierung in Teheran habe erklärt, die Fabrik nur zur Herstellung niedrig angereicherter Urans für Atomkraftwerke zu benutzen. Die IAEO habe den Iran aufgefordert, ihr schnellstmöglich genauere Informationen zur Verfügung zu stellen und Zugang zu der Anlage zu gewähren.

Dem Schreiben zufolge solle in der Anlage Uran auf fünf Prozent angereichert werden. Das wäre ausreichend, um damit Kernkraftwerke zu betreiben. Für Nuklearwaffen ist eine Anreicherung auf rund 90 Prozent notwendig. Zwei IAEO-Diplomaten sagten zur Nachrichtenagentur Reuters, den iranischen Angaben zufolge handle es sich um eine Pilotanlage, die noch nicht in Betrieb sei. Bisher befänden sich keine Zentrifugen zur Urananreicherung dort. Nach Angaben aus US-Regierungskreisen beobachten die Vereinigten Staaten das Projekt seit Jahren. US-Präsident Barack Obama

warf dem Iran am Rande des G-20-Gipfels in Pittsburgh vor, die Anlage jahrelang geheim gehalten zu haben. Teheran wolle offenbar seine internationalen Verpflichtungen nicht einhalten, sagte Obama. Das werde durch den Bau der neuen Anlage unterstrichen. Gemeinsam mit dem britischen Premier Gordon Brown und dem französischen Staatschef Nicolas Sarkozy verlangte Obama von Teheran, der IAEO umgehend Zugang zu der unterirdischen Anlage zu verschaffen. Brown und Sarkozy drohten in ihren Stellungnahmen in Pittsburgh ansonsten mit weiteren Sanktionen gegen den Iran.

Die neue Anlage soll nach US-Diplomatenangaben nahe der den Schiiten heiligen Stadt Ghom südlich von Teheran liegen und soll demnach groß genug für etwa 3000 Zentrifugen zur Urananreicherung sein. Die Anlage sei wohl nicht vor nächstem Jahr betriebsbereit. Ein Diplomat ging von mindestens sechs Monaten bis zu einer möglichen Inbetriebnahme aus.

Irans Atom-Unterhändler Said Jalili bekräftigte unterdessen in einem Interview mit dem deutschen Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* die Auffassung seiner Regierung, sein Land habe das Recht zur Urananreicherung und werde es niemals aufgeben. „Die Nutzung der Atomenergie muss für alle gewährleistet sein“, sagte er. „Wir sind für weltweite Abrüstung. Aber wir werden weiter Uran anreichern.“

Am 1. Oktober sollen in Genf Gespräche zwischen dem Iran und der Sechser-Gruppe stattfinden. Zu ihr gehören die fünf ständigen Mitglieder des UN-Sicherheitsrats – China, Frankreich, Großbritannien, Russland und die USA –, sowie Deutschland. Am Rande der UN-Generalversammlung in New York hieß es, schärfere Sanktionen gegen den Iran würden immer wahrscheinlicher. (Reuters, red)

Kommentar Seite 48



Mohamed ElBaradei wurde von den Iranern informiert. F.: AP

Originalplakat 1980

Diesmal geht's ums Ganze

Für die Regierung Schmidt/Genscher, gegen Alleinherrschaft einer Partei, gegen Strauß.

Diesmal F.D.P.

Die Liberalen

Wir verlassen uns fest auf Ihr schlechtes Gedächtnis

F.D.P.

Im Wahlkampf von 1980 kämpften Helmut Schmidt und Hans-Dietrich Genscher Seite an Seite, um einen Erfolg von Franz Josef Strauß zu verhindern. SPD und FDP gingen als Sieger hervor. Danach wandte sich die Genscher-FDP vom großen Regierungspartner ab. Ein Misstrauensvotum 1982 beendete die Koalition. Danach kam die CDU von Helmut Kohl mit den Stimmen der FDP an die Regierung. Denkwürdig, fand Klaus Staeck.

Erlässe Inzkos bringen Bosniens Serben in Rage

Republika Srpska will Hohe Repräsentanten wegen Verletzung des Besitzrechts klagen

Andrej Ivanji

Sarajewo/Belgrad – Wenn in Bosnien und Herzegowina (BiH) ein Problem zwischen Bosniaken, Serben und Kroaten nicht demokratisch gelöst werden kann, dann greift der internationale Hohe Repräsentant mit seinem Machtwort ein. So war es nach der Unterzeichnung des Friedensabkommens von Dayton 1995, anders ist es auch heute nicht. Die Bosnien-Beauftragten schritten ein, um den Zentralstaat zu stärken, der aus zwei Entitäten besteht, die formal einen hohen Grad an Eigenstaatlichkeit haben – der bosniakisch-kroatischen Föderation und der serbischen Republika Srpska (RS).

Der jetzige Bosnien-Beauftragte, der Österreicher Valentin Inzko, griff jüngst ebenfalls zu den sogenannten „Bonn Powers“, die ihm

de facto und de jure unbeschränkte Befugnisse geben, und erließ „rein technische“ Gesetze. Sie sollen nach einer neunjährigen Debatte die Beendigung der internationalen Überwachung des innerhalb Bosniens selbstständigen Distrikts Brčko ermöglichen. Gleichzeitig beschloss Inzko Vorschriften zu ändern, die die Arbeit des 2003 gegründeten Stromverteilers Elektroprijenos BiH regeln. Die Föderation ist an dem Unternehmen mit rund 52, die RS mit etwa 48 Prozent beteiligt, entweder direkt oder durch Kleinaktionäre.

Letzteres löste eine derartige Empörung in der RS aus, dass die serbisch-bosnischen Behörden beschlossen, nicht nur Inzko, sondern auch dessen Vorgänger, die in Bosnien rechtlich unantastbaren Hohen Vertreter, in ihren jeweiligen Herkunftsländern zu verklagen.

Im Büro des RS-Premiers Milorad Dodik heißt es, dass sich Inzko nicht nur das fragwürdige Recht genommen habe, sich über das Dayton-Abkommen und die bosnische Verfassung zu stellen, sondern auch in Eigentumsfragen zu urteilen.

Elektroprijenos BiH sei nämlich, so die Begründung in der RS, eine Aktiengesellschaft. Der Hauptausschuss besteht aus vier Vertretern aus der Föderation, drei aus der RS und einem Ausländer. Laut Inzkos Beschluss sollen nun alle Entscheidungen mit einfacher Mehrheit getroffen werden. Damit solle die RS daran gehindert werden, ihr Kapital abzuziehen und eine eigene Firma zu gründen, vermuten die bosnischen Serben. Die RS droht nun damit, alle Vertreter aus gesamtbosnischen Institutionen zurückzuziehen.

Israels Ex-Premier Olmert wegen Betrugs vor Gericht

Ben Segenreich aus Tel Aviv

Die Kanzlei des Regierungschefs hat er schon vorzeitig geräumt, jetzt kämpft Ehud Olmert darum, dass er nicht in eine Gefängniszelle einziehen muss. Dem bald 64-jährigen Olmert wurde am Freitag der zweifelhafte Ruhm zuteil, als erster israelischer Ex-Premier auf der Anklagebank zu sitzen.

Es sei „ein großer Tag für das Justizsystem“, hieß es in israelischen Medien. „Das Kriterium für einen Rechtsstaat ist nicht, ob es Korruption an der Spitze gibt, sondern ob es jemanden gibt, der gegen die Korruption kämpft“, sagte Radio-Kommentator Mosche Negbi.

Im Mai 2008 wurde bekannt, dass Olmert in seiner Zeit als Bürgermeister von Jerusalem und später als Handelsminister vom US-Geschäftsmann Morris Talansky hohe Geldbeträge in bar angenommen hatte. Laut Olmert handelte es sich bloß um Parteispenden, für die keine Gegenleistung erbracht wurde. Aber die Anklage spricht jetzt von Betrug, Unterlagenfälschung und Steuerhinterziehung in gleich drei Fällen.

MYSHOPPING

Partyhelm „Survivor“

Digicam „Pink“

Slip „Eat me!“

Shades „Classic“

Wandtrophäe „Kapitalhirsch“

Wiener Linien Studenten-Semesterticket

Shisha „Dahab“

Discokugel „Party!“

Headphones „Superlative“

Hut „Bondi-Beach“

High Heels „Purple Flair“

Zwischendurch kannst Du jederzeit Dein Studententicket online kaufen. <http://shop.wienerlinien.at>

Die Stadt gehört Dir. WIENER LINIEN

Deutsch | Kontakt | Impressum | AGB

Bezahlte Anzeige

„Mann ohne Gedächtnis“ hatte Wiener Öffi-Ticket

Seattle/Wien – Edward Lighthart geistert seit Wochen als „Mann ohne Gedächtnis“ durch US-Medien, nun gibt es auch eine Spur nach Österreich. In den Taschen des 53-jährigen US-Bürgers wurde angeblich eine Jahreskarte der Wiener Linien aus dem Jahr 2007 gefunden. Lighthart war am 30. Juli in Seattle in einem Park aufgetaucht, er wusste nicht, wer er ist und wie er dorthin kam. Auch zu den 600 US-Dollar in seinen Socken und zum eingesteckten Öffi-Fahrausweis aus Wien fiel ihm nichts ein. Ärzte attestierten ihm eine Amnesie.

Seine Identität konnte durch Medienberichte geklärt werden, Bekannte erkannten ihn auf Fotos wieder. Inzwischen kehren Lightharts Erinnerungen zurück. Er dürfte zuletzt als Kulturmanager tätig gewesen sein, spricht Englisch, Französisch sowie Deutsch und lebte eine Zeitlang in Wien. Manche seiner eigenen Angaben sind aber laut *Seattle Times* falsch.

Der Fall erinnert an den „Piano Man“, der 2005 in der südostenglischen Grafschaft Kent aufgetaucht war. Wie sich herausstellte, war der klavierbegabte, junge Mann aus Deutschland. Er litt vorübergehend an einer psychischen Erkrankung, seine Eltern hatten ihn schon gesucht. (sim)

1989 **Rückblende: Vor 20 Jahren im STANDARD**

Mittwoch, 27. September 1989:

„Ausreisegarantie für DDR-Flüchtlinge in Prager Botschaft“

derStandard.at/Rueckblende

Die STANDARD-Faksimile-Seiten von 1989 sind ein Zeitgeschichte-Projekt in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Nationalbibliothek www.onb.ac.at

In den Straßen von Tokio lieferten sich Radkuriere ein Rennen nach dem anderen. Kein Wunder, ging es doch um die heurige Weltmeisterschaft. In der Branche der Boten auf zwei Rädern gibt es starke Auftragsrückgänge.

Martin Kölling aus Tokio

Die Straßen sind glatt, frei von Schlaglöchern, die Autofahrer und die Polizei zuvorkommend. Tokio scheint wie gemacht für eine Fahrradboten-WM. Rund 550 Kuriere aus zwanzig Nationen sind heuer genau zu diesem Anlass den weiten Weg nach Japan gereist. Diese Woche war das große Finale. David Beerli aus Basel, der selbst eine Europameisterschaft mitorganisiert hat, schwärmt: „Die Japaner haben einen genialen Job gemacht, es ist absolut perfekt organisiert.“

Für das Hauptrennen hatten sich die Organisatoren etwas ganz besonderes ausgedacht. Anders als in bisherigen WMs erhielten die Kuriere nicht mehr eine Liste mit Zielen, die sie abklappern mussten. Stattdessen sammelten sie in dem zweieinhalbstündigen Rennen dreimal einen Packen Aufträge ein, die sie selbst nach Priorität und Strecke zu ordnen und dann auszuliefern hatten. Gewinner wurde, wer das meiste Geld in der kürzesten Zeit einfuhr. „Das ist sehr nahe am Berufsalltag und für ein Rennen sehr anspruchsvoll, aber auch sehr attraktiv“, sagt Beerli.

Die Regeln sind hart wie der Alltag eines Kuriers. Auch Veteran Beerli musste darunter leiden. Er schoss im Finale der 70 besten Radler und Radlerinnen zehn Sekun-



Manche Fahrradboten gingen bei der Weltmeisterschaft in Tokio verbissen ans Werk. 550 Kuriere waren am Start, gewonnen haben ein Japaner und einen Dänin.

Foto: Kölling

den nach Ablauf der Zweieinhalb-Stunden-Frist über die Ziellinie, weil er sich leicht verschätzt hatte – und wurde disqualifiziert. Termin verpasst, Auftrag futsch, wie im richtigen Leben.

Auch Kuriere in der Krise

Die Kuriere sind ein buntes Völkchen: Akademiker, Künstler, Obdachlose – viele haben die Arbeit einmal als Nebenjob angefangen und sind dann süchtig geworden. Die Krise und der Siegeszug des Internets treffen allerdings auch die Radkuriere in den meisten Ländern hart. Jene in Tokio haben nach der Pleite der US-Investmentbank Lehman Brothers deftige Auftragsrückgänge verzeichnet, berichtet Masayuki Watanabe, der seinen Job als Werbefotograf fürs Kurierdasein aufgegeben hat.

Einer, der auch nach dem Job süchtig wurde, ist Mike Cobb aus

Portland im US-Bundesstaat Oregon. Im Alltag liefert er Gemüse für ortsansässige Bauern aus, wie ein Tagelöhner in China. Bei der WM ist er als mehrfacher Meister im Fahrradwettbewerb bekannt. In dieser Disziplin ist höchste Körperbeherrschung gefragt: Es gewinnt, wer am längsten mit einem „Fixie“, einem Rad, das rückwärts fahren kann, auf der Stelle stehen kann.

Nach den ersten drei Minuten muss man es einhändig, dann freihändig, dann einfüßig und dann freifüßig schaffen. Heuer macht ein Däne, der unter dem Spitznamen „Jumbo“ bekannt ist, das Rennen. Den Hauptbewerb der Herren entscheiden zwei Japaner für sich, bei den Frauen ist es eine Dänin. Für viele ist der Event selbst aber wichtiger als das Ergebnis. Beerli sagt: „Ich habe wieder viele unterschiedliche Typen getroffen, die eines eint: die Liebe zum Fahrrad.“

PANORAMA

Erste Impfstoffe gegen Schweinegrippe genehmigt

London/Wien – Die ersten Schweinegrippe-Impfstoffe und gleichzeitig ein Knalleffekt für das „Vakzin“ des US-Pharmakonzerns Baxter, auf dessen Lieferung Österreich einen Vorvertrag abgeschlossen hat: Die Europäische Arzneimittelagentur empfahl am Freitag nur die Zulassung von zwei Impfstoffen gegen die neue H1N1-Influenza: „Focetria“ (Novartis) und „Pandemrix“ (GlaxoSmithKline – GSK). Für das Baxter-Produkt müssen noch Fragen zur Herstellungsqualität beantwortet werden. (red)

Häftlinge berauschten sich mit „Schweinegrippe-Gel“

London – Häftlinge in britischen Gefängnissen betrinken sich offenbar mit alkoholhaltigem Schweinegrippe-Handwaschgel. Am selben Tag, als das Gel erstmals in einem Gefängnis in Dorset ausgegeben wurde, zeigte ein Häftling Anzeichen von Trunkenheit. Ein Vertreter der Gefängniswärter-Gewerkschaft meinte: „Wenn im Gefängnis etwas mit dem Namen ‚Alkohol-Gel‘ verteilt wird, ist klar, was passieren wird.“ (AFP)

Urteil nach Mord an russischem Olympiasieger

St. Petersburg – Fast fünf Jahre nach der Ermordung des russischen Radsport-Olympiasiegers Dmitri Neljubin ist der Täter in St. Petersburg zu 18 Jahren Haft verurteilt worden. Die Richter sahen es als erwiesen an, dass der Angeklagte das 33-jährige Opfer am 1. 1. 2005 im Streit erstochen hat. (dpa)

Stalker als Tiefflieger über dem Haus der Exfreundin

Washington – Ein 51-jähriger Amerikaner hat in Kalifornien seine ehemalige Freundin terrorisiert, indem er mit einem Sportflugzeug im Tiefflug über ihrem Haus kreiste. Er wurde festgenommen. (dpa)

LEUTE

■ Die italienische Frauenministerin **Mara Carfagna** (Bild) klagt *La Repubblica* auf 900.000

Euro Schadenersatz. Die römische Tageszeitung hatte dem 33-jährigen Ex-TV-Showgirl Sex mit Regierungschef **Silvio Berlusconi** unterstellt. Foto: AP / De Luca

■ Der italienische Modezar **Giorgio Armani** will nach seiner Genesung von einer durch Lebensmittelvergiftung ausgelösten Hepatitis nur das Leben genießen. Seine Firma will er nicht verkaufen. (red)

„Seid friedlich, geht ruhig voran“

In Leipzig organisierte Christian Führer in der Nikolaikirche jene Montagsgebete, die das Ende der DDR einleiteten

Leipzig – Manchmal, wenn Christian Führer durch den Seitenausgang der Leipziger Nikolaikirche ins Freie tritt, hat er die Bilder von damals gleich wieder im Kopf. „Da standen sie, Tausende, alle mit Kerzen in den Händen“, sagt er und deutet auf jenen berühmten Platz, über den 20 Jahre danach Touristen schlendern, Eis essen oder die berühmte Kirche fotografieren. Dann hält er kurz inne und lächelt. Ohne den ehemaligen Pfarrer der Leipziger Nikolaikirche



wäre der Mauerfall undenkbar gewesen. Eine Figur der Zeitgeschichte ist er. Und dennoch: Nicht der 9. November war sein Tag, sondern der 9. Oktober, ein Montag.

Wie jeden Montag in den Jahren zuvor hatte Führer in seiner Kirche zum „Friedensgebet“ gerufen. Jahre zuvor war das eine recht überschaubare Veranstaltung gewesen. „Doch dann, ab 1986 wurde das Brodeln in der DDR immer lauter“, erinnert er sich im Gespräch mit dem STANDARD. Nicht allein Christen kamen in seine Kirche, sondern immer mehr, die gegen Staat und Partei protestieren wollten, weil sie sie nicht ausreisen ließen.

1989 war sein montägliches Gebet bereits zu einer von der Staatssicherheit misstrauisch beäugten Großveranstaltung geworden. Die Zufahrtswege zur Kirche wurden blockiert, Autos nicht in die Leipziger Innenstadt gelassen. Trotzdem schlugen sich immer mehr Leute durch.

„Furchtbare Angst“

„Furchtbare Angst hatte ich am Morgen des 9. Oktober“, sagt Führer. Zwei Tage zuvor hatte die DDR ihren 40. Geburtstag gefeiert und die Staats- und Parteiführung wollte sich die Proteste nicht länger bieten lassen und hart durchgreifen. Ein Gerücht nach dem anderen jagte durch die Stadt: Die Krankenhäuser hätten ihre Blutkonserven aufgestockt, da mit vielen Schussverletzten zu rechnen sei. Schließlich hatten die Kommunisten ja auch in China Anfang Juni die De-



Auf Gewalt waren die DDR-Organe eingestellt, auf eine friedliche Masse nicht. Pfarrer Christian Führer in der Nikolaikirche. Foto: AP

mokratiebewegung auf dem Tiananmen-Platz blutigerstickt. Aufzugeben, das Gebet abzusagen – das kommt für ihn jedoch nicht infrage. Also tritt er – wie jeden Montag – vor die Leute. Kirchenschiff wie Emporen sind überfüllt, junge Menschen sitzen auf dem Boden. Und Führer zitiert aus der Bergpredigt: „Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.“

Man merkt dem kleinen Mann, der stets mit Jeans und Jeansjacke auftritt, noch heute die Emotionen an. Die unendliche Erleichterung, dass die Menschen vor der Kirche ebenso wie die Kirchenbesucher Kerzen in den Händen halten. „Wer eine Kerze in der Hand hat, signalisiert: Ich habe keine Hand frei, um Steine zu werfen“, erklärt er. Dann geschieht das „Wunder“. Nach dem Gebet öffnet Führer

die Kirchentür. Menschen strömen aus der Kirche auf den ohnehin schon überfüllten Platz. „Seid friedlich, geht ruhig voran“, mahnt der Pfarrer noch. Die ersten setzen sich in Bewegung, gehen Richtung Leipziger Ringstraße, ziehen mit brennenden Kerzen an der Stasi-Zentrale vorbei. Insgesamt sind es 70.000 – die größte nichtgenehmigte Demonstration, die es je in der DDR gegeben hat.

Es bleibt friedlich, den ganzen Abend, die ganze Nacht lang, obwohl tausende Einsatzkräfte vor Ort sind. Sie hatten den Befehl, gegen gewaltsame Demonstranten rigoros vorzugehen. Auf die friedliche Masse waren sie nicht eingestellt. Für Pfarrer Führer ist klar: „Die DDR ist an diesem Abend nicht mehr die gleiche wie am Morgen.“ Exakt vier Wochen später fällt die Berliner Mauer. (bau)



Sarah Wiener

Als die Mauer fiel, lag ich im Bett und verschlief den historischen Moment, weil ich weder Radio noch Fernseher hatte. Danach war ich putzmunter und bin sofort zur Mauer gedüst, um zu staunen. Heute ist es schon wieder fast unwirklich, dass Berlin geteilt war. Ich habe heute direkt an der ehemaligen Grenze und im Ostteil meine Restaurants.

Sarah Wiener, in Wien aufgewachsen, kocht und lebt seit 1986 in Berlin.

Foto: AP





Wiener Hearing zu Mochovce CHRONIK Seite 13

Joachim Gauck über die Wut im Volk Seite 10

derStandard.at/Inland

„Bitte leert den Schmutzkübel über mir aus“

Ein Geschäft mit einem ungarischen Finanzier setzt die oberösterreichische Volkspartei gehörig unter Druck – sie lässt den Landesfinanzdirektor die Sache allein ausbaden. Dieser erteilt VP-Chef Josef Pühringer die Absolution.

Kerstin Scheller
Markus Rohrhofer

Linz – „Ich war blauäugig und es war ein Fehler.“ Freitagmittag trat ein sichtlich geknickter Landesfinanzdirektor in Linz vor die Presse. Unmittelbar nach einem Gespräch mit Landeshauptmann Josef Pühringer (ÖVP) lag es an Josef Krenner, heikle Fragen zu dem zweifelhaften Deal mit einem ungarischen Finanzdienstleister – DER STANDARD berichtete – zu beantworten. Befragt, wie es zu dem Kontakt mit der in Budapest ansässigen Firma „C-Trade and Trust Rt.“ gekommen sei, merkte Krenner an: „Es hat mich ein Herr Hans Jürgen Jockers angerufen und gefragt, ob wir nicht irgendwo Geld veranlagt hätten. Da sind mir dann die 140 Millionen Euro bei der Raiffeisenlandesbank eingefallen.“ Was folgt, ist ein einmaliges Treffen im Büro Krenners, dann erhält Jockers eine schriftliche Ermächtigung für eine Kontoinsicht. Zusätzliche Verträge gibt es nicht.

„Da war ich naiv“

„Anfragen für ein Zugriffsrecht habe ich in den letzten Jahren immer zurückgewiesen. Im Fall der ungarischen Firma war das Geld aber gesichert. Die Variante war neu und ich neugierig“, beteuert Krenner. Geprüft habe er die Firma seines potenziellen Geschäftspartners nie: „Da war ich sicher naiv.“

Den „Sicherungshinweisen“ des Finanzdirektors steht aber ein dem STANDARD vorliegendes Schreiben des besagten Herrn Jockers gegenüber: „... da wir keinerlei Zugriff auf das Kapital hatten, ist der Versuch einer Geldmarktregulierung gescheitert.“ Krenner bleibt dennoch dabei: „Zugriffsrecht hatte immer nur das Land.“ Ob er sich jemals gefragt habe, was denn nun „C-Trade and Trust Rt.“ von dem Oberösterreich-Deal habe – außer der versprochenen Zahlung von 4,6 Millionen Euro? Krenner: „Nein. Ich habe nur das Geld für das Land gesehen.“ Jetzt sei er „tief betroffen“, dass Pühringer „angepatzt“ werde. „Es war meine Entscheidung. Bitte leert den Schmutzkübel über mir aus.“

Dass die Nerven beim Landesfinanzier blank liegen, davon zeugt auch ein „Notruf“ Donnerstagabend bei der Polizei. Krenner zeigte einen Diebstahl an, man habe alle Unterlagen zum „Ungarn-Deal“ aus seinem Büro gestohlen.



Wahlhelfer für Josef Pühringer (vorn): NÖ-Landeshauptmann Erwin Pröll, Christa Pühringer, ÖVP-Chef Josef Pröll, Ministerin Maria Fekter und Landesrat Josef Stockinger (v. re.).
F.: APA/rubra

Laut einer Meldung bei der Polizei, die dem STANDARD vorliegt, wurde sogar der „Tatverdacht bei Parteigegnern“ vermutet. Peinlicherweise tauchten die Akten Freitagfrüh wieder auf: auf dem Schreibtisch des Herrn Finanzdirektors: „Sie sind druntergerutscht. Ich hab halt

so viele Akten am Schreibtisch liegen.“

Prüfen wird den Deal nun auch der Landesrechnungshof (LRH). Den entsprechenden Antrag hat die SPÖ am Freitag beim LRH eingereicht. Nachdem Landeshauptmann und Finanzreferent Josef

Pühringer keine Antworten zu dem Geschäft geben konnte, will die SPÖ nun Aufklärung. Das Geschäft ging im Mai 2009 über die Bühne: Das Land Oberösterreich erhält von den Ungarn 4,6 Millionen Euro, wenn „C-Trade“ das Einsichtsrecht auf ein Landeskonto

bei der Raiffeisenlandesbank in Linz erhält. Auf jenem Konto liegen besagte 140 Millionen Euro Steuergelder. Einzige Gegenleistung offiziell: Das Land darf das Geld auf dem Konto bis Ende 2009 nicht anrühren.

Kommentar Seite 40



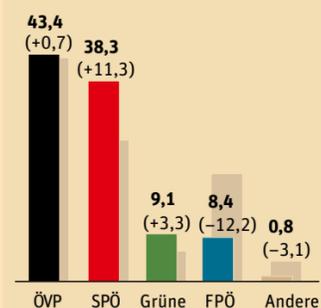
Wer investiert
2,5 Milliarden
Euro in die
Energieversorgung
Österreichs?

Manuela Rustler, OMV Raffinerie Schwechat

Ergebnis LT-Wahl 2003 in Oberösterreich

Stimmenanteile in Prozent

(Veränderung zu '97 in Prozentpunkten)



Quelle: APA

DER STANDARD

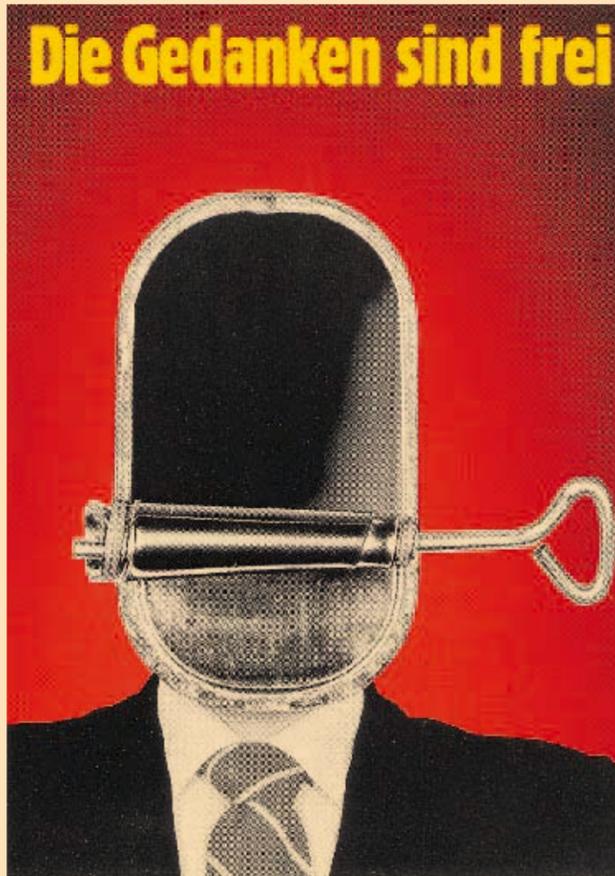
www.omv.com

Prammer verschärft Geheimhaltung im U-Ausschuss

Wien – Nationalratspräsidentin Barbara Prammer (SPÖ) hat die Geheimhaltungsvorschriften für den Untersuchungsausschuss verschärft. Laut ihrem Sprecher Gerhard Marschall werden sämtliche an den Ausschuss übermittelten Akten ab sofort als „Geheimakten“ behandelt. Sie dürfen damit nicht mehr eingescannt und an die Parlamentsfraktionen verteilt werden.

FPÖ-Generalsekretär Harald Vilimsky reagierte empört: Eine „vernünftige Vorbereitung“ der Mandate sei so „nicht mehr möglich“.

Anlass für Prammers Anordnung ist die Veröffentlichung der auch an den U-Ausschuss übermittelten Autopsie-Ergebnisse des verunglückten Kärntner Landeshauptmannes Jörg Haider (BZÖ) in *News*. Das BZÖ hatte den Verdacht geäußert, die Dokumente könnten aus dem Parlament kommen. Dafür gibt es laut Marschall zwar keine Anhaltspunkte, dennoch habe Prammer, „um jeden Verdacht auszuräumen“, als „Sofortmaßnahme“ die Geheimhaltungsbedingungen verschärft. Die weitere Vorgehensweise will die Präsidentin mit den Fraktionsführern und dem Ausschuss-Vorsitzendem Martin Bartenstein (ÖVP) besprechen. (APA, nim)



Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt. Artikel 5, Absatz 1 des deutschen Grundgesetzes. Klaus Staeck denkt darüber nach – in einem Plakat von 1979.

KURZ GEMELDET

Grüne kritisieren

„Equal Pay Day“-Kampagne

Wien – Als „teure Imagekampagne der Regierung“ bezeichnen die Grünen die „Equal Pay Day“-Initiative zur Gehältertransparenz von Frauenministerin Gabriele Heinisch-Hosek (SPÖ). Die SPÖ sei mitverantwortlich für die „alarmierende Einkommenslage von Frauen“, sagt Grünen-Frauensprecherin Judith Schwentner. Die Initiative sei eine gute Idee, greife aber „viel zu kurz und ist damit zahnlos“. (APA)

Uni 1: Rektorenchef findet Ministeriums-Stil „schlecht“

Wien – Uni-Rektorenchef Christoph Badelt kritisiert den „ausgesprochen schlechten“ Stil des Wissenschaftsministeriums in Bezug auf die Leistungsvereinbarungen. Die Aufteilung des 2,75-Milliarden-Euro-Budgets auf die einzelnen Hochschulen muss bis Jahresende ausverhandelt werden. Die Budgetangebote des Ministeriums seien „in einem Ausmaß niedrig, das uns sehr verwundert“, so Badelt. Es gebe Vorgaben des Ministeriums, die „aus systematischer wie auch inhaltlicher Sicht nicht gut“ seien. (APA)

Uni 2: ÖH für Abschaffung aller Studiengebühren

Wien – ÖH-Chefin Sigrid Maurer (Grüne und Alternative StudentInnen) möchte die Studiengebühren für alle Hochschultypen abschaffen. Thomas Wallerberger (Fraktion Engagierter Studierender), stellvertretender ÖH-Vorsitzender, spricht von einer Ungleichbehandlung der Fachhochschulen, wo Studenten noch immer Gebühren zahlen müssen, mit den Unis. Das System mit Ausnahmeregelungen sei außerdem „sozial benachteiligend“, sagt Wallerberger. (APA)

Neue „China-Connection“ im Wissenschaftsbereich

Peking – Im Rahmen des Besuchs von Wissenschaftsminister Johannes Hahn (ÖVP) in China wurde an der Beijing Jiaotong University ein neues österreichisch-chinesisches Forschungszentrum eröffnet. Die Zusammenarbeit hat Tradition: Zahlreiche heimische Unis und Forschungseinrichtungen haben Abkommen mit chinesischen Partnern eingegangen. (APA)

Franz Olah im Stephansdom verabschiedet

Wien – Der frühere ÖGB-Präsident und Innenminister Franz Olah (SPÖ) wurde am Freitag im Stephansdom verabschiedet. Olah war Anfang September im Alter von 99 Jahren verstorben. Am Freitagnachmittag wurde er in Baden beigesetzt. (APA)



Alexander Van der Bellen

Als die Mauer fiel, griff ich zum Sekt. Die DDR wollte mich – einen Österreicher! – mal nicht aus Ostberlin ausreisen lassen. Danach begannen die Mühen der Ebene. Heute ist Berlin immer noch eine Reise wert, aber das Flair von Westberlin ist verlorengegangen.

Alexander Van der Bellen, Politiker, wurde in Wien geboren und lebte 1972, 1973 und 1974 in Berlin. Jeweils für Monate auch in den Jahren '75 und '76 und arbeitete am Wissenschaftlichen Zentrum Berlin. Foto: Hendrich

„Verdrängen ist keine gute Methode“

Unter Unrecht darf kein Schlussstrich gezogen werden, sagt **Joachim Gauck**. Er war in der DDR Pfarrer und Sprecher des „Neuen Forum“, nach der Wende Kopf der Behörde zur Aufarbeitung der Stasi-Akten.

Mit ihm sprach **Birgit Baumann**.



STANDARD: Im Herbst 1989 flüchteten zehntausende DDR-Bürger in den Westen. Hatten Sie auch mal das Gefühl: Es reicht, ich gehe.

Gauck: Flucht hat es auch in meiner eigenen Familie gegeben, aber für uns Oppositionelle war immer klar: Wir bleiben im Land, weil wir hier etwas verändern wollen. Aber beeindruckt haben mich diese unglaublichen Massen in der Prager Botschaft schon. Da waren Familien mit kleinen Kindern, die alles aufgegeben hatten.

STANDARD: War Ihnen klar, dass diese Massenflucht der Auftakt zur Revolution war?

Gauck: Die hat uns vom Neuen Forum insofern geholfen, als die Botschaften plötzlich auf fruchtbaren Boden fielen. Wenn Sie Jahrzehnte lang in einer festgefühten Macht-Ohnmacht-Konstellation leben, dann können Sie sich gar nicht mehr vorstellen, dass sich das ändert. Sie hoffen einfach nur noch, dass der König milde ist.

STANDARD: Was änderte sich in diesen Tagen konkret?

Gauck: Vorher dachten viele DDR-Normalbürger: Ach, die von der Opposition, die spinnen, die riskieren zu viel. Aber als die Staatsführung die Flüchtenden verhörte und ihnen nachrief „Wir weinen euch keine Träne nach“, da entstand plötzlich Wut im Volk.

STANDARD: Sie führten Demonstrationen gegen das Regime an.

Gauck: Diese Demos gingen ja überall von den Kirchen aus. Da wir uns an Martin Luther King orientierten, blieb alles friedlich. Das hat uns später geholfen, als es darum ging, die Stasi-Zentrale zu besetzen. Da gingen die neuen Kräfte der SED mit uns eine Art Sicherheitspartnerschaft ein.

STANDARD: Dennoch gelang es der alten Führung, in letzter Minute viel Stasi-Material zu vernichten. Hatten Sie Sorge, dass Aufarbeitung nicht mehr möglich sein könnte?

Gauck: Nein, es war schon 1989 klar, dass bedeutend mehr vorhanden als vernichtet ist. Damit machte es Sinn, die Unterlagen zu verwenden. Was weg ist, sind die Unterlagen über die Auslandsspionage. Daher gibt es auch kaum etwas über West-Deutsche, Österreicher oder Amerikaner.

STANDARD: Wann haben Sie Ihre eigene Stasi-Akte zum ersten Mal gesehen?

Gauck: Das war im Sommer 1990. Dass Verrat existierte, war uns schon vorher klar gewesen. Aber ich war dann doch recht überrascht, was ich dort auf 1200 Seiten lesen konnte. Man wunderte sich, wer alles IM (inoffizieller Mitarbeiter, Anm.) war.

STANDARD: Warum haben Sie sich so für die Stasi-Aufarbeitung eingesetzt?

Gauck: Verdrängen ist keine gute Methode, das wissen wir doch aus der Nachkriegszeit. Da kam dann alles eine Generation später, bei den 68ern, hoch. Darauf habe ich schon als Abgeordneter der DDR-Volkskammer verwiesen: Wir wollen nicht vertuschen, wir wollen keine Schlussstrichmentalität. Es

sollte anders sein als in der Adenauer-Ära nach dem Krieg.

STANDARD: Die CDU war anfangs recht skeptisch.

Gauck: Viele, auch in der Bevölkerung, sagten: Was nicht strafrechtlich relevant ist, muss dann ja auch nicht aufgearbeitet werden. Aber das stimmt nicht. Schuld ist auch eine politische Kategorie. Wir wollten der unterdrückten Mehrheit der Bevölkerung Zugang zum Herrenwissen ihrer einstigen Machthaber verschaffen.

STANDARD: Was bewegte Sie in den Jahren an der Spitze der Behörde am meisten?

Gauck: Die unglaublich große Rolle von Angst. Wenn eine Gesellschaft autoritär geführt wird, ist Angst ein Ratgeber der Menschen.

STANDARD: Wie lange braucht Deutschland die Behörde noch?

Gauck: Eine Generation lang. Es werden jetzt noch jährlich zehntausende Akten eingesehen. Viele Leute trauen sich erst jetzt.

STANDARD: Viele junge Ostdeutsche glauben heute, die Stasi sei ein „normaler Geheimdienst“ gewesen.

Gauck: Für sie ist das Spruchgut der Eltern maßgebend. Und das lautet: Früher war nicht alles schlecht. Da hat man natürlich ein unangenehmes Déjà-vu und erinnert sich an die Generation, die erklärt: Bei Hitler gab es auch Vollbeschäftigung. Das kennen Sie ja auch aus Österreich. Insofern kann der Österreicher den Original-Ossi gut verstehen. Aber man muss schon sagen: Das Areal der Aufgeklärten ist heute schon viel größer.

ZUR PERSON:

Joachim Gauck (69) war Pfarrer in Rostock und 1989 Mitbegründer der Bürgerbewegung „Neues Forum“. Nach der Volkskammerwahl im März 1990 zog Gauck ins DDR-Parlament ein. Von 1990 bis 2000 war er Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Die Bundesbehörde wurde bald nur noch „Gauck-Behörde“ genannt.

Foto: Christian Fischer

Vorarlberger ÖVP ist nun Single

Sausgruber will allein regieren und sucht noch neues Regierungsglied

Jutta Berger

Bregenz – „Das war schon okay, dass man uns eingeladen hat“, sagte SPÖ-Vorsitzender Michael Ritsch, nachdem er am Freitag kurz zu Gast im Büro des ÖVP-Landeshauptmanns war. Das Ritual war schnell erledigt. Herbert Sausgruber trat, Michael Ritsch in Statistenrolle an seiner Seite, vor die Medien und gab bekannt, was in Vorarlberg revolutionär, in anderen Ländern schlicht logisch ist: Die ÖVP, erneut mit absoluter Stimmenmehrheit (50,8 Prozent) ausgestattet, wird erstmals seit 1945 ohne Partner regieren. Es sei, so Sausgruber, „richtiger und offener,

wenn wir die Verantwortung alleine übernehmen“.

Der ÖVP-Chef hätte die Ankündigung noch gerne bis zur Parteileitungssitzung am 12. Oktober hinausgezögert, ein Ungeduldiger aus den eigenen Reihen hatte das Spiel aber durch eine Indiskretion beendet. Die Alleinregierung habe sich nicht bereits am Sonntag, sondern erst „in den letzten Tagen“ abgezeichnet, versuchte Sausgruber Vorwürfe zu widerlegen, er habe nicht ernsthaft mit den Grünen verhandelt.

Alleinregierung bedeutet für Sausgruber nicht, „dass man von der Mehrheit in Übermaß Gebrauch macht“. In wesentlichen

Fragen hoffe er auf „breite Willensbildung“ im Landtag. Die ÖVP will nicht nur allein regieren, sondern auch unter sich bleiben. Auf dem vakanten siebenten Regierungssitz hätte Sausgruber lieber jemanden aus den eigenen Reihen als einen unabhängigen Experten. Wen, wisse er noch nicht. Da Sausgruber am Wochenende mit den wichtigsten Parteivorständen reden will, dürfte der Name bald durchsickern.

Die FPÖ, die Sausgruber wegen antisemitischer Äußerungen ihres Parteichefs Dieter Egger nicht mehr in der Regierung haben will, sieht eine Regierungsbeteiligung weiter als „Wählerwillen“.

Kommentar Seite 40

Volkspartei blickt trotz Verlusten optimistisch nach vorn – Pröll wird Grundsatzrede an die Nation halten



Vor einem Jahr übernahm Josef Pröll von Wilhelm Molterer interimistisch die Geschäfte der Volkspartei.

Foto: Reuters

Pröll will mutig „Wahrheiten ansprechen“

Rede des Finanzministers zur Budgetkonsolidierung

Wien – „Es reicht“, hatte der damalige Vizekanzler Wilhelm Molterer am 7. Juli 2008 verkündet. Eine gute Arbeit in dieser Bundesregierung sei mit der SPÖ nicht mehr möglich. Etliche Wochen später musste Molterer die Geschäfte an Josef Pröll übergeben. Dieser war ab 29. September geschäftsführender Parteichef. Molterer zog sich zurück, heute ist er einfacher Abgeordneter.

Dazwischen lagen Neuwahlen. „Es reicht“, dachten sich offenbar viele ehemalige Wähler der ÖVP. Laut einer Wählerstromanalyse des Instituts Sora waren bei der ÖVP 116.000 enttäuschte Wähler zu Hause geblieben. Vom direkten Austausch mit der SPÖ profitierte diese im Saldo mit 21.000 Stimmen. Die ÖVP hatte vor allem an das BZÖ (152.000) und in zweiter Linie an die FPÖ (88.000) verloren.

Seitdem hat die ÖVP mit Ausnahme von Kärnten (plus 5,2) zwar weiterhin Stimmen und Prozente verloren, zum Teil aber deutlich weniger als die SPÖ. Bei der EU-Wahl reichte ein Minus von 2,7 Prozentpunkten immerhin für den ersten Platz, und in Vorarlberg hielt die Volkspartei trotz eines Minus von 4,1 Prozentpunkten die absolute Mehrheit.

Pröll wird sich am 14. Oktober in einer Rede an die Nation wenden. Er wird dies in seiner Funktion als Finanzminister tun, und der Event wird entsprechend inszeniert. Die Rede widmet sich dem „Projekt Österreich“. Untertitel: „Die Zeit. Das Ziel. Die Chance.“

„Um die großen Herausforderungen zu bewältigen, brauchen wir die Bereitschaft, Fragen offen anzusprechen und neue Wege anzudenken“, sagt Pröll. VP-Generalsekretär Fritz Kaltenecker kündigt etwas großspuriger an: „Josef Pröll wird mutig genug sein, Wahrheiten anzusprechen, mit denen wir uns beschäftigen müssen.“ Es gehe darum, wie Österreich in ein normales Wirtschaftsleben zurückfinden kann. Pröll werde erstmals auch die Eckpfeiler einer Budgetkonsolidierung offenlegen. (völ)

„Es wird schwieriger werden“

ÖVP-Generalsekretär **Fritz Kaltenecker** rechnet mit einem schärferen Wind in der Koalition. Dennoch laufe für seine Partei alles gut – auch dank der besseren Ressorts, wie er zu **Michael Völker** sagt.



Fritz Kaltenecker will das Profil der ÖVP schärfen. Foto: Cremer

STANDARD: Seit der Übergabe von Wilhelm Molterer an Josef Pröll scheint es für die ÖVP besser zu laufen. Was macht den Unterschied?

Kaltenecker: Vor einem Jahr hat Pröll interimistisch die Führung der ÖVP übernommen – nach einer durchaus schmerzlichen Niederlage bei der letzten Nationalratswahl. Seitdem hat sich einiges getan. Pröll hat einen kurzen, aber präzisen Auftrag an mich gehabt: Die ÖVP muss wieder kampagnenfähig werden. Das haben wir erreicht. Wir haben eine klare Aufgabenaufteilung mit der Regierungsmannschaft. Das sind die Krisenmanager. Wir in der Partei transportieren die Arbeit unserer Regierungsmannschaft an die Funktionäre und an die Wählerinnen und Wähler. Die Europawahl war für uns die Nagelprobe, ob wir in der Lage sind, eine erfolgreiche Kampagne zu führen, und ob die ersten Anstrengungen gefruchtet haben. Das hat ja funktioniert.

STANDARD: Richten sich die Kampagnen, die Sie entwickeln, gegen den Koalitionspartner SPÖ?

Kaltenecker: Nein. Wir hatten in der ÖVP ja eine sehr intensive Diskussion geführt, ob wir überhaupt Regierungsverantwortung übernehmen sollen oder ob das Wahlergebnis nicht auch ein Wink war, es einmal in der Opposition zu versu-

chen. Wir haben uns letztendlich entschieden: Wir übernehmen Verantwortung – auch mit dem Risiko, dass es nicht gleich so gut laufen wird. Es läuft seitdem für uns aber sehr gut, das haben alle Wahlergebnisse gezeigt. Das ist aber nur möglich, wenn man auch kommuniziert, dass es sich auch auszahlt, Verantwortung zu übernehmen. Gerade in Zeiten der Krise ist nicht das Anpatzen des politischen Gegners oder auch des Koalitionspartners das Mittel zum Erfolg, sondern das klare Signal: Wir wollen etwas bewegen, wir wollen etwas erreichen. Auch die Regierung ist populärer als noch mit Gusenbauer und Molterer.

STANDARD: Aber ist es nicht Ihre Aufgabe, die Unterschiede zur SPÖ möglichst klar herauszuarbeiten?

Kaltenecker: Das ist jedenfalls mein Job. Das werde ich auch tun. Unsere Erfolge herauszuarbeiten und die Unterschiede zu betonen. Was es mir leichter macht: Wir haben jene Ressorts in der Regierung übernommen, wo auch wirklich etwas zu bewegen ist. Und Josef Pröll selbst hat das Schlüsselressort übernommen, das Finanzministerium. Das ist in so schwierigen Zeiten der Dreh- und Angelpunkt jedweder Maßnahmen zur Krisenbewältigung. Da war viel Risiko dabei, aber es hat sich letztendlich auch politisch ausgezahlt.

STANDARD: Wo die eine Partei gewinnt, verliert die andere. Jetzt weiß man noch nicht, was am Sonntag in Oberösterreich herauskommen wird, aber jedenfalls könnte als Fol-

ge dieses Ergebnisses der Ton in der Koalition auch schärfer werden.

Kaltenecker: Ich bin nicht naiv, ich bin Realist. Es wird schwieriger werden. Wir werden aber nicht sticheln oder uns in unserem Erfolg sonnen. Der Auftrag kann nur lauten: konsequent weiterarbeiten. Wir müssen uns gegen die Auswirkungen der Wirtschaftskrise stemmen. Die Landtagswahlen werden in einigen Wochen wieder vergessen sein, die Wirtschaftskrise wird noch einige Zeit andauern. Auch die SPÖ wird das so sehen. Nicht die parteipolitische Profilierung in der Koalition ist der Weg zum Erfolg, sondern die Arbeit für Österreich. Aber da haben wir durch die Ressorts durchaus Vorteile.

STANDARD: Wird es auch eine inhaltliche Neupositionierung der ÖVP geben?

Kaltenecker: Ja. Die ÖVP wird sich ein neues Grundsatzprogramm geben. Da geht es nicht um neue Ideen, es geht darum, die Grundsätze der ÖVP zu definieren. Es ist gerade jetzt wichtig, Grundsätze zu haben, darüber nachzudenken, ob die auch passend sind und zu fragen: Was hat uns in diese Krisensituation gebracht? Nicht die Grundsätze, sondern der Mangel an Grundsätzen. Deswegen tun wir uns jetzt diese Arbeit an.

ZUR PERSON:

Fritz Kaltenecker (38) ist seit November 2008 Generalsekretär der ÖVP. Der Kärntner war zuvor Kabinettschef des damaligen Landwirtschaftsministers Josef Pröll und Direktor des ÖVP-Bauernbundes.

Mit der nächsten Maschine von Warschau nach Berlin zurück

Wie Kanzler Helmut Kohl den Mauerfall verpasste

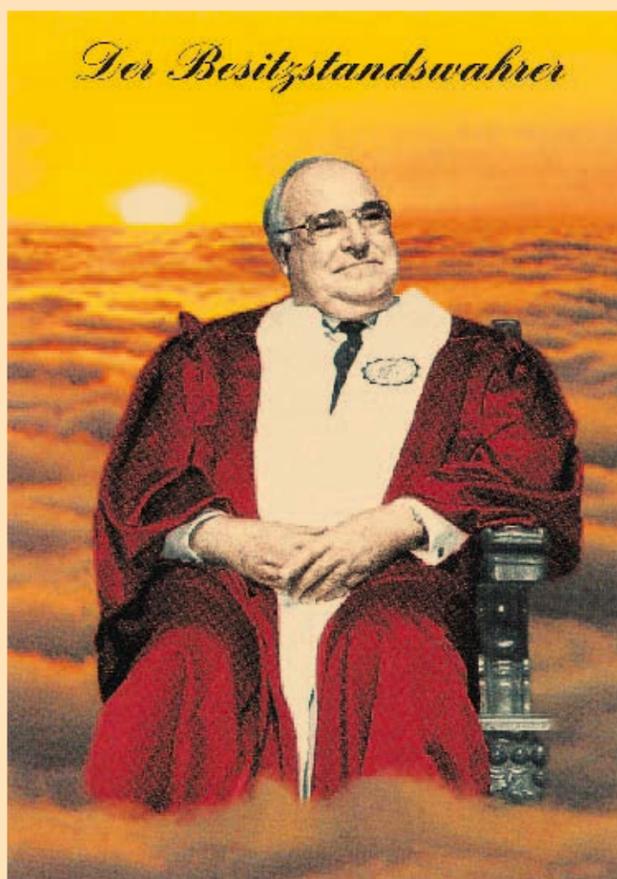
Helmut Kohl, der „Kanzler der Einheit“, hat den Mauerfall eigentlich verpasst. In jener Nacht vom 9. auf den 10. November 1989 war er nicht in Deutschland. „Wir sind am Vormittag des 9. November nach Warschau geflogen, um einen lange geplanten Besuch bei der neuen Regierung zu machen“, erinnert sich der damalige Vizechef des Kanzleramtes, Horst Teltschik, im Gespräch mit dem STANDARD. Mit dem neuen Ministerpräsidenten Tadeusz Mazowiecki sollte das deutsch-polnische Verhältnis auf eine neue Grundlage gestellt werden. „Kohl wegen der Massendemonstrationen in der DDR und der Fluchtbewegung aber sehr unruhig“, beschreibt Teltschik die Stimmung.

Um 20 Uhr war ein großes Dinner angesetzt, das immer wieder von Nachrichten aus Berlin unterbrochen wurde. Schließlich gelang es, eine Telefonleitung ins Bonner

Kanzleramt zu bekommen. Als Kohl hörte, was passiert war, entschied er: „Wir müssen nach Berlin.“ Um 23 Uhr stieß Kohl mit seinen engsten Mitarbeitern mit Krim-Sekt auf den Mauerfall an. „Seine Stimmung war sehr nüch-

tern und gefasst, während wir Mitarbeiter lachten und uns freuten“, sagt Teltschik. Aber der Kanzler habe damals schon daran gedacht, was jetzt auf Deutschland und auf ihn zukommen werde. Tags darauf ging es von Warschau nach Hamburg. Dort wartete eine Militärmaschine der US-Streitkräfte, die Kohl nach Ber-

lin flog, wo er auf einer Kundgebung zu den Menschen sprach. Ein direkter Flug nach Berlin war damals noch nicht möglich, das war den Alliierten vorbehalten. (bau) Horst Teltschik wird am 2. 10. an der Konferenz der Akademie der Wissenschaften – „Die Revolutionen von 1989“ – teilnehmen.



1998 geht die Kanzlerschaft des Helmut Kohl auf ihr Ende zu. Die Ära Kohl wurde in der Zielgeraden vielfach als Phase der Stagnation beschrieben. Klaus Staeck kriert das Bild dazu: den Kanzler, der in dem Jahr zum Ehrenbürger Europas gekürt wurde, als entrückten Petrus im Himmel.

„Wir sehen uns in einem besseren Land“

Das DDR-Regime stahl Ines R. in Dresden die Kindheit. Ihre Familie setzte alles ein für die Flucht in die Freiheit. Auf den Fall der Berliner Mauer blickt die erwachsene Ines manchmal zurück im Zorn.

Petra Stuiber

Wien – Ines R., Wahlwienerin, Friseurin, Energiebündel, hat derzeit wenig Zeit für Erinnerungen. Ihre dreijährige Tochter besucht erstmals den neuen Kindergarten in Wien, das Herbstgeschäft beim Szenefriseur brummt – alles ganz schön stressig für eine Alleinerzieherin. Trotzdem: Wenn die 36-Jährige mal schnell eine Zigarettenpause macht, sich kurz ausruht, kommen wieder die Gedanken an damals hoch. Manchmal werden sie mächtig, dominierend – dann ist Ines mitten im Herbst 1989.

Damals, vor 20 Jahren, saß der 16-jährige Friseur-Lehrling Ines, angetan mit Nieten-Jeansjacke und Depeche-Mode-Tolle, Abend für Abend vor dem kleinen Fernseher im Mädchenzimmer der elterlichen Wohnung in Lörrach im Dreiländer-Eck von Baden-Württemberg. Sie schaute, sie rannte ins Wohnzimmer zu den Eltern, sie sagte: „Das gibt's doch nicht.“ Immer wieder sagte Ines diesen Satz, rief ihn, brüllte ihn – bis zum 9. November 1989, als die Grenzbalken hochgingen und tausende Menschen einander weinend in die Arme sanken. Während Rest-Deutschland im Freudentaumel lag, konnte eine schmale 16-Jährige vor ihrem Kinderfernseher nur eines denken: „Sie haben mir die Kindheit gestohlen.“

„Sie“ hatten ihr sechs Jahre zuvor in der DDR die Eltern genommen, sie ins Kinderheim gesteckt, sie ausgehorcht und bespitzelt – da war Ines erst zehn Jahre alt, sie besuchte die Grundschule in Dresden-Cotta, wo sie geboren und aufgewachsen war. Ines' Mutter, eine Industriefacharbeiterin, verabscheute das Regime, sie



Erst nahm die Stasi ihre Eltern in Haft, dann kam Ines ins Kinderheim: „Ich war das Verräterkind.“

Foto: Regine Hendrich

Danach kam für Ines „der endlose Albtraum“: Abholung durch Jugend-Beamte, Unterbringung im Waisenheim am Weißen Hirsch, dann zu einer Tante – und am Silvestertag 1983 dann „der Hammer“ (Ines): Sie musste endgültig ins Wilhelm-Piek-Heim in Radebeul bei Dresden ziehen.

Sie teilte das Zimmer mit fünf anderen Mädchen, um 6 Uhr wurden sie geweckt, um 6.40 Uhr begann die Schule. Wurde gekichert, stand man nachts stundenlang allein auf dem Gang. Ines stand oft dort, und sie lernte viel – vor allem, ihre Angst und ihre Trauer zu verbergen: „Ich war das Verräter-Kind.“ Von ihren Eltern hörte sie kaum etwas – sie wusste nur, dass beide in Haft waren.

„Roter Scheißdreck“

Als sie eines Nachmittags fotografiert werden sollte, weil ihre Tanten endlich, endlich einen Ausreiseantrag für sie gestellt hatten, versuchte sie ausnahmsweise, alles richtig zu machen: Sie machte schnell ihre Hausaufgaben, räumte ihren Schrank auf, strich die Uniform glatt, machte sauber. Dann die Enttäuschung: Ines sollte erst im Schul-TV *Karl Marx und Rosa Luxemburg* sehen – erst danach könnte sie „vielleicht“ zum Fotografen gehen. Da konnte sie plötzlich nicht mehr, eine 11-Jährige ist schließlich auch nur ein Mensch: „Ich schau mir euren roten Scheißdreck nicht an, ich will zu meiner Mama“, schluchzte sie.

Irgendwer, meint sie heute, müsse damals doch Mitleid mit ihr gehabt haben. Sie bekam ihre Fotos, sie bekam ihren Ausreiseantrag – und im Juli 1984 durfte sie ausreisen, nach Stuttgart, wo die Eltern bereits in einem Auffanglager auf sie warteten – abgemagert beide, der Vater schneeweiß. Nur langsam ging es für die R.s aufwärts im Westen. Dann der Fall der Mauer, plötzlich bekamen Hunderttausende, wofür Ines und ihre Eltern alles eingesetzt hatten. Sie sieht es vor sich, als wär es gestern gewesen. Ihr Zimmer in Lörrach. Depeche Mode in ihren Ohren, das Unglaubliche im Fernsehen: „Ich hab vor Wut geheult.“

nannte ihr Land „den Käfig“. Ines' Vater, ein ruhiger Mann, Taxifahrer, stand hinter ihr. „Bei uns lief immer laut Udo Lindenberg“, erinnert sich Ines, „damit alle wussten, was wir vom Regime halten.“ Die kleine Ines bekam die gar nicht stille Rebellion ihrer Eltern bald mit:

Etwa, als sie bei den Pionieren wegen ihrer zerknitterten Uniformbluse gerügt wurde, kein Halstuch hatte, die Einzige war, die in Hosen erschien. „Meine Mutter war eine Revoluzzerin“, sagt die erwachsene Ines. „Dafür bewundere ich sie, aber das war auch schwierig.“

Wie schwierig, sollte sich schon im Frühjahr 1983 weisen. Familie R. brach überraschend zu einem Kurz-Urlaub nach Berlin auf. Ines spazierte zwischen ihren Eltern Unter den Linden, als ihre Mutter plötzlich ihre Hand fallen ließ und losrannte – so schnell, dass Ines nur verdattert schauen konnte. Ihr Vater zischte, sie solle weitergehen. Sie

folgten ihrer Mutter, so schnell sie konnten, als plötzlich zwei Männer auf sie zutraten. Sie packten ihren Vater am Arm und Ines an der Schulter: „Hier geht's nicht weiter, Staatsgrenze“, während ihre Mutter in die bundesdeutsche Botschaft schlüpfte. Ines und ihr Vater rannten zurück in die Pension und warteten. Stunden später kehrte die Mutter blass, aber optimistisch zurück: „Ich habe mich erkundigt“, sagte sie, „wir kommen raus.“ Ines wusste, was das bedeutete. Was sie noch nicht wusste: Ab diesem Tag wurden sie von der Stasi überwacht.

Der Tag, der alles veränderte, war ein strahlend schöner, warmer Samstag, der 9. August 1983. Ines und ihre Mutter fuhren zu einer „stillen Kundgebung“ zum Rundkino auf der Prager Straße in Dresden. Alle waren dort, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten, „um gegen das Regime zu demonstrieren“. Sie sollten den Vater treffen, der direkt aus der Nachtschicht kam. „Danach wollten wir einkaufen, ich hab mich schon gefreut.“ Die Freude war ein wenig getrübt, als die Mutter in der Tramway

knurrte: „Stasi hinter uns.“ Ines erkannte den Mann in Zivil sofort, das hatte sie in den vergangenen Monaten geübt – harmlos aussehende Feinde zu erkennen.

Die Demo fand Ines eigentlich langweilig – bis vor ihr ein Gewühl entstand und ein Ziviler von ihrer Mutter ultimativ „Papiere, aber 'n bisschen plötzlich“ forderte. Er nahm Ines' Mutter gleich mit. Irgendwann schlug sich die Zehnjährige zum Rand des Platzes durch, prallte auf ihren Vater: „Sie haben Mama!“ Der Vater erstarrte, drehte auf dem Absatz um und rannte weg. Ines stand, wieder allein, verstört da. Irgendwann kam er doch wieder, nahm sie an der Hand und sagte: „Wir gehen zu ihr.“ „Zu ihr“, das war am großen Polizeirevier in der Schießgasse. Dort wurden sie erneut getrennt, die Kinder kamen in einen eigenen Raum.

Das Mädchen wartete zitternd, weinte, bangte. Plötzlich stand Mama vor ihr, zwischen zwei Polizisten. Sie umarmte die Tochter ganz fest, küsste sie und sagte: „Wir sehen uns wieder in einem besseren Land.“ Dann war sie weg. Papa sah sie nicht mehr.



Welt erschöpft – Stadt im Saft

Roman David-Freihsl

Und aus. Jetzt leben wir auf Pump. Diesen Freitag war der heurige „Earth Overshoot Day“, der „Welterschöpfungstag“. Sprich: Rein rechnerisch waren die Ressourcen einer „nachhaltigen Welt“ an diesem Tag verbraucht. Der ökologische Fußabdruck, den die Menschheit mit ihrem Lebensstil hinterlässt, passt längst nicht mehr auf diese Erde.

Ein guter Anlass, sich noch einmal an die große Wiener Aufregung dieser Woche zu erinnern: Denn neben dem „Welterschöpfungstag“ – der nicht sehr viele in Aufregung versetzt – gab es am Dienstag bereits den „autofreien Tag“. Und aus diesem Anlass hatten ein paar Umwelt- und Radorganisationen doch glatt den Ring gesperrt. Um auf der Fahrbahn zu feiern, die Stadt ohne Gebumm zu genießen und aufzuzeigen, dass es in der Stadt ökologisch vernünftiger Fortbewegungsarten gibt als das Auto.

ÖVP und FPÖ, die sich – wenn's grad passt – gerne das grüne Mäntelchen umhängen, gingen in den Saft. Und die Wiener SPÖ? Stellte sich heldenmutig – gegen die Umweltschützer. Wollte damit rein gar nichts zu tun haben, und Verkehrs-

stadtrat Rudi Schicker prangerte die „willkürliche Errichtung von Straßensperren“ an; da würden „künstlich Hindernisse“ erzeugt, was er „absolut nicht“ schätze.

Wohl gemerkt: Das waren acht Stunden, die der Ring gesperrt war. Also eine ähnliche Dimension wie ein Aufmarsch zum 1. Mai. Nun gut, der ist ein Feiertag und entsprechend verkehrsberuhigt.

Aber wie war das nochmal im verwichenen Jahr mit der großen Fanzone während der Fußballeuropameisterschaft? Da war der Ring gleich einen ganzen Monat lang für Autofahrer Sperrzone.

Und im Gegensatz zur autofreien Aktion hatte die Stadtregierung damals auch gleich großzügig die Ring-Bim eingestellt. Auch so ein „künstliches Hindernis“ im Stadtverkehr – aber dieses hatte die SPÖ mit Leidenschaft verteidigt.

Der ÖAMTC hatte nach dem „autofreien Tag“ vorgerechnet, dass diese Ringsperre eine CO₂-Mehrbelastung von 7,5 Tonnen gebracht habe. Rechnet man das auf die EURO-Fanzone um, käme man (sehr großzügig gerechnet) auf einen zusätzlichen CO₂-Ausstoß von mindestens 450 Tonnen.

Aber so einfach geht das nicht. Das wäre ja polemisch.

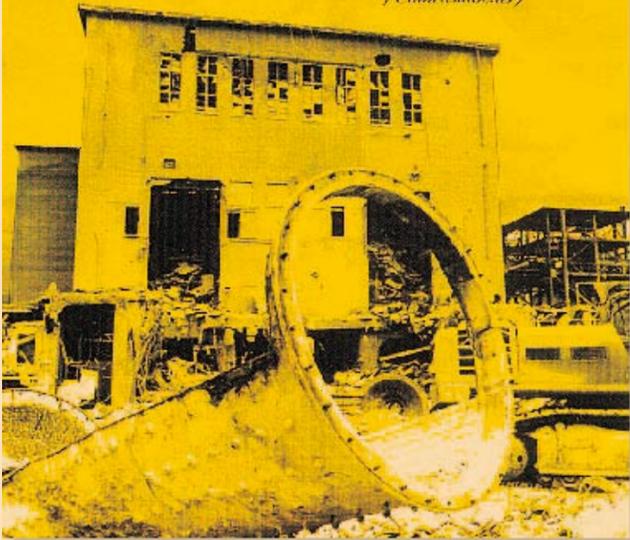


Im August 2000 wurde in Deutschland die Green Card eingeführt, mit dem Ziel, begehrte Arbeitskräfte, vor allem IT-Experten mit unbefristetem Aufenthaltsrecht ins Land zu holen. Diese – umstrittene – Maßnahme wurde von Kanzler Gerhard Schröder bei der Gebit in Hannover als Maßnahme im War for Talent angekündigt. Klaus Staeck fand das inspirierend.

Besucht den Freizeitpark Deutschland

Eintritt frei!

Helmut Kohl
(Einheitskanzler)



„Wir können die Zukunft nicht dadurch sichern, dass wir unser Land als einen kollektiven Freizeitpark organisieren.“ Das formulierte Helmut Kohl in der Regierungserklärung vom 21. Oktober 1993. Das war die Retourkutsche auf die Forderungen der Opposition nach kürzeren Arbeitszeiten. Der Plakatkünstler fand Kohls Formulierung im Vergleich zur deutschen Realität eigenartig und antwortete dem Kanzler mit diesem Blatt.

Lungenkranker Gambier kam auf die Saualm

Ministerium kündigt Schubhaftbetreuung von Caritas und Co: „Geschlossenes System“

Irene Brickner

Wien/Klagenfurt – Nach einem STANDARD-Bericht untersucht die Wiener Polizei, wie es dazu kommen konnte, dass die lebensgefährliche, infektiöse Tuberkulose des Gambiers Yahyah S. (Name geändert, Anm.) von den Amtsärzten in der Wiener Schubhaft wochenlang nicht erkannt wurde.

Indes wurde bekannt, wie es mit dem 24-Jährigen im Anschluss an seine Entlassung nach sechs Monaten Spitalsbehandlung weiterging: Der immer noch kranke junge Mann, der wegen kleinerer Drogendelikten vorbestraft ist, wurde in die vielkritisierte „Sonderanstalt“ für straffällig gewordene Asylwerber auf der Kärntner Saualm transferiert. Zurück nach Wien – wo er jetzt von der Tuberkulosefürsorge der MA 15 betreut wird –, kam er nach zwei Wochen nur, weil ihm Unterstützer Geld für Taxi und Bahnticket schickten.

Trotz intensiver Bemühungen von Ärzten und Sozialarbeitern sei es Anfang September nicht gelun-

gen, S. einen Wohnplatz in Wien zur Verfügung zu stellen, schildert seine Rechtsvertreterin Hedi Binder vom Migratinnenverein St. Marx. Die Grundversorgungsquote in Wien sei übererfüllt, hieß es. Also wurde S. nach Kärnten gebracht – und dort direkt auf die Saualm: 13 Kilometer von einer Ortschaft und noch weiter vom nächsten Lungenfacharzt entfernt.

Arztbesuch unter Bewachung

Zu einem solchen Doktor sei er zweimal pro Woche gefahren worden, schilderte S. dem STANDARD: „Wir wurden von Begleitern direkt ins Wartezimmer gebracht und wieder abgeholt. Spazierengehen oder im Ort einkaufen war verboten.“ Der Kärntner Flüchtlingsbeauftragte Gernot Steiner (BZÖ) streitet eine derartige Bewachung ab: „Für Arztbesuche und Ähnliches gibt es auf der Saualm einen normalen Shuttle-Dienst ohne Security.“

In Wien übten am Freitag Caritas, Diakonie und Volkshilfe Kritik an der Streichung fast aller Förder-

gen und Flüchtlingsrechtsberatung „durch unabhängige NGOs“. Ende August habe das Innenministerium ohne Vorwarnung seinen langjährigen Vertragspartner gekündigt und stattdessen den „Verein Menschenrechte“ beauftragt.

Dieser hat die Schubhaftbetreuung nunmehr in Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich und dem Burgenland inne. Sowie – bereits länger – in Wien, wo die Haftbedingungen und die ärztliche Versorgung im Fall des Gambiers S. und nach dem Tod eines Inders vor zwei Wochen besonders unter Kritik stehen.

Unabhängige Schubhaftbetreuung habe auch die Aufgabe, Missstände aufzuzeigen, sagte Diakonie-Direktor Michael Chalupka. Finde das nicht mehr statt, drohten „autoritäre Strukturen in einem geschlossenen System“. Doch laut Innenministerium gaben beim Vertragsentzug nur finanzielle Gründe den Ausschlag: „Es fand eine Ausschreibung statt, Caritas, Diakonie und Volkshilfe hatten nicht das beste Angebot“, sagt Rudolf Gollia.

Zweifel am Sinn der Hearings zu Mochovce

Bis 6. Oktober kann jeder Österreicher Vorbehalte gegen den Ausbau des AKWs in Mochovce einbringen. Beim öffentlichen Hearing im Rahmen der UVP in Wien gab es Demos und die Bitte um Fairness.

Gudrun Springer

Wien – „Stopp AKW Mochovce“, „Pseudo-UVP bricht EU-Recht“, „kein Schrottreaktor in der EU“, Global 2000, Greenpeace, das Anti-Atom-Komitee und Resistance for Peace waren am Freitag mit ihren Plakaten bei der Wiener Technischen Universität die ersten, die zum Ausbau des Atomkraftwerks Mochovce Stellung nahmen. Ab 13 Uhr stand der Festsaal der TU zur Erörterung des Bauprojekts der Reaktoren 3 und 4 im Rahmen der grenzüberschreitenden Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP) zur Verfügung.

AKW-Betreiber ist der slowakische Versorger Slovenské Elektrárne (SE), der sich mehrheitlich im Besitz des italienischen Energiekonzerns ENEL befindet. Die beiden Blöcke 1 und 2 sind seit zehn Jahren am Netz, wobei der Bau der Blöcke 3 und 4 aus Geldmangel 1992 gestoppt wurde. Bis 2013 sollen nun aber auch diese beiden Einheiten in Betrieb gehen – und zwar mit einer Baubewilligung von 1986 – was immer wieder Widerstand hervorruft.

Angst vorm Risikoreaktor

Und Angst: Zwei Studentinnen wollen „den Risikoreaktor verhindern“. Eine ZuhörerIn zeigte sich „geschockt, dass in der Diskussion seit 20 Jahren nichts passiert ist. Die Aktionen der Umweltschützer sind dieselben – die Anstecknadeln, die Info-Folder – nur die Unternehmen sind geschickter.“

Nach kurzer Begrüßung durch die Wiener Umweltdachtratin Ulli Sima (SP), Umweltminister Nikolaus Berlakovich (ÖVP) und einen Stellvertreter der slowakischen Regierung, hatten Vertreter des AKW-Betreibers und des slowakischen Umweltministeriums das Wort. 87 Prozent der Bevölkerung seien im

Raum Mochovce für den Ausbau des AKWs, sagte Gianfranco Aquilanti, Vorstandsdirektor vom italienischen Mutterkonzern ENEL. Zudem entspreche das Kraftwerk allen Sicherheitsstandards und der Ausbau sei durch den gestiegenen Strombedarf notwendig.

Man hoffe, dass die Veranstaltung, nicht für „protestmäßige Fragen“ benutzt werde, sagte Daniela Ziskova vom Umweltministerium. Auch Sima hatte zuvor um eine „faire Diskussion“ gebeten. Ihr Standpunkt ist: „Die Sicherheitsmängel im Atomkraftwerk nur 160 Kilometer von Wien entfernt sind dramatisch, Wien liegt in der Kernzone und ein atomarer Unfall hätte dramatische Folgen“, so Sima.

90 Minuten lang brachten die offiziellen Vertreter des slowakischen Staates und des AKW-Betreibers technischer Daten vor, Simultandolmetscher übersetzten.

Anhörung oder Zuhörung

Dann hatten die Besucher die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Eine Aktivistin von Global 2000, ergriff als erste das Wort: „Es ist enttäuschend, dass aus einer Anhörung schon wieder eine Zuhörung geworden ist“, sagte sie – und sogleich zu erfragen, wozu diese UVP eigentlich stattfinden, was sie bringe, ob sie EU-konform sei. Ein Vertreter des Umweltministeriums versicherte, dass die slowakische Gesetzgebung im Einklang mit dem Europarecht stehe. Die Öffentlichkeit habe in einem Genehmigungsprozess immer die Möglichkeit, eine Stellungnahme abzugeben – diese habe Empfehlungscharakter. Genau das wurde im Laufe der Veranstaltung mehrmals kritisiert.

Eine Wassertechnikerin aus dem Publikum erklärte, dass das gesamte Verfahren nicht so laufe, wie man es innerhalb der EU gewohnt sei. Außerdem biete der Fluss Hron, an dem das Kraftwerksareal Mochovce liegt, nicht ausreichend Wasservorrat – der zum Beispiel für die Kühlung der Reaktoren notwendig wäre. Die Technikerin war nicht die einzige, die das Forum in der TU nützte, um nicht nur Fragen zu stellen, sondern auch Einwände zu referieren.

Ob Einsprüche etwas bewirken können? „Ich glaube nicht, wenn man so hört, was die Leute am Podium so sagen“, meinte eine Besucherin und verließ den Saal.

Denkmäler jenseits der Reiterstatuen

„Tag des Denkmals“: Am Sonntag präsentiert man österreichweit wieder das vielfältige kulturelle Erbe

Wien – Am Sonntag begeht man in Österreich wieder den „Tag des Denkmals“. Der Begriff ist, gelinde gesagt, missverständlich. Denn es geht nicht, wie mancher annehmen könnte, um irgendwelche Reiterstatuen oder Literatenbüsten, sondern um das kulturelle Erbe in seiner gesamten Breite: von der Kunst über die Architektur bis zu handwerklichen Fertigkeiten und mündlichen Überlieferungen.

Man will aber nicht nur die Vielfalt präsentieren, sondern auch die Aufmerksamkeit auf all das lenken, was verschwunden wäre, wenn man es nicht unter Schutz gestellt hätte oder pflegen würde. Die vom Europarat eingeführte Bezeichnung European Heritage Days ist daher viel zutreffender: Das Wort „heritage“ beansprucht auch eine moralische Verpflichtung und bezieht selbstverständlich Landschaften und Regionen mit ein.

1991 ins Leben gerufen, nahm die Bedeutung der European Heri-

tage Days kontinuierlich zu: 1993 nahmen zehn Millionen Besucher in 21 Ländern das Angebot wahr, 2008 taten dies 40 Millionen in 49 Ländern. Was auch mit Marketingmaßnahmen zu tun hat: Belgien

zum Beispiel investierte vor zwei Jahren knapp 1,1 Millionen Euro.

Die Situation in Österreich hingegen ist trist: Das vom Kulturministerium zur Verfügung gestellte Budget ist verschwindend. Das

Programm wird vom Bundesdenkmalamt nebenbei – wenn auch mit viel Enthusiasmus – erstellt. So nimmt es nicht weiter Wunder, dass im Vorjahr nur etwa 38.000 Besucher gezählt werden konnten.

Für Sonntag liegen die Erwartungen höher. Schließlich lautet das Motto „Innovation und Kreativität“. In Graz kann man mit der 671, der weltweit ältesten noch in Betrieb stehenden Dampflok, fahren, in Wien das Schützenhaus von Otto Wagner besuchen, in Schwaz den spätgotischen Dachstuhl der Kirche erklimmen, in Freistadt die Unterwelt erforschen. Und in der Kartause Mauerbach stehen Kalkbrennen, Freskomalen und Ziegelschlagen auf dem Programm.

Insgesamt sind 200 Objekte zugänglich – davon allein 87 in Oberösterreich. Für jedes Bundesland gibt es einen eigenen Folder, alle Veranstaltungen findet man auf der Homepage des Bundesdenkmalamts (www.bda.at). (trenk)



Am Tag des Denkmals kann unter anderem der spätgotische Dachstuhl der Pfarrkirche von Schwaz besichtigt werden. Foto: BDA

DOROTHEUM

Unverbindliche Expertenberatung
und Übernahme zur Auktion

Historische Fahrzeuge,
Motorräder und Automobilia

jeden Donnerstag 14 – 18 Uhr
im Palais Dorotheum
Dorotheergasse 17, 1010 Wien
Terminvereinbarung erbeten

Michael Gross, Mobil 0664-133 90 09
michael.gross@dorotheum.at
www.dorotheum.com/sbg

Palästina – Perspektiven jenseits von Krieg und Krise

Nahrungsmittelhilfe, Armutsverwaltung und
Entwicklungspolitik

29. bis 30. September 2009, Diplomatische
Akademie, Favoritenstraße 15a, 1040 Wien

Konferenz mit:
Leila Farsakh, University of Massachusetts Boston
Gerhard Puffer, Aid Coordination – Palestine
Rami Sublaban, Turkish Int. Cooperation and
Development Agency
Samia Botmeh, Birzeit University
Afaf Aqel Hamayel, In'ash al-Ushra
Ghassan Amayra, Welfare Association
Maysoun Al-Ramahi, Al-Khansa

Anmeldung: seewald@vidc.org
Tel: 01/713 35 94-75

Weitere Informationen unter www.vidc.org
Österreichische
finanziert durch die Entwicklungszusammenarbeit

„Man muss aufhören, sich das schönzutrinken“

Sven Regener, Sänger von Element Of Crime und Autor („Herr Lehmann“), erzählt **Karl Fluch**, was ihm am Berlin der 1980er gefallen hat und warum er Mauernostalgie und Kriegsgeschichten ablehnt.

STANDARD: Sie sind geborener Bremer, wann kamen Sie nach Berlin?
Regener: Ich habe von 1985 bis 1997 in Kreuzberg gewohnt, vorher drei Jahre in Schöneberg. Wegen David Bowie und Iggy Pop bin ich da hingezogen – und weil ich da 'ne Wohnung gefunden habe. Ich war einer der wenigen, die ihre erste Wohnung nicht in Neukölln oder Moabit nehmen mussten.

STANDARD: Ihr 2001 erschienener Roman „Herr Lehmann“ war ein Bestseller der Wende-Literatur. Parallel gab es die Ostalgie, die die Mauerzeit verklärte.

Regener: An der Mauer war nichts Gutes. Und aus dem Schlechten kommt nichts Gutes. Man muss aufhören, sich das schönzutrinken. Mit Nostalgie ist da nichts zu machen. Es war nicht gut, aber es war trotzdem lustig. Wir hatten Spaß, weil wir jung waren. Es war immer Party und immer Kunst.

STANDARD: Wissen Sie noch, wo Sie waren, als die Mauer fiel?

Regener: Im Madonna, einer Bar an der Ecke Wiener Straße / Ohlauer Straße in Kreuzberg.

STANDARD: 20 Jahre nach dem Mauerfall veröffentlicht „Der Spiegel“ ein Sonderheft über die Generation Krise. Darin scheint das Krisenzentrum der Prenzlauer Berg zu sein. Ist der Bezirk ein Abbild Deutschlands?

Regener: Der Prenzlauer Berg ist das Arschloch von Deutschland! Da wird alles reinprojiziert! Da scheint die Sonne niemals! Krisenkinder – geschenkt! Schauen Sie sich das hier einmal genauer an,

das ist eine Krise auf sehr hohem Niveau.

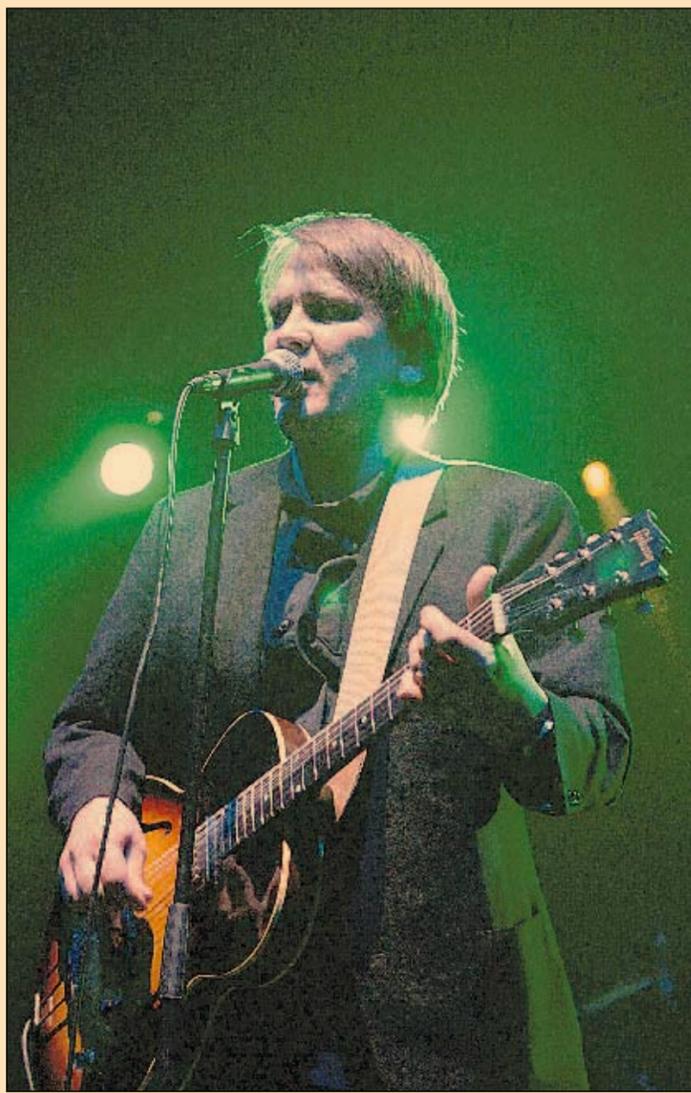
STANDARD: Wie sehr strapaziert das Mauerfalljubiläum nun den Autor Regener?

Regener: Ich habe wegen der Herr Lehmann-Sause in den letzten Monaten 15, 20 Anfragen bekommen. Diskussionsveranstaltungen, Doppelinterview mit einem von Rammstein über Rockmusiker in Ost, der ganze Kack. Wahnsinnig interessant – aber so sehr dann auch wieder nicht. Es ist ja alles erforscht und dokumentiert, wie das mit der Rockmusik in Ost- und Westberlin war. Da muss ich mich nicht auf meine alten Tage hinsetzen – das ist ja total peinlich. Und das wollte man ja nie sein. So ein Veteran. Die Hose hochkrepeln und zeigen: Hier ist mein Kniegeschuss von Stalin grad. Echt nicht.

Wenn diese Typen ihre alten Kriegsgeschichten erzählen und sagen, die Jugend von heute sei total abgeschläfft. Genau wie die alten Kriegssäcke, als ich klein war. Das ist Scheiße. Das ist auch meine Kritik an so Büchern wie *Verschwende deine Jugend (ein Buch über deutschen Punk der 1970er und 1980er, Anm.)*.

STANDARD: Aber für Nachgeborene ist es ja interessant zu lesen, was, sagen wir, der Peter Hein von Fehlfarben über diese Zeit erzählt.

Regener: Ach, der Peter Hein, der war ja die ganze Zeit leitender Angestellter bei Rank Xerox. Deshalb sind sie, glaub ich, damals nicht auf Tournee gegangen und haben sich getrennt. Ich hab ihn ja noch



Sven Regener: „Wir waren damals 20 bis 25 und haben hier super Punk gemacht.“

Foto: Christian Fischer

den Einstürzenden Neubauten, Nick Cave zog nach Berlin ...

Regener: ... das war schon eine herrliche Zeit, aber es ist so wie in *Sonnenallee*, dem Film von Leander Haußmann, wo es am Ende heißt: „Ich lebte in einem seltsamen Land, und es war die schönste Zeit meines Lebens. Denn ich war jung und verliebt.“ Das ist der Punkt. Wir waren damals 20 bis 25 und haben hier super Punk gemacht, waren jeden Abend besoffen – und am nächsten Morgen wieder frisch! Ich war der König der Welt. Das macht man halt eine Zeitlang, dann muss man sich aber auch etwas anderes überlegen, weil sonst wird es irgendwann tragisch. Wenn ich das an meinem 40. Geburtstag immer noch mache, bin ich bisschen peinlich. Es war weniger die Zeit, sondern das Alter. Aber in jeder Generation gibt's dann ein paar, die sagen, die jungen Leute haben es gar nicht mehr drauf.

STANDARD: Das sagen meist jene, die es sich im Establishment gut eingerichtet haben.

Regener: Und das nervt! Klar wollen alle wie die jungen Leute sein. Die haben die bessere Leber, die schlankere Figur und können all den Scheiß machen, den man sich selber nicht mehr traut. Das sind heute dieselben Leute, die uns früher vom Rasen gescheucht haben.

STANDARD: Weil da muss jetzt der Hund mal kurz ...

Regener: Ja, genau. Der braucht seine Ruhe, sonst klappt's nicht.

ZUR PERSON:

Sven Regener, geboren 1961, ist Sänger und Texter der Berliner Band Element Of Crime sowie Autor der Romantrilogie „Herr Lehmann“, „Neue Vahr Süd“ und „Der kleine Bruder“.

erlebt, als er mit der Band Family 5 hier rüberkam und in der Villa Kreuzberg am Wochenende den wilden Mann machte. Am Montag saß er dann wieder mit Vorzimmerdame bei Rank Xerox. Den konnte man ja gar nicht erreichen! Der Uwe Bauer von unserer Band wollte den mal anrufen, da hieß es nur, „der Herr Hein ist für Sie aber nicht

zu sprechen“. So kann man natürlich auch Punkrock machen. Fehlfarben, alles super, aber man darf das nicht so ernst nehmen, was einem die Leute so erzählen.

STANDARD: Trotzdem war die Zeit pophistorisch interessant: wegen den drei Alben, die David Bowie in Berlin aufgenommen hat, Iggy Pop,

KURZ GEMELDET

NIEDERÖSTERREICH

Land NÖ will Haltung von Kampfhunden neu regeln

St. Pölten – Nachdem ein dreijähriges Mädchen im September von drei Pitbullterriern angegriffen worden war, erarbeitet das Land Niederösterreich eine neue Regelung für das Halten sogenannter Kampfhunde. Laut ÖVP-Klubchef Klaus Schneeberger soll das Gesetz bereits im November beschlossen werden. Vorgesehen ist auch eine Beschränkung, wie viele Hunde gehalten werden dürfen. (APA)

WIEN

Vergewaltigung und Bettelzwang: 10 Jahre Haft

Wien – Das Straflandesgericht Wien verurteilte am Freitag ein bulgarisches Ehepaar zu jeweils 10 Jahren Haft. Beide haben Anfang 2008 zwei Mädchen nach Wien gelockt, zum Betteln gezwungen und vergewaltigt. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. (APA)

NIEDERÖSTERREICH

Sexuelle Belästigung durch Schulfahrt: Strafe reduziert

St. Pölten – Die Haftstrafe für jenen Schulfahrt, der 2008 Schüler im Bezirk Melk sexuell belästigt haben soll, ist durch den Obersten Gerichtshof (OGH) nun insgesamt zwei Monate reduziert worden. Laut ORF NÖ hat der Mann im Jänner 2009 berufen. Die OGH-Begründung: Berühren von Kindern am Gesäß stellt keineswegs eine geschlechtliche Handlung dar. (APA)

PC neben dem Bett als Gefahr

Videospielen schlecht für Kinder – wegen Schlafmangels

Michael Möseneder

Wien – Ein halbes Jahr nach dem Amoklauf in Winnenden legte die Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungsergebnisse vor. Einer der Schlüsse: Gewalttätige Computerspiele, sogenannte Ego-Shooter, hätten den 17-jährigen Täter stark beeinflusst, berichtete *Der Spiegel*. Wer damit den Zusammenhang zwischen Computerspielen und Gewalt bestätigt sieht, ist allerdings zu voreilig: Der jüngste Amokläufer von Ansbach hatte laut Ermittlern weder Gewaltspiele noch -filme in seinem Zimmer.

Wie gefährlich nun das Abtauchen in virtuelle Welten ist, wird derzeit auch bei einer Tagung im Rahmen der noch bis Sonntag dauernden „Game City“ im Wiener Rathaus diskutiert. Der Beitrag von Cheryl Olson, Forscherin an der Harvard Medical School, bietet dabei interessante Zahlen – und Hinweise für besorgte Eltern.

1254 Kinder zwischen zwölf und 13 hat sie für ihre im Buch *Grand Theft Childhood* veröffentlichte Studie befragt. Eine wesentliche Erkenntnis stellte sich schon zu Beginn ein: 13-Jährige lieben zum Großteil Spiele, die für ihr Alter gar nicht zugelassen sind, was aber keine große Rolle spielt, da der überwiegende Teil der Kinder die Spiele nur zum Spaß spielt.

Problematisch werde es allerdings, wenn Buben und Mädchen jede Woche dutzende Stunden mit Gewaltspielen verbringen, allein in ihrem Schlafzimmer ver-

schanzt. „Das ist ein wesentlicher Ratschlag für die Eltern. Die Hardware sollte nicht in den Kinderzimmern stehen.“ Denn unabhängig vom Inhalt der Spiele wirke sich Schlafmangel negativ auf die Entwicklung aus.

Für Olson überwiegen aber die Vorteile der virtuellen Welten. „Unsere Daten zeigen zum Beispiel, dass Kinder nach Sportspielen dann mehr Zeit beim wirklichen Sport verbringen. Auch das Interesse an Geschichte und Politik könne durch Spiele wie *Civilization* geweckt werden.

Andere Wahrnehmung

Darüber hinaus würden Kinder die Spiele teilweise anders wahrnehmen. Bei einem Spiel wie *Grand Theft Auto*, bei dem der Spieler einen Gangster darstellt, der sich in der Unterwelt nach oben kämpfen muss, gebe es durchaus Kinder, denen die Handlung gleichgültig sei und die nur gern mit dem Auto durch die Spielstadt brettern.

Herbert Rosenstingl vom heimischen Familienministerium kann der Gleichsetzung von Gewaltspiel mit realer Gewalt ebenso wenig abgewinnen. „Aus Analysen verfügbarer Studien wissen wir zwar, dass Mediengewalt negative Auswirkungen hat.“ Allerdings: „Das trifft vor allem auf Problempersönlichkeiten zu.“ Denn, gibt er zu bedenken, etwa die Hälfte der jungen Amokläufer hätte Erfahrung mit Gewaltspielen – was dem Bevölkerungschnitt entspricht.

Sobotka sieht Sobotka-Bashing

Landes-Vize wundert sich über Kritik an Wohnservice

Andrea Heigl

Wien – „Ganz ehrlich: Vor ein, zwei Jahren hätte das niemanden interessiert.“ Wolfgang Sobotka, Niederösterreichs VP-Finanzlandesrat und seit Februar Stellvertreter von Landeshauptmann Erwin Pröll, wundert sich bisweilen über die Aufmerksamkeit, die ihm zuteilwird. Jüngster Anlass ist ein Bericht, in dem der Landesrechnungshof (LRH) das NÖ Wohnservice kritisiert, in dessen Beirat Sobotka (ebenso wie ein rotes Pendant) saß. Der Finanzlandesrat habe agiert wie in einem „Selbstbedienungsladen“, warf ihm die grüne Landtagsabgeordnete Helga Krismer vor. Echtes „Sobotka-Bashing“ sei das, meint der Kritisierte.

Inhaltlich ging es in dem Bericht unter anderem um die Vergabe geförderter Wohnungen, bei der der Beirat ein Vorschlagsrecht hat. Die Kriterien hält der LRH für schwer nachvollziehbar, es gebe keine klare Gewichtung. Sobotka verteidigt das im Gespräch mit dem STANDARD: „Sozialpolitik muss sich an Individualschicksalen orientieren“, findet er, eine Gewichtung sei daher nicht möglich. „Transparenz bedeutet nicht, dass Vergabe sozial treffsicher ist.“

Die Ausschreibungen der Werbe-Etats für das Wohnservice – in den Jahren 2007 und 2008 immerhin über 600.000 Euro – seien korrekt erfolgt, meint Sobotka. Dass der LRH empfindet, „Vergleichs- und Alternativangebote einzuholen“, lässt ihn relativ kalt: „Das

können wir ruhig machen, mir ist das egal.“

Dass der Rechnungshof in Zukunft auch Gemeinden prüfen soll, hält Sobotka nicht für besonders sinnvoll, weil damit Doppelgleisigkeiten aufgebaut würden: „Die Gemeindeaufsicht prüft schon bisher die Gemeinden, und der Rechnungshof prüft die Gemeindeaufsicht.“ Der Mehraufwand einer doppelten Prüfung sei nicht zu rechtfertigen.

FP klagt Karner

Sobotkas Parteifreund Gerhard Karner, Landesgeschäftsführer der niederösterreichischen VP, muss sich indes mit den Blauen herumärgern. FP-Klubobmann Gottfried Waldhäusl machte am Freitag eine Drohung war und wird Karner klagen. Dieser will nämlich einen „Gewinnspielschmäh“ der FP aufgedeckt haben: Diese soll Adressen gesammelt und im Gegenzug Verlosungen von Gutscheinen angekündigt haben. Die Gewinner seien aber – entgegen der Ankündigung der FP – nie veröffentlicht worden. Karner vermutet daher, dass es keine Preise gebe oder gar „Waldhäusl sich und ein paar seiner Parteifreunde als Gewinner erwählt und so die Gewinne in die eigene Tasche gesteckt hat“.

Die Justiz solle nun „dem System Karner einen Riegel vorschieben“, findet Waldhäusl. Dessen Masche sei es, „mit Dreck um sich zu werfen, in der Hoffnung, dass irgendwas klebenbleibt“. Karner ließ dazu ausrichten, er blicke dem Verfahren „sehr gelassen“ entgegen.



13. November 1989: Die DDR-Kicker Ulf Kirsten (li.), Rico Steinmann (re.) und Teamchef Eduard Geyer sind siegessicher bei der Ankunft in Wien. 15. November 1989: Toni Polster (linkes Bild) besorgt per Elfer das 2:0 für Österreich gegen die DDR. Polster schießt auch das erste und das dritte Tor, das Team, trainiert von Josef Hickersberger, qualifiziert sich durch das 3:0 im Prater-Stadion (heute Happel-Stadion) als Gruppenzweiter hinter der Sowjetunion für die WM-Endrunde 1990 in Italien.

Fotos: Jäger/APA/picturesdesk.com, Votava

„Und dann war der Kuchen gegessen“

Eduard Geyer war der letzte Fußballteamchef der DDR, die ihr letztes Pflichtspiel in Wien gegen Österreich mit 0:3 verlor. An dieses und an andere Begebenheiten erinnert sich Geyer im Gespräch mit **Benno Zelsacher**.



STANDARD: Welche Erinnerung ist Ihnen geblieben vom Spiel gegen Österreich am 15. November 1989?
Geyer: Die Erinnerung an eine ganz große Chance, zur WM zu fahren. Und an die Enttäuschung, dass wir das nicht geschafft haben. Natürlich hat diese Öffnung der Mauer alles durcheinandergebracht.

STANDARD: Hat der Schiedsrichter damals gut gepfiffen?
Geyers: Dieser Werner, dieser Pole. Irgendwie war das gekauft. Das war nicht mehr normal. Ich würde ihm heute noch nicht die Hand geben. Vielleicht war's auch gar nicht mehr gewollt. Das wäre ja auch komisch geworden, wenn wir uns qualifiziert hätten, und dann die ganze Wendezeit, man hätte gar nicht gewusst, wie man damit umgeht.

STANDARD: Dem österreichischen Fußballfan sind wohl die Pfiffe gegen den dreifachen Torschützen Toni Polster in Erinnerung.
Geyer: Mir auch. Der Toni ist ja ein sehr charmanter Kerl. Wenn ein Mann drei Tore macht, kann man ihn doch nicht auspfeifen. Das ist für mich nicht nachvollziehbar. Auch dass der Schiedsrichter bei 0:0 schon zwei Elfmeter für uns nicht gegeben hat, dann aber einen fragwürdigen Elfer für Österreich.

STANDARD: Als Beobachter hatte man den Eindruck, dass die Spieler der DDR-Auswahl mit den Köpfen nicht mehr bei der Sache waren.
Geyer: Das war auch so. Ich war damals noch Trainer in Personalunion bei Dynamo Dresden und bei der Nationalmannschaft. Die sind von überall auf die Spieler draufgegangen, jeder wollte was vom Kuchen abhaben. Wir hatten ja genügend gut ausgebildete Fußballer. Die wurden kontaktiert, und andere Spieler wiederum sind in den Westen gefahren und haben sich angeboten für die Bundesliga. Es war eine bizarre Zeit, für einen Trainer eine sehr unangenehme.

STANDARD: Die Vermittler rannten den Spielern nach und umgekehrt, auch in Wien?

Geyer: Ja sicher. Es sind junge Leute, die haben vieles eben doch falsch gemacht, aber grundsätzlich kann man viele Dinge verstehen. Es ist ja auch einmalig, was da passiert ist. Ich habe damals die Mannschaft übernommen, wir hatten drei zu sieben Punkte. Wir haben uns reingekämpft, ich bin noch in die Türkei gefahren, hab Österreich verlieren gesehen. Dadurch hätte uns schon ein Remis gereicht, um die Qualifikation zu schaffen. Ich weiß noch, wir waren in Leipzig in der Sportschule zur Vorbereitung, dann kam das mit der Maueröffnung. Und dann war der Kuchen gegessen.

STANDARD: Wie schafft man es als Trainer, so eine Mannschaft zusammenzuhalten?
Geyer: Zusammenhalten ging schon noch. Aber die Köpfe zu beeinflussen, ich denke, das hätte niemand geschafft. Du konntest,

was auch normal war, die Spieler nicht mehr erreichen. Die Spielervermittler, die da aufgekruzt sind, haben sich benommen wie die Schweine, das muss ich sagen.

STANDARD: Beim 1:1 gegen Österreich im Mai in Leipzig waren nur noch 20.000 Zuschauer im riesigen Zentralstadion und piffen die eigene Mannschaft aus. Da war noch Ihr Vorgänger Manfred Zapf verantwortlich. Hat man noch an die Zukunft geglaubt, sportlich betrachtet?
Geyer: Wir sind immer gesteuert worden von der Sportführung. Der Fußball hatte schlechte Karten. Er war zwar die Nummer eins im Sport, aber die Leistung kam nicht so, wie man sich das vorgestellt hat. Beim Schwimmen, im Rudern, in der Leichtathletik, überall war die DDR Spitze. Im Fußball haben wir zwar 1976 Olympiagold gewonnen, aber es war schwer, sehr kompliziert. Wir haben alles selber entwickelt. Dann sind die mit Vorschlägen gekommen. Die Zielstellung war ein Sieg gegen die Türkei. Dann haben wir verloren. Aber eine Qualifikation wird nicht in einem Spiel entschieden. Die Trainer haben das nie so gesehen. Die Funktionäre haben das immer total falsch eingeschätzt.

STANDARD: Welche Gefühle hatten Sie im September 1990, beim letzten Länderspiel der DDR, das in Brüssel gegen WM-Teilnehmer Belgien mit 2:0 gewonnen wurde?

Geyer: Da wusste man schon, wo der Hase hinläuft. Die Gefühle hielten sich in Grenzen. Es war für einen Trainer, der nicht die große Politik sieht, eine komische Angelegenheit. Ich habe viele Spieler, die damals keine Rolle mehr spielten, zurück in die Mannschaft geholt und die Parole ausgegeben: Wir wollen uns ordentlich verab-schieden. Wir haben jahrelang zusammen gespielt, gekämpft. Dann trinken wir ein Bier zusammen, und es geht weiter.

STANDARD: Wurde etwa Andreas Thom, der als Erster offiziell gewechselt ist, von Dynamo Berlin nach Leverkusen, einberufen?

Geyer: Wie viele andere. Die meisten haben abgesagt. Der Matthias Sammer ist gekommen, sah, dass

die anderen abgehalten sind, wollte wieder abreisen, ist aber doch geblieben und hat sich mit den zwei Toren gegen Belgien ein Denkmal gesetzt. Es waren nur 14 Spieler in Brüssel, wir haben trotzdem ein gutes Spiel gemacht. Zuvor hatte ich mit den Vereinstrainern gesprochen. Wir brauchen die Spieler fürs Punktspiel, sagten sie. Es war eine sehr miese Einstellung.

„ Du konntest, was auch normal war, die Spieler nicht mehr erreichen. Eduard Geyer

“

STANDARD: Sie persönlich haben es nach der Wende nicht so leicht gehabt, als Trainer Fuß zu fassen. Weil Sie als Teamchef auch als Repräsentant des politischen Systems gelogt haben?

Geyer: Das ist doch Pfeffer. Es war ja nicht nur im Fußball so, dass die Trainer der DDR keine Chance hatten in Deutschland. Es gab eine unheimliche Voreingenommenheit. Ich wusste, dass das zu Ende geht. Aber als erfolgreicher Trainer dachte ich, das wird schon irgendwie klappen.

STANDARD: Im Endeffekt hat es ja geklappt mit Cottbus.

Geyer: Ja, aber es war mühsam. Ich habe von ganz unten angefangen. Ich hätte gerne eine Mannschaft trainiert, die im Europacup spielt.

STANDARD: Jetzt sind Sie Privatier?
Geyer: Ich habe mich immer gewundert, dass man so faul sein kann. Aber zurzeit mache ich nichts. Und bin offen für alles.

ZUR PERSON: Der Dresdner Eduard Geyer (64) spielte 112-mal für Dynamo, wurde 1986 Cheftrainer, 1989 Meister, erreichte das Uefa-Cup-Halbfinale. Naturgemäß Informant der Stasi. Letzter DDR-Teamchef von 1989 bis 1990. Nach der Wende ging er nach Ungarn, dann zu Sachsen Leipzig, gewann die 3. Liga, doch dem Klub wurde die Lizenz für die 2. Liga verweigert. 1994 übernahm er Cottbus, führte den Klub aus der Regionalliga in die Bundesliga (2000–2003). 2004 Beurlaubung. Gastspiel in Dubai, dann wieder Leipzig und Dresden. Dynamo brachte er in die 3. Liga. Entlassung 2008 nach Meinungsverschiedenheiten. Foto: Reuters



Anfang der 1990er-Jahre erreichte die Zuwanderung in Deutschland einen Höhepunkt. Als politische Reaktion gab es den „Asyl-Kompromiss“ von 1993, der den Zugang zu politischem Asyl stark einschränkte. Klaus Staack ortet im politisch-konservativen Muskelspiel eine Gartenzwerg-Mentalität mit Brandgefahr.

Der neue Bank-Austria-Chef Anders gefragt Seite 24

Kathrin Röggl: Ich und die Mauer Seite 18



derStandard.at/Wirtschaft

G-20 über vage Finanzmarktregeln einig

Die G-20-Länder wollen ihre Banken zu mehr Eigenvorsorge gegen Finanzkrisen zwingen. Bei dem Gipfel in Pittsburgh gab es auch eine Einigung auf eine Reform bei den Stimmrechten im Währungsfonds.

Frank Herrmann
András Szigetvari

Pittsburgh/Wien – Der Gastgeber amüsiert sich prächtig. Gerade kommt Jacob Zuma, der Präsident Südafrikas, auf dem roten Teppich auf ihn zugelaufen. Zuma möge doch bitte die Weltwirtschaft retten, ruft ihm Barack Obama zu, und zwar „bis morgen“. Im Glashaus des botanischen Gartens von Pittsburgh steigt die Gipfel-Gala, ein Abendessen der Staats- und Regierungschefs, dessen Klima Insider hinterher als überraschend harmonisch, ja aufgekratzt beschreiben.

Anderswo in der Geisterstadt Pittsburgh, von 4000 Polizisten und Soldaten so hermetisch abgeriegelt wie eine Dritte-Welt-Metropole nach einem Militärputsch, wird deutlich, dass die Harmonie ihre Grenzen hat. Vor der blauen Wand eines sterilen Saals stellt sich Timothy Geithner hinter ein schmales Pult und redet Tacheles. „Wir Amerikaner haben zu viel gekauft und zu wenig gespart, das kann so nicht weitergehen. Der Welthandel muss besser ausbalanciert werden.“

China und Indien profitieren

Das war vor allem in Richtung der Exportweltmeister Deutschland und China gedacht, denen die USA vor Gipfelbeginn vorwarfen, den amerikanischen Markt mit ihren Produkten zu überschwemmen.

Dennoch vermeldeten die G-20 noch vor dem offiziellen Ende der Konferenz einige Durchbrüche, auch wenn die Übereinkommen zum Teil vage blieben. Beschlüsse zeichneten sich bei der Finanzmarktregulierung ab. So sollen die Eigenkapitalvorschriften für Banken bis Ende 2012 verschärft werden. Die Institute müssten dann – abhängig von ihrer Größe und ihren Risiken – mehr eigenes Geld vorhalten. Auch die USA könnten schärfere Vorschriften umsetzen. Die USA würden sich damit dem „Basel II“-Abkommen anschließen, sagen Diplomaten. Es gilt in

Deutschland und anderen europäischen Ländern seit Anfang 2007.

Beim in der Öffentlichkeit populären Thema Bonuszahlungen wollen die G-20 Zusatzvergütung nicht mehr an kurzfristigen Gewinnen, sondern am nachhaltigen Erfolg der Bank ausgerichtet sehen. Neben Bonus- soll es auch Malusregeln bei Misserfolgen geben. Eine von Frankreich und Deutschland geforderte Bonus-Obergrenze scheiterte allerdings.

Eine Reform wurde auch beim Internationalen Währungsfonds (IWF) verkündet. Aufstrebende Volkswirtschaften sollen im IWF künftig ein stärkeres Mitspracherecht haben. Die Stimmrechte im IWF sollen sich um fünf Prozent-



Von oben herab begrüßt Michelle Obama den italienischen Premier Berlusconi. Barack Obama schaut zu.

Foto: EPA

punkte verschieben (siehe Wissen). Profitieren würden China und Indien, Frankreich und Großbritannien wären die Verlierer.

Kritische Worte kamen prompt aus Washington: Bereits eine 2008 beschlossene Reform sei

wegen der mangelnden Unterstützung durch die Staaten nicht umgesetzt worden, und nun werde bereits die Reform der Reform beschlossen, sagte ein IWF-Vertreter dem STANDARD. Ein Sieger der Tagung sind die G-20 selbst: Das Fo-

rum, das erst im November 2008 aus der Taufe gehoben wurde, wird die G-8 de facto ersetzen. Er wird eine ständige Einrichtung, „das entscheidende Forum der internationalen Wirtschaftskooperation“, hieß es im Weißen Haus.

BEZAHLTE ANZEIGE

Arbeitsmarktservice nutzt das Know-how von Siemens und amsbg:

IT des AMS zählt zu den effektivsten Systemen Europas

Im Bereich der Arbeitsvermittlung ist IT schon lange nicht mehr wegzudenken. Effiziente Informationsverarbeitung, schneller Datenaustausch und bürgerorientierte eServices sind nur einige Beispiele für die vielen Anforderungen, die an das AMS im Rahmen seiner Aufgaben am österreichischen Arbeitsmarkt gestellt und von diesem auch auf höchstem Niveau erfüllt werden. Dabei nützt das AMS spezifisches Know-how über die Prozesse von Arbeitsmarktservices und moderne Systeme von Siemens IT Solutions and Services. Die IT des AMS wird seit vielen Jahren durch die Siemens-Tochter amsbg unterstützt, Kerngeschäfte und die Prozesse werden so optimiert.

Das Arbeitsmarktservice ist das führende Dienstleistungsunternehmen am Arbeitsmarkt in Österreich. Das AMS vermittelt Arbeitskräfte auf offene Stellen und unterstützt die Eigeninitiative von Arbeitssuchenden und Unternehmen durch entsprechende Beratung, Information, Qualifizierung und finanzielle Förderung. Als Dienstleistungsunternehmen des öffentlichen Rechts trägt das AMS wesentlich zur Verhütung und Beseitigung von Arbeitslosigkeit in Österreich bei. Zur Unterstützung aller Geschäftsprozesse wurde mit Siemens ein verlässlicher Partner gefunden.

IT-Full-Service-Provider des AMS

„Die Anforderungen an unsere IT sind enorm. Es gibt eine Vielzahl an Informationen aus eigenen operativen Systemen sowie aus externen Daten der Sozialversicherungsträger oder des Bundesrechenzentrums. Dabei ist es wichtig, dass unsere Mitarbeiter Arbeitsmarktdaten top-aktuell, schnell, in der notwendigen Detailtiefe und interaktiv zur Verfügung gestellt bekommen, um effizient agieren zu können“, sagt Dr. Johannes Kopf, Mitglied des AMS-Vorstands. „Gleichzeitig ist es oberste Priorität für bestmögliche Kundenservice- und Serviceleistungen zu sorgen – sowohl für unsere Services für Arbeitssuchende als auch unsere Angebote für Unternehmen treffen.“



Selbstbedienungsservices sollen die Arbeitssuche noch unkomplizierter machen.



Foto: Siemens

Dr. Albert Felbauer,
CEO Siemens IT Solutions
and Services CEE:

„Gemeinsam mit unserer Siemens-Tochter amsbg sorgen wir dafür, dass die Kernprozesse des AMS reibungslos ablaufen.“



Foto: AMS/Petra Spiola

Dr. Johannes Kopf,
Mitglied des AMS-Vorstands:

„Um effizient agieren zu können, ist es wichtig, dass unsere Mitarbeiter Arbeitsmarktdaten top-aktuell, schnell, in der notwendigen Detailtiefe und interaktiv zur Verfügung gestellt bekommen.“

Für die ganzheitliche IT-Unterstützung des AMS sorgt die Arbeitsmarktservice BetriebsgmbH & Co KG (amsbg). Auf der einen Seite stellt sie umfassende Lösungen und Dienstleistungen zur Verfügung, auf der anderen Seite entwickelt sie als strategischer Partner die Systeme des AMS kontinuierlich weiter. „Gemeinsam mit unserer Siemens-Tochter amsbg sorgen wir dafür, dass die Kernprozesse des AMS dank unserer Technologiekompetenz und internationalen Erfahrung reibungslos ablaufen“, so Dr. Albert Felbauer, CEO Siemens IT Solutions and Services CEE.

Bereits seit 1994 stellt die amsbg Lösungen und Dienstleistungen für mittlerweile mehr als 5.000 Anwenderinnen und Anwender des AMS zur Verfügung. Um die Organisation des AMS mit einer umfassenden EDV-Lösung zu unterstützen, wurde durch das Projekt AMS2000plus eine moderne und flexible IT-Landschaft im gesamten AMS integriert. AMS2000plus umfasst neben Hardware, Software, Betreuung, Host-Services und modernen Client-Server Architekturen auch die Integration von Internet/Intranet-Technologien, E-Mail und Selbstbedienungsservices für die Kunden des AMS. Alle Applikationen und Anwendungen werden im Wiener Rechenzentrum der amsbg betrieben.

Innovativer und verlässlicher Partner für den Öffentlichen Bereich

Ob Arbeitsmarktservices oder Steuerwesen, Haushaltsmanagement, Sicherheit, Rechtssprechung, Bildung oder Gesundheitsversorgung – in all diesen Bereichen wird die öffentliche Verwaltung künftig noch dienstleistungsorientierter, effizienter und kostengünstiger agieren. Siemens IT Solutions and Services hat im Rahmen zahlreicher Projekte Institutionen des Öffentlichen Bereichs dabei unterstützt, Prozesse zu vereinfachen, Abläufe zu beschleunigen und somit mehr Bürgernähe wie auch spürbare Kostensenkungen zu erreichen. „Als erfahrener IT-Dienstleister ist Siemens Partner für Beratung, Prozessdesign, Implementierung und Outsourcing-Projekte im öffentlichen Bereich“, sagt Felbauer.

WISSEN

Wer beim IWF bestimmen darf

Die Stimmgewichtung im Internationalen Währungsfonds (IWF) hängt von bestimmten makroökonomischen Kriterien ab und errechnet sich nach einer recht komplexen Formel. Jeder Staat, der dem IWF beiträgt, erhält eine Quote zugewiesen. Die Höhe der Quote richtet sich nach der Höhe des Bruttoinlandsproduktes des jeweiligen Staates (bestimmt die Quote zu 50 Prozent), der Offenheit seiner Märkte (30 Prozent), der Höhe der Währungsreserven und der Schwankungen beim Außenhandel. Auf Grundlage dieser Quote wird jedem Staat einerseits eine Stimmgewichtung zugewiesen. Andererseits bildet die Quote auch die Basis für die Errechnung der sogenannten Sonderziehungsrechte (SZR). SZR sind eine eigene IWF-Währung, mit der die Mitgliedsstaaten handeln können. (szi)

Lohnverhandlungen von Wirtschaftskrise überschattet



Mit einem Handshake zwischen Metallgewerkschafter Rainer Wimmer (li.) und dem Chefverhandler der Arbeitgeber, Hermann Haslauer, haben am Freitag die Kollektivvertragsverhandlungen für die rund 170.000 Beschäftigten in der österreichischen Metallindustrie begonnen. Die

Metaller sind traditionell die Ersten, die verhandeln, ihr Abschluss gilt als richtungweisend für die anderen Branchen. Die Gewerkschaft will einen Abschluss nahe zwei Prozent, die Arbeitgeberseite unter Hinweis auf die schwierige Situation vieler Betriebe deutlich weniger. Foto: AP/Zak

KURZ GEMELDET

Sberbank: Weiterverkauf von Opel-Anteilen möglich

Berlin – Die russische Sberbank schließt einen Verkauf ihres Anteils am deutschen Autobauer Opel nicht aus. „Wir sind sehr daran interessiert, unseren Anteil an einen industriellen Partner weiterzugeben“, sagte Sberbank-Chef German Gref am Freitag. Alternativ könnte ein Verkauf der Opel-Beteiligung an die russische Staatsbank VEB in Betracht kommen. (Reuters)

Schröder: Nabucco nur mit iranischem Gas machbar

Astana – Der frühere deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder hält die von der EU zur Umgehung Russlands vorangetriebene Gaspipeline Nabucco unter Federführung der OMV nur mit Ressourcen aus dem Iran für machbar. Bisher gebe es ausreichend Gas für die von Gazprom geplanten Leitungen Nord Stream und South Stream, nicht aber für Nabucco, sagte Schröder in der kasachischen Hauptstadt Astana. (APA)

Mayr-Melnhof Holz eröffnet größtes Sägewerk Russlands

Wien – Die steirische Mayr-Melnhof Holz hat das gemeinsam mit der russischen Immobilien- und Baustoffgruppe LSR errichtete Sägewerk nahe St. Petersburg nun offiziell eröffnet. Die Investitionskosten für das mit einer Fläche von 24 Hektar größte Sägewerk Russlands belaufen sich auf 80 Mio. Euro. 470 Mitarbeiter werden am neuen Standort beschäftigt. (APA)

Karten bei Porr werden neu gemischt

Wien – Die Kapitalerhöhung um 83,5 Mio. Euro bei der Porr, über die die türkische Renaissance-Gruppe mit zehn Prozent eingestiegen ist, hat Folgen: Die B&C-Stiftung will den Syndikatsvertrag der alten Großaktionäre (VIG und Orner) auflösen. Die Vienna Insurance Group zeigt sich verwundert.

GANZ KURZ

+++ **Öffis** Die Wiener Linien ordern 20 U-Bahn-Züge bei Siemens. +++ **Oasen** Die Schweiz wurde von der grauen Liste der Steueroasen genommen.

Finanzspritze für Minibetriebe

Förderbank AWS senkt Zinsen für ERP-Kleinkredite

Wien – Mit einigen Wochen Abstand zu dem auf die Notwendigkeiten der Industrie zugeschnittenen Unternehmens-Liquiditätsstärkungsgesetz (ULSG) können jetzt auch Klein- und Mittelbetriebe (KMU) auf Hilfe rechnen. Dies freilich nur, wenn es ihnen vor der Krise gut gegangen ist und nicht die Gefahr besteht, dass sie früher oder später doch krachen, sagte Wirtschaftsminister Reinhold Mitterlehner am Freitag bei der Präsentation des Hilfspakets.

So senkt die Förderbank AWS (Austria Wirtschaftsservice) ab 1. Oktober den Fixzinssatz für Kleinkredite, die aus Mitteln des ERP-Fonds vergeben werden, von 2,0 auf 1,5 Prozent. Gleichzeitig soll die Durchlaufzeit verkürzt werden. Statt wie bisher in drei Wochen sollen die Antragsteller, sofern alle notwendigen Unterlagen eingereicht wurden, innerhalb von 14 Tagen über die Ablehnung oder Annahme des Antrags informiert werden, sagte AWS-Geschäftsführer Bernhard Sagmeister.

Eine Anhebung der Obergrenze von 30.000 Euro je Antrag sei noch „in Diskussion“. Von den gesamten 600 Mio. Euro des ERP-Fonds sind etwa 50 Mio. Euro für diese Aktion vorgesehen.

Nicht mangelnde Liquidität sei derzeit das Hauptproblem der KMU, sondern die mangelnde Bonität, sagte Sagmeister. Deshalb bemühe man sich auch im Bereich der Überbrückungsfinanzierung um Erleichterungen. So sei daran gedacht, die Mindest-Eigenkapitalquote – derzeit acht Prozent – zu senken. Um wie viel, ließen Mitterlehner und Sagmeister offen.

Erleichtert werden soll auch die Unternehmensgründung. Laut Plan könnte die seit Jahren heftig diskutierte „GmbH light“ Anfang 2010 umgesetzt werden. Ein Gesetzentwurf, den das Justizministerium erarbeitet, soll Ende Oktober vorliegen. Mitterlehner hofft, dass das Ministerium dem Wunsch der Wirtschaft nachkommt und die Mindesteinlage von 35.000 Euro auf 10.000 Euro senkt. (stro)

Hohegger verkauft PR-Agentur

Anteile gehen an Burson-Marsteller – Buwog-Verkauf: Grotteske um Einweisungsrecht

Wien – „Vielleicht ist er schon auf seinen Latifundien in Brasilien“, vermutet ein Branchenkollege, der von Hotels und anderen Investments in Südamerika wissen will: Peter Hohegger und sein Bruder Paul verkaufen ihre Anteile an der PR-Agentur Hohegger an Burson Marsteller, ein internationales PR-Netzwerk im Besitz des Werberiesen WPP. Hohegger Com ist laut Branchenmagazinen mit 11,2 Mio. Euro Honorarumsatz die zweitgrößte PR-Agentur Österreichs.

Peter Hohegger und Ex-FPÖ-Politiker Walter Meischberger (Freunde von Ex-Minister Karl-Heinz Grasser) haben wegen unverteilter Honorare (9,6 Mio. Euro) aus dem Verkauf der Buwog Selbstanzeige erstattet. Der Rückzug der Hoheggers aus ihrer PR-Holding habe mit diesem „Geschäftsfall“ nichts zu tun, sagt Geschäftsführer und Zehn-Prozent-Gesellschafter Dietmar Trummer. Ein neuer Name für die Agentur sei „nicht unwahr-

scheinlich“. Hohegger hält laut Firmenbuch 45 Prozent an der Holding, Bruder Paul 40,2. Die übrigen 4,8 Prozent neben Trummer gehören Michael Stempel.

In der Causa Buwog sind nun die Behörden am Zug; die Umstände des Buwog-Verkaufs 2004 kochen wieder hoch. Der Rechnungshof (RH) zeigte 2007 Ungereimtheiten auf. Im Fokus: Kärnten verzichtete vor dem Verkauf auf ein Vorkaufsrecht (RH: „Es ist zu vermuten, dass das Land wusste, wer Bestbieter war“), der Bund gab im Februar 2005, nach dem Buwog-Verkauf, sein „Einweisungsrecht“ auf.

Dabei war die Verzichtserklärung des Bundes laut parlamentarischer Anfragebeantwortung 2007 bereits „im Vertragswerk, das der Anbotlegung zugrunde lag“ verankert, weil sie der „Kaufpreisoptimierung“ diene.

Die CA Immo (bis zur letzten Runde Bestbieter) hatte am 26. April 2004 daher den Verzicht auf

das Ende der Krise nahen und keine Gefahr eines herben Rückschlags. Doch am Arbeitsmarkt sind die Turbulenzen noch lange nicht ausgestanden. Ab 2011 gehöre das Defizit gesenkt und gespart.

Wien – Es ist ein Aufstieg mit einem schweren Rucksack. Karl Aiginger sieht für Österreichs Wirtschaft die Talsohle durchschritten. Doch auf dem Weg bergauf zehre die steigende Arbeitslosigkeit ebenso an den Kräften wie die wachsende Staatsverschuldung. Temporär könne es Rückschläge geben, und auch 2011 werde die Konjunktur nicht gerade explodieren, zeichnet der Chef des Wirtschaftsforschungsinstituts die Bilder eines fragilen Aufschwungs.

Die Arbeitslosigkeit erreiche ihren Höhepunkt in Österreich vielleicht erst in zwei Jahren, sagt auch Bernhard Felderer, Leiter des Instituts für Höhere Studien. 90.000 Arbeitslose mehr soll es nach Berechnungen der Experten heuer und im kommenden Jahr geben. Nach österreichischer Definition werde die Arbeitslosenquote 2009 auf gut 7,4 und 2010 auf 8,3 Prozent zulegen.

Im kommenden Jahr könnten damit bereits mehr als 300.000 Österreicher ohne Job dastehen. Aiginger warnt davor, Abstriche bei den für den Arbeitsmarkt geschnürten Entlastungspaketen zu machen.

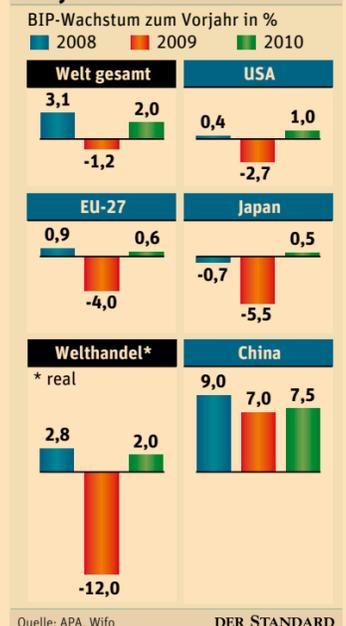
Wifo und IHS rechnen für heuer mit einem realen Rückgang des BIP von 3,4 bzw. 3,8 Prozent. Es ist der stärkste Einbruch in Österreich seit der Nachkriegszeit. So hart wie befürchtet falle das Minus dennoch nicht aus, zudem sei es geringer als etwa in Deutschland. Für 2010 erwarten die Wirtschaftsforscher ein Wachstum von real einem Prozent.

Eine Rückkehr ins Minus sehen die beiden nicht: Ein herber Rückschlag sei unwahrscheinlich, auch wenn es einzelne schwache Quartale geben könne. Nicht täuschen lassen dürfe man sich jedoch von mancher Euphorie an den US-Börsen, meint Felderer. Derzeit spiegle dort vieles nicht die realen internationalen Entwicklungen wider.

In Österreich bleibt vor allem der private Konsum Rückgrat der Wirt-

Arbeitslosigkeit bremst Aufstieg aus der Talsohle

Konjunktur weltweit



schaft. Die hohen Lohnabschlüsse des Vorjahres, die geringe Inflation und Steuerreform hätten die Haushaltseinkommen belebt. Für heuer sehen die Institute den Privatkonsum real um ein Viertelprozent zulegen, 2010 um ein halbes Prozent.

Viel aufzuholen gibt es bei Investitionen und im Export. Erstere reduzieren sich heuer um sechs Prozent, Letzterer um 15 Prozent, und sie fallen damit auf das Niveau vor vier Jahren zurück. Im nächsten soll es im Export wieder aufwärts gehen.

Von den Gefahren der Inflation sei man im Augenblick ebenso weit entfernt wie von jenen der Deflation, sagt Aiginger. Aufgrund höherer Rohstoffpreise dürfte die Teuerung 2010 jedoch leicht anziehen. Den Rückzug der helfenden Hand des Staates halten Wifo und IHS für verfrüht. Höhere Steuern seien zu vermeiden: Gespart werden solle ab 2011 – dann in erster Linie bei Gesundheit, Pensionen und Pflege.

Offiziell vorbei ist die Rezession in Frankreich: Im zweiten Quartal legte das BIP um 0,3 Prozent zu. In Deutschland hat die Hoffnung auf ein Ende der Krise laut GfK die Verbraucherstimmung auf den höchsten Wert seit Juni 2008 getrieben. Die USA werden, so Wifo und IHS, ab 2010 wieder um ein bis 1,7 Prozent wachsen. (vk) **Kommentar S. 40**



Kathrin Röggl

Als die Mauer fiel, war ich weit weg, mindestens in Algerien oder dabei, meinen Führerschein zu machen.

Danach muss monatelang die Hölle los gewesen sein in Berlin, zwischen Ostparty und Westmuffeligkeit war alles möglich.

Heute ist es ein Medienereignis mit festgefahrener Siegermentalität, dessen reale Entsprechung ständig fortrutscht – schon so lange weggefegt auch die Träume auf einen anderen Sozialismus, dass es schwerfällt, sich daran zu erinnern.

Kathrin Röggl, Autorin, wurde in Salzburg geboren, studierte ab 1992 und lebt in Berlin. Foto: H. Com

„Ich bin UniCredit“

Willibald Cernko, nächster Bank-Austria-Chef, tritt an, um dem Projekt europäische Kundenbank alles unterzuordnen. Was dabei von der BA übrigbleibt (alles), wie er sich mit den Italienern versteht (prima) und wer für ihn edel, kämpferisch und sensibel ist (Pferde), eruierte **Renate Graber**.

STANDARD: Ihre Frau ist Pianistin, sie zitiert gern Jean Sibelius: „Über Musik spricht man am besten mit einem Bankdirektor, weil Künstler reden nur übers Geld.“ Gilt der Umkehrschluss auch?

Cernko: Er hat eine gewisse Richtigkeit. Wobei: Wenn ich mich überschätze, bezeichne ich mich als musikalisch halbgebildet.

STANDARD: Weil Sie erst spät in die Musik eingeehelert haben?

Cernko: Ja, das magische Datum: 12. September 2002, da habe ich meine Frau kennengelernt.

STANDARD: Am 13. September hat Ex-Bank-Austria-Chef Randa Geburtstag, einer Ihrer Förderer.

Cernko: Das habe ich dabei nicht berücksichtigt.

STANDARD: Der 1. Oktober 2009 wird das nächste magische Datum? Da werden Sie Bank-Austria-Chef.

Cernko: Ja, auch magisch.

STANDARD: Klingt nicht begeistert.

Cernko: Doch, meine Arbeit ist mir wichtig, hatte für mich immer einen hohen Stellenwert. Das haben manche nicht so gern gesehen.

STANDARD: Ihre erste Frau?

Cernko: Zum Beispiel.

STANDARD: Sie hatte aber auch vier Kinder großzuziehen.

Cernko: Stimmt. Aber ich bin halt ein Ehrgeiziger, ein Fleißiger.

STANDARD: Und sicher der erste BA-Chef mit eigenem Plattenlabel ...

Cernko: Ich bin nur Minderheitsbeteiligter. Da geht es nicht um Geschäft, sondern um Lust an Kultur,

ZUR PERSON

Willibald Cernko (53) wuchs mit Mutter und vier Geschwistern in Knittelfeld auf, sein Vater war 1967 verunglückt. 1985 kam er zur CA. Schmidt-Chiari schickte ihn in den Osten, CA-Käufer Randa förderte ihn, ab 2003 war er im BA-CA-Vorstand, 2005 in UniCredit-Gremien. Als HVB-Vorstand sanierte er das deutsche Retailgeschäft, am 1. Oktober beerbt er Erich Hampel.



Klassik, Neuer Musik. Die Idee ist mit dem Künstler Gustav Kuhn verbunden und getragen vom Grenzen-Ausloten, Ausbrechen aus dem normalen Kulturbetrieb.

STANDARD: Sie selbst sind nie ausgebrochen, haben vor 25 Jahren in der Creditanstalt begonnen und sind sehr zielstrebig hinaufgeklettert.

Cernko: Stimmt so nicht. Ich habe Dinge gemacht, die man in einer normalen Laufbahn eines Generaldirektors nicht findet. Ich war Schulabbrecher, fünf Jahre beim Militär, war auf den Golanhöhen. In der Sechsten habe ich mich vom bischöflichen Knabenseminar in Graz getrennt und gewechselt; in der Siebenten habe ich beschlossen: Es reicht mit der Schule. Dann ging ich durch die Läuterung des Bundesheers; als ich keinen Entfaltungsspielraum in dieser Riesenorganisation mehr sah, holte ich Matura und Ausbildung nach.

STANDARD: Und landeten in der Riesenorganisation Creditanstalt.

Cernko: Ja, und hatte immer Freiraum. Bis heute habe ich nicht erlebt, dass jemand mit einer relevanten Entscheidung kommt und sagt: „So ist es.“ Das werde ich auch in Zukunft nicht erleben.

STANDARD: Sind Sie nicht 53?

Cernko: Lassen Sie mich doch ausreden ... Oh, tatsächlich, ich bin

schon 53. Aber ich fühle mich wie 52. Jedenfalls bin ich kein Mann des vorausseilenden Gehorsams. Ich geh auch nicht auf vor Hürden, ich bin eine Kämpfernatur. Mir ist meine Karriere nicht zugeflogen, ich hatte damals eine Familie mit drei Kindern, musste Geld verdienen. Ich wusste: Ich kann etwas, ich will – und da bin ich beruflich aufs Gas gestiegen. Da, wo andere drei Wenn und Aber sagten, habe ich gesagt: „Ich mach das.“

STANDARD: Die Italiener machen auch viel, greifen in der BA immer stärker durch, auch via Divisionalisierung. Werden Sie der letzte Chef einer Bank Austria sein, die für Österreich und Osteuropa zuständig ist?

Cernko: Nein. Die Zuständigkeit zu ändern ist heute kein Thema, wird morgen keines sein. Niemand denkt daran. Und alles, was zum Projekt Divisionalisierung auf den Tisch kommt, wird hier in diesem Haus, in diesem Vorstand beschlossen.

STANDARD: Es heißt aber, Sie reagieren schneller auf die Wünsche der UniCredit als Noch-BA-Chef Hampel. Agieren Sie pragmatisch nach dem Motto „Wer zahlt, schafft an“?

Cernko: Sicher nicht, so läuft das nicht. Ich bin hier kein Unterschriftenonkel, ich will mitarbeiten und habe gelernt, die Wünsche des Eigentümers zu akzeptieren. Es ist jedem freigestellt, ob er dabei sein will; auch mir. Ich habe in der UniCredit riesige Möglichkeiten gesehen und wurde nie enttäuscht. Ich schätze die UniCredit wahnsinnig, weil sie, wie ich, sehr konsequent ist. Ich hätte beruflich jederzeit etwas anderes tun können.

STANDARD: Was denn?

Cernko: Der Markt ist relativ groß und interessant.

STANDARD: Kurz gesagt, Sie lassen die Eigentümer nicht gegen Türen laufen, sondern öffnen sie.

Cernko: Was ist mein Job? Ich verantworte die Bank in Österreich und Osteuropa und habe die Interessen des Eigentümers wahr- und ernst zu nehmen. Ich muss und will dem Projekt einer europäischen Kundenbank alles unterordnen. Und die Bank Austria soll einen wesentlichen Beitrag dazu liefern. So einfach ist das.

STANDARD: Sehen Sie sich als UniCredit- oder Bank-Austria-Banker?

Cernko: Ich bin UniCredit. Und ich bin Chairman der Bank Austria, die Teil einer Gruppe mit starken regionalen Wurzeln ist, und all das ist kein Widerspruch.

STANDARD: Sie haben eine heiße Zeit vor sich: Nächste Woche dürfte die Entscheidung fallen, dass die BA kein Kapital vom Staat nimmt, Sie müssen mit den Madoff-Geschädigten klarkommen, und in der Causa rund um Spekulationsgeschäfte in Oberwart laufen Ermittlungen.

Cernko: Heiß? Ich nenne das Herausforderungen. Wie immer unsere Entscheidung zum Bankenpaket nächste Woche auch ausfällt, wir werden unsere Kapitalbasis auf jeden Fall stärken.

STANDARD: Wie peinlich ist es, dass einer der Vorstände der Banken-ÖIAG Fimbag, Adolf Wala, Madoff-Geschädigter ist? Er war Kunde der Bank Medici, an der die BA die Spermienart hielt.

Cernko: Madoff ist der größte Betrugsfall, den die Welt je sah. Die US-Aufsicht hat fünfmal geprüft, niemand sah das Problem. Und jeder, der in Hedgefonds investiert, weiß, dass das kein Sparbuch ist.

STANDARD: Ihre Kunden wussten nicht, dass alles bei Madoff landet.

Cernko: Wir sind überzeugt, dass wir unsere Aufklärungspflichten erfüllt haben. Weil manche anders denken, müssen wir uns letztlich einer Gerichtsentscheidung stellen. Zu Oberwart: Wir sehen keine strafrechtliche Relevanz, führen aber Vergleichsgespräche mit Kunden, die sich schlecht beraten fühlen. Wissen Sie, falsche Zukunftseinschätzungen sind zwar bedauerlich, aber es wird sie immer geben. Mit Historikerblick in die Vergangenheit ist alles einfach.

STANDARD: Die häufigste Banker-Ausrede der Gegenwart.

Cernko: Aber die letzten Jahre vor der Krise ging es doch nur bergauf, der Begriff Risiko wurde immer kleiner geschrieben. Wir alle wollten am Erfolg teilhaben, alle wollten das schnelle Geld machen.

STANDARD: Apropos Geldmachen. Ihr Sohn Leonard ist einer der besten österreichischen Köche, Sie selbst sind bekennender Genussmensch, kochen auch gern ...

Der künftige Generaldirektor der Bank Austria, Willibald „Willi“ Cernko, hat ein Faible: seinen Eigentümer UniCredit. Ein Satz, so sagt er, brachte ihn vom Schulabbrechen über die Golanhöhen an die Bankspitze: „Ich mach das.“ Foto: R. Hendrich

Cernko: Auf den Genussmenschen weist meine Figur hin. Ich koche gern Bodenständiges, und, bevor Sie fragen, nicht nur italienisch, sondern ich kann auch Schweinsbraten gut. Ich ess ihn auch gern.

STANDARD: Sie trinken aber lieber burgenländischen Roten als italienischen Roten ...

Cernko: Ja.

STANDARD: ... es heißt, Sie seien der SPÖ beigetreten, im Lauf Ihrer Karriereplanung.

Cernko: Bin ich nicht.

STANDARD: Weil wir beim Lebensstil sind: Warum halten Sie sich, mit Ihrem Freund RZB-Vorstand Strobl gemeinsam, vier Rennpferde?

Cernko: Ich bin vom Lebewesen Pferd fasziniert. Pferde haben mit Erobern, Zivilisation zu tun, sind edel, kämpferisch, sehr sensibel.

STANDARD: Cubacandy war lang das beste Rennpferd Österreichs, Sie haben ihn selbst ausgesucht ...

Cernko: Wir mussten ihn einschläfern. Er ist im Dezember verunglückt. In Italien auf der Rennbahn.

STANDARD: Ausgerechnet. Sie haben drei Reitpferde, Rennpferde, leben im großen Penthouse: Passt alles gut zum Bank-Generaldirektor ...

Cernko: Das hat damit gar nichts zu tun, andere haben andere Hobbys, und die Reitpferde gehören meiner Frau. Weil sie wegen ihrer Hände nicht vom Pferd fallen soll, haben wir nur charakterfeste Pferde mit stabilem Nervenkostüm.

STANDARD: Pferde, die besseren Menschen?

Cernko: Das würde ich so nicht sagen. Aber man bekommt von ihnen das zurück, was man gibt.

STANDARD: Im Gegensatz zum Bankgeschäft?

Cernko: Das ist eine Graber'sche Interpretation.

STANDARD: Letzte Frage: Worum geht's im Leben?

Cernko: Der Einsicht gemäß zu leben, dass Geld allein nicht alles ist.



Eva Menasse

Als die Mauer fiel, war ich neunzehn und lebte unter der beklemmenden Vorstellung eines jederzeit möglichen Atomkrieges.

Danach war ich zu blöd und zu träge, um, wie so viele andere, sofort in den Zug zu steigen und nach Berlin zu fahren, was ich bis heute bereue.

Heute ist es fast unwirklich, dass diese Mauer je existiert hat, denn es gibt sie (fast) nur noch als Straßenmarkierung und auf den historischen Stadtplänen für Touristen, während aus zwei Berlins mindestens ein Dutzend geworden sind – genauso viele Farben hat heute mein damals schwarz-graues Lebensgefühl.

Eva Menasse, Autorin, geboren in Wien, lebt seit 2003 in Berlin. Foto: Peitsch

Montagsgespräch 28. 9. 2009, 19.30 Uhr Der Bundes-Effekt der Herbstwahlen



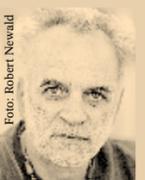
Barbara Wicha
Politologin
Uni Salzburg



Werner Beutelmeyer
Meinungsforscher



Reinhold Gärtner
Buchautor über
Populismus,
Uni Innsbruck



Kurt Palm
Autor und
Regisseur



Moderation:
Gerfried Sperl
DER STANDARD



Ort: Haus der Musik, Seilerstätte 30/Eingang Annagasse, 1010 Wien. Freier Eintritt

derStandard.at/Events

Arnulf Rainer feiert sein Museum Seite 26

Krise als Dauerzustand: 20 andere Jahre Seite 32



derStandard.at/Kultur

„Kein Hellseher, sondern politischer Beobachter“

Klaus Staeck gehört seit fast vier Jahrzehnten zu den profiliertesten politischen Plakatkünstlern Deutschlands. In seinem Lebenslauf und seiner künstlerischen Arbeit spiegelt sich die deutsch-deutsche Geschichte.

Alexandra Föderl-Schmid

Berlin – Von seinem Schreibtisch aus überblickt Klaus Staeck den Pariser Platz und sieht zum Brandenburger Tor. Dass er seit mehr als drei Jahren als Präsident der Akademie der Künste an diesem historischen Platz sein Büro hat, hat Symbolkraft. Staeck ist 1938 in Pulsnitz in der DDR geboren, in der Industriestadt Bitterfeld aufgewachsen. „Wenn man bis zum 18. Lebensjahr wo lebt, ist man geprägt für sein Leben.“

In der DDR habe er das Widersprechen gelernt, aber rasch begriffen, dass er hier keine Zukunft habe. Die Flucht sei damals noch einfach gewesen. „Man setzte sich in den Zug und kam nie wieder.“ Er fuhr nach Heidelberg. Die halbe Schulklasse sei damals, 1956, in den Westen gegangen. Die Konsequenz war: Seine Brüder durften die Oberschule nicht besuchen. „Das hat mich gepiesackt. Sie haben mir das aber nie vorgeworfen.“ Die Treffen der Geschwister in Prag und Warschau seien vom Geheimdienst beobachtet worden, habe er später aus den Staatssicherheitsakten erfahren.

Die Erfahrungen in der DDR und nach seiner Ankunft in der Bundesrepublik haben ihm gezeigt: „Man muss sich einmischen.“ Das hat er getan, fast sein ganzes Leben lang. 1960 trat er in die SPD ein und sieht sich selbst als „überzeugter Linker“. Nachsatz: „Als Sozialdemokrat.“

Deutsch-deutsches Gerede

Seitdem er aus der DDR weggegangen war, kämpfte Staeck gegen die Teilung in zwei deutsche Staaten: „Ich habe immer gesagt: Das ist ein unnatürlicher Zustand, wenn ich meine Mutter nicht sehen oder zu einer Beerdigung eines Verwandten fahren kann.“ So hat er sich schon 1963 als Jusstudent engagiert und einen Studentenaustausch mit Leipzig organisiert – kritisch beäugt von den eigenen Genossen: „Es gab immer nur deutsch-deutsches Gerede, aber konkrete Aktionen waren nicht erwünscht.“

Seine Brüder, Mutter und Großmutter wollten just am Tag des Mauerbaus, am 13. August 1961, ebenfalls das Land verlassen. Weil sie sich verspätet hatten, kam ihnen aber die Bauarbeiter dazwischen, und sie mussten umkehren.

Zur Kunst kam der studierte Jurist als Autodidakt, er gestaltete Postkarten. Heute umfasst sein Werk rund 300 Plakate und zahlreiche Fotos, die in mehr als 3000 Ausstellungen präsentiert wurden. Bekannt wurde Staeck Anfang der 70er-Jahre durch seine satirische Auseinandersetzung mit der Politik. „Ich war immer politisch, und ich hatte immer das Ziel, eine größere Öffentlichkeit zu erreichen. Das ging mit Grafiken nicht. Da dachte ich mir: Warum nicht Plakate?“ Damals habe es auch die Tendenz gegeben, Kunst auf die Straße zu tragen.

Seine erste Plakataktion 1971 zum Dürer-Jahr in Nürnberg (Zum Konterfei der alten Frau die Frage: „Würden Sie dieser Frau ein Zimmer vermieten?“) führte zu mehr als zweihundert Anrufen bei der Stadtverwaltung. „Das war eine gute Werbung. Und von dem Tag an war klar, das ist eine Chance, die es für die Kunst zu nutzen gilt.“ Ein halbes Jahr später habe es die erste Klage von der CDU gegeben.

Aber auch mit der SPD setzt sich Staeck kritisch auseinander. 1972 sorgte er im Bundestagswahlkampf für Furore mit seinem Plakat mit einer Villa am Berg und der ironischen Parole: „Deutsche Arbeiter!



Seine satirische Auseinandersetzung mit Politik provoziert. Seit der Wiedervereinigung setzt sich Klaus Staeck häufig mit deutschen Befindlichkeiten auseinander, wie diese STANDARD-Ausgabe zeigt. Foto: AP

Die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen!“ Als „Bonner Bildersturm“ ging jene Aktion vom 30. März 1976 in die deutsche Geschichte ein, als Unionsabgeordnete, darunter der spätere Bundestagspräsident Philipp Jenninger, im Haus der Deutschen Parlamentarischen Gesellschaft in Bonn Plakate von den Wänden rissen.

41-mal wurde inzwischen versucht, Plakate und Postkarten juristisch verbieten zu lassen. Wer seine Plakate zur Finanzkrise sieht, die bereits vor sechs, sieben Jahren

entstanden sind, wundert sich über seine Weitsicht: „Ich bin kein Hellseher, ich bin ein politischer Beobachter. Das war absehbar.“

Der Mauerfall hat ihn dagegen völlig überrascht. „Wer behauptet, er habe das kommen sehen, lügt.“ Er sei an jenem 9. November 1989 in Leipzig gewesen mit einer Delegation des damaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Johannes Rau. „Wir sind dagesessen und haben am Abend Fernsehen geschaut und gedacht, das ist unglaublich.“

Der 71-Jährige kann noch immer staunen über sich und die Welt um ihn. Das kommt auch in den bissigen Kommentaren zum wiedervereinigten Deutschland zum Ausdruck. Dass er 2006 zum Präsidenten der einzigen Ost-West-Akademie mit 370 in- und ausländischen Mitgliedern gewählt wurde, hat ihn überrascht. „Was sind das für Zeiten, in denen ein Satiriker zum Präsidenten gewählt wird?“

DER STANDARD Webtipp:
www.klaus-staeck.de

Ein Tempel für Nackte, Denker und Waffenhändler

Steirischer Herbst schickt seine Gäste bei der Eröffnung auf eine spannende Reise mit Experten und Gauklern

Colette M. Schmidt

„Wenn man zu viel liebt und alles verzeiht, läuft man in die Irre“, erklärt Franz Schuh zurückgelehnt in seinem Fauteuil einer Dame im Dirndl, die ihm gegenüber sitzt. „Man muss wissen, wie viel Liebe ein Mensch braucht“, fährt er fort. Die Dame nickt. Man unterhält sich bei Weißwein und Salzbrezeln in einem Stoffkubus über Kindererziehung. Auf Sofas verteilt sitzt ein Teil des Publikums der Eröffnung des Steirischen Herbstes.

Dort schob man sich am Donnerstagabend in der Helmut-List-Halle durch 24 solcher Boxen, die nur durch Stoffwände voneinander getrennt waren. *Tempel der Vernunft* hieß die vier Stunden durchlaufende Installation vom

Theater im Bahnhof und raumlaberberlin, wo man suchte und fand. Etwa die Philosophin Isolde Charim, die an einem langen Tisch ihrem Kollegen Andreas Leo Findeisen gegenüber saß und ihm sowie zum Teil am Boden hockenden Zuhörern ihre Definition des „demokratischen Subjektes“ erklärte.

Viele sitzen hier mehr als eine halbe Stunde lang und horchen gebannt zu. Man reißt sich los, weil man weiß, dass es noch so viel zu sehen gibt: etwa den Einbrecherkönig, der 30 Jahre im Gefängnis saß und auf die Frage, ob sich Einbrechen finanziell gelohnt hätte, jovial meint: „Eigentlich nicht. Weil, wensd' in Häfn gehst, ghört des ganze Geld dem Anwalt“. In weiteren Boxen warten eine Wahrsagerin, ein Homöopathiehasser,

ein Kranführer, der Tod, der Karnten mit Fragen nach dem eigenen Ableben austeilt, ein Insolvenzberater, ein Chaosforscher und die Performancekünstler united sorry, die sich nackt auf dem Boden räkel. Man kann sich auch massieren oder von Gudrun Gut und Thomas Fehlmann Musik auflegen lassen und einen Waffenfachhändler kennenlernen. Dieser erklärt seriös, warum die Desert Eagle, eine israelische Militärpistole, „keine typische Damenpistole ist“, während sie einem schwer in der Hand liegt.

Was nach Messeständen für Intellektuelle und Künstler klingt, ist eine Sammlung von Haltungen, Ideologien und Behauptungen, die zum Hinterfragen einladen, nachdenklich machen oder einfach amüsieren. Der Tempel ist Sinn-

bild für das, was Intendantin Veronika Kaup-Hasler Stunden später in ihrer Eröffnungsrede als die Rolle der Kunst gerade in der Krise beschreibt: „Sie lässt Unterschiedliches, scheinbar Unvereinbares nebeneinander gelten, kann mehrdeutig gesellschaftliche Konfliktfelder testen, ohne sich in Rechthaberei üben zu müssen.“

Kaup-Hasler erklärt auch die Zweideutigkeit des diesjährigen Festivalmottos *All The Same* – „als Gleichgültigkeit, als Desinteresse bis hin zur Gleichberechtigung als Utopie und Alltagsforderung“. Sie schließt mit einem Flaubert-Zitat: „Vielleicht war meine Gleichgültigkeit nur ein Übermaß an Begierde.“ Für Wissbegierige war der Tempel jedenfalls ein vielversprechender Festivalsauftakt.

TIPP SPEZIAL

DRITTE AUKTIONSWOCHENS 2009



Ferdinand Georg Waldmüller, Kinder schmücken den Hüft eines Konskribierten (Ausschnitt), 1851, Öl auf Holz, 55,5 x 44 cm, Auktion 7. Oktober

Alte Meister, 6. Oktober
Gemälde des 19. Jahrhunderts, 7. Oktober
Antiquitäten, 7.–8. Oktober
Juwelen, 8. Oktober

Besichtigung ab 26. September

DOROTHEUM
SEIT 1707

Palais Dorotheum, 1., Dorotheergasse 17
T: 01/515 60-570, client.services@dorotheum.at
Kataloge online: www.dorotheum.com

WIEN

FESTIVAL

»PROFILE Jazz Festival 2009:

Michel Godard mit 3 Projekten«

Michel Godard setzt spieltechnisch völlig neue Maßstäbe auf der Tuba, die er mit einer Behändigkeit spielt, als wäre sie das leichtfüßigste Instrument überhaupt. Ob Zirkularatmung oder Multi-Phonics, seiner Virtuosität sind keinerlei Grenzen gesetzt. Projekte: ImpertinAnce (mit Frank Tortiller und Patrice Heral), Écoute le vent (mit Linda Bsiri) Cousins Germains (mit Wolfgang Puschnig, Christof Lauer, Herbert Joos, Franck Tortiller und Wolfgang Reisinger).

Spielboden Dornbirn I A
T: 05572/219 33, spielboden@spielboden.at
www.spielboden.at

VORARLBERG

bezahlte Anzeigen

Nähere Informationen: T: 01/531 70-132 und 133, F: 01/531 70-479, e-mail: kulturanzeiger@derStandard.at

Rainer, verloren im Marmor-Mausoleum

Seit Donnerstag hat Arnulf Rainer in seinem Geburtsort Baden ein eigenes Museum: Im ehemaligen Frauenbad wird nach achtmonatiger Renovierung zum Auftakt sein vielfältiges Frühwerk gezeigt.

Anne Katrin Feßler

Baden – Erklärungen zu seinem Werkkosmos hat Arnulf Rainer im Laufe seiner 1949 beginnenden Karriere viele und stets bereitwillig gegeben: „Meine Kommentare sind keine wichtigen genuinen Äußerungen, sondern Tricks und Gebrauchstexte, um noch schlimmeren Interpretationen anderer zu vorzukommen“, bekannte Rainer. Allerdings schon 1979 in einer häufig und jüngst in Baden abermals zitierten *Selbstbevorzugung*.

Am Donnerstagvormittag in Baden, wo das lange erwartete Rainer-Museum seine Tore öffnete, wirkt der bald 80-jährige Künstler gut gelaunt, jedoch recht stumm und sich damit begnügend, knapp und präzise das Konzept des neuen Hauses, das „kein klassisches Museum“ sei, zu umreißen.

Denn gesprochen wurde an diesem noch jungen Tag „an dem sich alle kulturinteressierten Augen auf Baden richten“ ohnehin schon viel. Hymnisch handeln Landesherren und Stadtfrauen die Weltoffenheit Niederösterreichs ab. Das „Baden nun in einem Atemzug mit New York genannt wird“, war ihnen zwei Millionen Euro für die bauliche Adaptierung des ehemaligen sogenannten „Frauenbades“ wert. Danke Niederösterreich, das Land mit der Wohlfühl-Atmosphäre für alle die bunten Künstlerhunde! Und: Danke, Rainer, für 42 geschenkte Werke!

Rainer ist großzügig und milde. Lange vorbei die Zeit spontaner Beschimpfungen des „verrotteten“

Publikums (1951); längst passé jener Akt der Verzweiflung – der trotz des traurigen Verlusts vieler Bildwerke auch von entschlossener Courage zeugt –, bei dem Rainer fast 100 Ölbilder vernichtete (1954). Lange her auch die *Bilderverbrennung* von 1957. Heut tobt er nicht mehr mit sich und anderen, sondern blickt interessiert und aus Distanz auf seine alten Bilder; lernt sich selbst dabei sogar neu kennen.

Wahrlich schwerer Anfang

Ob er bei der Hängung der ersten Ausstellung im eigenen Museum, die das Frühwerk zwischen 1949 und 1961 recht uninspiriert präsentiert, dabei war? „Ich kann meine Werke nicht hängen. Ich halte mich bei der Hängung vom Haus fern. Ich bin immer unzufrieden.“ – Unzufrieden? Im aktuellen Fall durchaus verständlich.

Aller Anfang ist schwer titelt man in Baden. Das ist zu bemerken. Zweifel überwiegen, ob es besser werden kann. Warum? Zwar ist die Adaptierung der klassizistischen Bausubstanz von der Architekten-gemeinschaft Lottersberger-Messner-Dumpelink in der Tat sehr sensibel gemacht, die Materialien für Einbauten mit Bedacht gewählt. Aber wer hatte die Idee, aus einem Bad ein Museum zu machen?

Marmor bis weit hinauf zur Decke, tiefe Becken und massive, raumgreifende Wandvorlagen, die auf das Repertoire des antiken Tempelportikus zurückgreifen, lassen noch am ehesten an ein Mausoleum denken. Trotz Arnulf



Gut drauf: Arnulf Rainer kasperlt im einzigen – einem White Cube am nächsten kommenden – annähernd funktionierenden Raum des Museums mit frühen Übermalungen in Tusche und Ölkreide. F.: APA/Fohringer

Rainers existenzieller künstlerischer Auseinandersetzungen mit Leben und Tod ein höchst unpassendes Setting.

Man könnte diese Form der Inszenierung fast als absichtliches, aber böses Spiel begreifen: In den Saal des Karolinenbades führt ein mit Glas gerahmter Steg, von dem man mit erzwungenem Respektabstand auf großformatige Leinwandbilder, tiefschwarze, in die Tiefe saugende Übermalungen blickt. In der Ferne, verdeckt durch schon erwähnte Marmor-Monströsitäten, auch zwei kleinformatige rote Übermalungen. Betritt man den

Saal noch einmal vom Bodenniveau aus, darf man die Werke aus der Büßersicht betrachten. Als kleiner Wurm, oder wie?

Einige monumentale Blickachsen gewährt der Saal des Frauenbades, obgleich die gefleckte Marmoroberfläche Rainers Übermalungen in Ölfarbe – darunter die *Grüne Übermalung mit Flammenecke* (1956/58) – recht stumpf wirken lässt. Fürchterlich die hängende Einzelhaft von Rainers (zweifelsfrei wunderbaren) grafischen Blättern in den Kabanen des Hauses. Sie scheinen mit den kleinen, beengenden Kammerln zur Instal-

lation zu verwaschen. Manch herrliche Arbeit findet sich in die Ecke gezwängt: zwischen einer Türöffnung auf der einen und einem Feuerlöscher auf der anderen Seite. Die generell plumpe Anhäufung technischer Notwendigkeiten nimmt andernorts sogar unfreiwillig komische, installative Züge an.

Und zur Frage, was man aus dem historischen Bad anderes hätte machen können als ein Museum? Einen exklusiven Ort römischer Badekultur, zum Beispiel.

„*Aller Anfang ist schwer*“, Ausstellung bis März 2010, tägl. außer Di, 10 bis 18 Uhr, Josefspl. 5, Baden

Das Ende des Frontalunterrichts

Mit dem Mauerfall stieg Techno zur globalen Bewegung auf

Christian Schachinger

Wien – Der deutsche Musiker und Schriftsteller Thomas Meinecke beklagt in seinem aktuellen, im Nautilus-Verlag erschienenen Gesprächsband *Die Bundesrepublik Deutschland* den Herbst 1989 spitzfindig wie vermutlich nicht ganz unrichtig als jene Zeit, in der gleich nach dem Mauerfall aus dem Osten „noch mehr Nazis“ in den Westen gekommen seien.

Mit den aus dem Realsozialismus flüchtenden Unbelehrbaren kam dann allerdings auch eine Welle von Leuten, die das Feld einer damals längst in die Breite der (westlichen) Realpolitik ausstrahlenden Popkultur entscheidend verändern sollte. Unter den frühen Gästen war etwa auch die legendäre, damals vom Satiremagazin *Titanic* unfreiwillig zur frühen Ikone der deutsch-deutschen Verbrüderung gebastelte „Ostzonen-Gabi“. Diese verzehrte auf einem legendä-

ren Coverfoto eine halb geschälte Speisegurke: „Ostzonen-Gabi im Glück: Meine erste Banane!“

Die am 1. Juli 1989 erstmals mit nur gut 100 Leuten gefeierte Love Parade in (West-)Berlin war nur die Vorstufe. Richtig groß wurde die damals noch in ihren bescheiden Anfängen steckende Techno-Bewegung erst mit dem Mauerfall. Das Motto „Drei Tage wach“ verdankt sich demnach nicht nur vor dem Wehrdienst ins alte Westberlin geflüchteten zukünftigen Studienabbrechern, Klein- und Lebenskünstlern. Die aus dem Schwäbischen oder Baden-Württembergischen zugezogenen Kreuzberger konnten schon von den späten 1960er-Jahren herauf die Nacht perfekt zum Tag machen.

Der entscheidende Durchbruch Berlins und damit gleich ganz Deutschlands zur Techno-Weltzentrale kam damals allerdings mit den Osis. Hier war unvermutet nicht nur ein von null in die Vol-

len gehendes Arsenal von partywütigen Feierabend-Schichtlern vorhanden. Diese wollten gern und regelmäßig und mehrere Tage im Block nicht mehr im Alltag funktionieren.

Die fröhliche wie kurzfristige Umstellung vom gesellschaftlichen Frontalunterricht der DDR auf anonymen wie gleichmacherischen West-Hedonismus der gern auch illegalen und in verlassenen volkseigenen Fabrikhallen zelebrierten Techno-Partys mit ihren anfangs das Starprinzip ablehnenden DJ-Protagonisten sorgte auch für eines: Die Verhältnisse machten sich notwendigerweise locker.

Zehn Jahre später ballerten sich am Höhepunkt von Techno 1,5 Millionen Besucher auf der Love Parade das Kurzzeitgedächtnis weg. Der Osten war inklusive „Modernisierungsverlierern“ im Westen angekommen. Die hedonistischen wie zart anarchistischen Anfänge waren laut Lehrplan des Kapitalismus in eine durchgeplante Freizeitwirtschaft übergegangen, das „Geschäft“ des Techno ein millionenschweres geworden.

Heute gelten die vorzugsweise im ehemaligen Osten stehenden Clubs wie das Berghain als beliebtes Wochenend-Shangri-La für eine globale Meute von Party-Kindern, die sich ihren gesellschaftlichen Kurzeitausstieg leisten können. Geschlafen wird am Sonntag während des Rückflugs nach New York, Paris, Tokio. Hartz IV bleibt. Und die Verballerung einer kurz aufregenden Auflehnung ebenso.

Sag mir leise, was ich meine

Das DDR-Theater als Erblast für das „Regie-Theater“

Ronald Pohl

Berlin/Wien – Als im Herbst 1989 tausende bürgerrechtsbewegte Menschen auf die Straße gingen, um ihre Unzufriedenheit mit der sklerotischen Greisenherrschaft der SED zu bekunden, da zündeten nicht von ungefähr die Theater am schnellsten. „Die Unterhaltungskünstler der DDR“ verabschiedeten geharnischte Resolutionen. Einzelne Theater hielten Versammlungen ab; laufende Probearbeiten wurden um Diskussionsrunden erweitert. Ganze Betriebsbelegschaften schlossen sich den Demonstrationen an.



Die ostdeutschen Theaterschaffenden, gewohnt, sich auf den untersten Kreisleistungsebenen mit dem Kunstdiktat bankrotter Staatssozialisten herumzuschlagen, sogen die neue Aufbruchsstimmung begierig in ihre Nüstern.

Ihre Ständesvertreter waren es gewohnt gewesen, mit konfuzianischem Eifer über die Maßgaben der „Staatskunst“ zu diskutieren. Wer Theater machte: Stücke schrieb oder inszenierte, wer spielte, ausstattete – der musste damit rechnen, kontrolliert und ideologisch reglementiert zu werden. Das System gestand seinen Künstlern Privilegien zu; im Gegenzug fühlten sich die Theaterschaffenden ihrerseits dazu verpflichtet, den Aufbau des „Sozialismus“ beratend zu unterstützen.

Das DDR-Theater kann man sich daher getrost als ein nationales Consulting-Unternehmen vorstellen. Weil Bertolt Brecht seit den 1950er-Jahren als Praktiker zwar

geachtet wurde, als Theatertheoretiker aber verpönt war, galt ein windschiefer, bürgerlich verrotteter Realismus als ästhetische Norm.

Wer darauf verzichtete, die vielfachen „Widersprüche“ der Aufbauarbeit (fehlende Demokratie, Gängelung, schlechte Versorgung) als nicht so schlimm darzustellen, der galt, höflich gesprochen, als Außenseiter – oder war zumindest schwer vermittelbar. Spätere Weltkünstler wie Heiner Müller oder Einar Schleeff wurden zeitweise mundtot gemacht. Manche Theatermacher wie Adolf Dresen, wie Jürgen Gosch oder der Brecht-Meisterschüler Peter Palitzsch zogen es ihrerseits vor, dem Arbeiter- und Bauernstaat freiwillig den Rücken zu kehren.

Es gehört daher zu den Pointen der deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte, dass die formalen Errungenschaften bedeutender Ex-DDR-Künstler sich tief in die westliche Theaterlandschaft einprägten. Manche meinen sogar, das übel beleumundete „Regietheater“ sei ein Abfallprodukt jener Republikflüchtlinge, die ihre Verschlüsselungstechniken auf kapitalistischen Bühnen weiter verfeinerten.

Spätestens in den 1980ern ersetzten die DDR-Bühnen dem Publikum jene Foren, auf denen öffentliche Kritik hätte geübt werden können. Assoziativer Anspielungsreichtum half mit, im Licht der Überwachungs Lampen den „Klartext“ zu ersetzen. Jedes auf der Bühne gesprochene Wort besaß zweierlei Wertigkeit: Es sprach aus, was es sagte. Es reichte aber auch hinab in die Bezirke des Unausgesprochenen. Nach der „Wende“ zerriss das dicht gewobene Netz der DDR-Theater ruhmlos. Es fehlte schlicht – am Geld.



Von der Anarchie der frühen Tage nach dem Mauerfall zum global vermarkteten Freizeitunternehmen: Techno aus Berlin. Foto: dpa

„Dann sind wir Helden, für einen Tag“

David Bowies großartige Berlin-Trilogie

Karl Fluch

Als David Bowie 1981 für die Verfilmung von Christiane F.s autobiografischen Aufzeichnungen *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* sein Lied *Heroes* samt gelecktem „L“ als *Helden* auf Deutsch vortrug, war das für ihn eine Abschlussarbeit. Zwischen 1977 und 1979 nahm der Brite die Alben *Low*, *Heroes* (1977) und *Lodger* (1979) auf, die als Berlin-Trilogie im Bowie-Katalog erfasst sind. Es sind seine bis heute vielschichtigsten Arbeiten.

Bowie lebte damals zusammen mit Iggy Pop im Westberliner Bezirk Schöneberg. In der Mauerstadt wollte er einerseits seine Drogenabhängigkeit überwinden, andererseits führte ihn sein Interesse an deutschen Bands wie Kraftwerk, Can oder Neu!, an denen auch sein Freund, der Produzent Brian Eno interessiert war, nach Berlin. Mit Eno arbeitete Bowie auf allen drei in seiner Berliner Zeit entstandenen Alben zusammen.

Allen ist die experimentelle Soundforschung und Enos Interesse an Ambient Music anzuhören. Bowie zählt *Low* heute zu einer der besten Arbeiten seiner Karriere. Aber nicht nur Enos visionäre Energie waren dafür verantwortlich, auch die Stadt an der Stahltonnarbe des Kalten Kriegs prägte die Atmosphäre der Alben. Vor allem in Instrumentals wie *Neuköln* (sic!), *A New Career In A New Town* oder *Weeping Wall*, mit denen Eno und Bowie die Isolation und die klaustrophobische Stimmung der Stadt einfingen.

Das sind Arbeiten zwischen Beklemmung und Schönheit, zwischen „No Future“ und „nix scheißen“. Stücke, in denen der Zeitgeist der Umbruchstimmung zur Zeit der Punkrevolution mitschwingt, in der alles sich zu ändern schien – nur nicht die Mauer.

Heroes, das zweite der drei Alben – wie am Cover vermerkt ist: „Recorded at Hansa by the Wall, Berlin“ –, wartet mit dem Titelsong auch mit einem der erfolgreichsten Stücke Bowies auf. Ein Liebesdrama an der Mauer, angesiedelt zwischen Hoffnung und Aussichtslosigkeit: „I remember, standing, by the wall, the guns, shot above our heads, and we kissed.“

Gänsehaut, immer noch.

„Es war so ein abscheulicher Bau“

Der australische Musiker und Produzent **Mick Harvey**, langjähriger Wegbegleiter von Nick Cave, erzählt **Karl Fluch** von den 1980ern, in denen er in der Mauerstadt Berlin lebte und Platten aufnahm.

STANDARD: Sie sind Anfang der 1980er-Jahre mit Nick Cave und der Band *The Birthday Party* von Australien in die Pop-Metropole London übersiedelt – nur um von dort weiter nach Berlin zu ziehen. Von außen betrachtet eine seltsame Entscheidung.

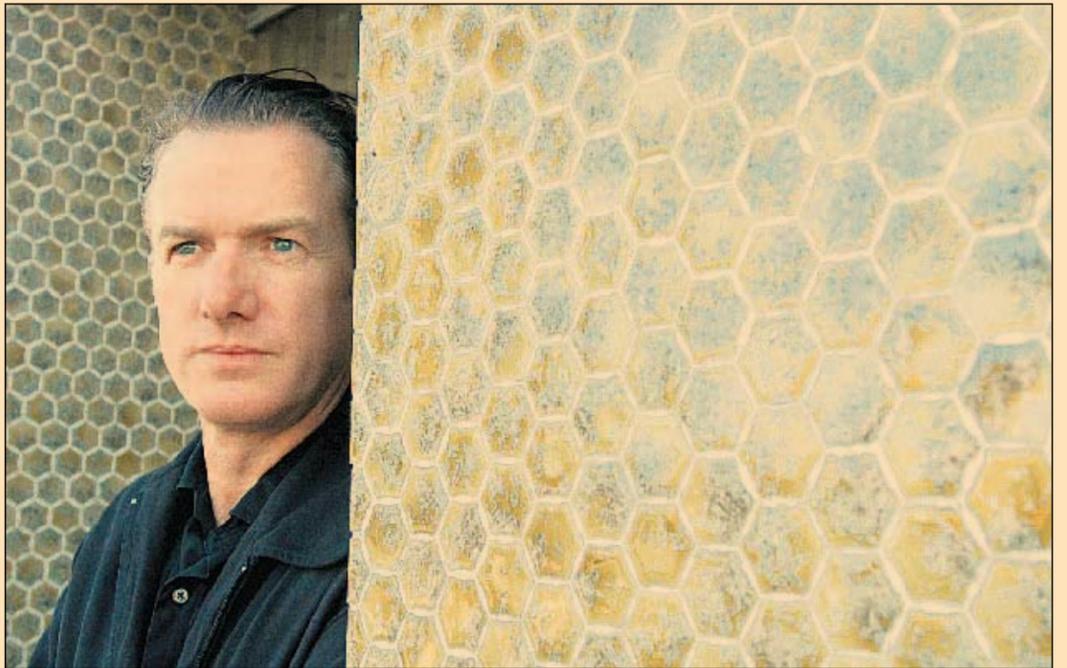
Harvey: Als wir mit der *Birthday Party* 1981 erstmals in Europa spielten, waren wir auch in Berlin. Wie bei so viele Leute damals entstand sehr schnell eine Beziehung zu der Stadt. Wir trafen einfach jede Menge ähnlich denkender Leute, waren die ganze Nacht aus und hatten eine fantastische Zeit. Was uns sofort klar wurde, war, dass Berlin jene kulturelle Mischung und Lebendigkeit besaß, die wir in den zwei Jahren in London so vermisst hatten. Berlin wurde sehr schnell eine zweite Heimat. Ich glaube, wir diskutierten schon am nächsten Tag, auf unserem Weg nach Amsterdam, ob wir nicht dorthin umziehen sollten. Schon um unser Seelenheil willen!

STANDARD: Wie wurden Sie denn in Berlin empfangen?

Harvey: Sehr gut, wir hatten im September 1981 bereits die Berliner Band *Malaria* in den USA getroffen, was zu allen möglichen Kontakten führte, als wir im November dann dort spielten. Als wir Mitte 1982 zurückkamen, hatten wir schon jede Menge Freunde und Plätze zum Schlafen. Das war mehr, als wir von London behaupten konnten.

STANDARD: Erinnern Sie sich noch, wie es war, als Sie das erste Mal die Mauer gesehen haben?

Harvey: Ja, ich war bereits 1980 dort gewesen, als Tourist! Die Mauer entsprach so gar nicht dem geistigen Bild, das ich von ihr hatte. Ein durchaus übliches Phänomen,



Mick Harvey: „Berlin gilt – wie New York – als Stadt, die niemals schläft. Im Gegensatz zu New York kann ich das für Berlin bestätigen.“

Foto: Mute Rec.

wenn man Plätze oder Objekte betrachtet, die sich nicht allein vom Rechteck einer Kamera einfangen lassen. Die Mauer war unvorstellbar, und das muss sie jetzt wohl auch wieder sein. Es war so ein abscheulicher Bau! Es ist schwierig, die Mauer jemandem zu beschreiben, der sie nie gesehen hat. Ich glaube, ich habe das auch noch nie versucht.

STANDARD: Mit Nick Cave und den *Bad Seeds* haben Sie in Berlin einen Neuentwurf des Blues gewagt. Wären da nicht die US-amerikanischen Südstaaten naheliegender gewesen?

Harvey: Ich glaube, Nicks Faszination am Blues kam von einer Quelle in ihm selbst. Berlin hat wahrscheinlich eine europäische Geschmacksnote hinzugefügt, und ich möchte sie nicht missen.

STANDARD: Wie empfanden Sie die damalige Isolation Berlins, und wie wichtig war sie für die Musikszene?

Harvey: Sie war immens wichtig! Berlin war ein Schmelztiegel, der unzufriedenen Europäern Zuflucht vor dem eigenen nationalen Hader und Voreingenommenheit

ten bot, weil es eine Art staatenlose und – wie Sie sagen – isolierte Stadt war. Das bestimmte unlegbar, was dort kulturell vor sich ging. Aber Berlin war ja während des gesamten 20. Jahrhunderts ein radikales kulturelles Zentrum. Es besaß also immer eine Anziehungskraft für Leute, die sich damit identifizieren konnten. Und das setzt sich ja bis heute fort, es reflektiert scheinbar immer noch den Zeitgeist, und der war wohl damals ganz speziell.

STANDARD: Weshalb das Berlin der 1980er gerne mit dem New York derselben Zeit verglichen wurde.

Harvey: Das stimmt, zumindest was die Lebendigkeit der Stadt und ihre Kunstszene betrifft. Berlin gilt außerdem – wie New York – als Stadt, die niemals schläft. Im Gegensatz zu New York kann ich das für Berlin bestätigen.

STANDARD: Berlin besaß eine üble Drogen-Reputation, das autobiografische Buch *„Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“* von Christiane F. war Pflichtlektüre einer Generation, die Autorin war mit den Einstürzenden Neubauten bekannt, Sie haben bald mit dem Regisseur Wim Wenders zusammengearbeitet. Alles und jeder schien sich zu vermischen.

Harvey: Was Drogen betrifft – keine Ahnung, war nie mein Ding. Ich

weiß aber, dass jede Menge Speed im Umlauf war. Später erfuhr man aus Stasi-Akten, dass dieses aus DDR-Laboren stammte. Ansonsten musste man nur bis fünf Uhr morgens in den Bars rumhängen, dann lernte man schnell jeden kennen. So auch Wim Wenders, er hat uns ganz einfach gefragt, ob wir mit ihm arbeiten wollen würden.

STANDARD: Und wie haben Sie die Einstürzenden Neubauten kennengelernt, deren Sänger Blixa Bargeld Gitarrist der *Bad Seeds* wurde?

Harvey: Das war in einem Nachtclub in Amsterdam. Einige der Frauen von *Malaria* haben mich vorgestellt. Sie haben mich ignoriert. Zumindest in dieser Nacht.

ZUR PERSON:

Mick Harvey wurde 1958 in der australischen Kleinstadt Rochester geboren. In der Schule lernte er Nick Cave kennen und begann mit ihm in Bands zu spielen. Der Multi-Instrumentalist war lange musikalischer Kopf von Nick Cave und *the Bad Seeds*. Daneben hat er mit Simon Bonney die Band *Crime & The City Solution* betrieben, mehrere Soloalben aufgenommen und Musiker wie Robert Forster von den *Go-Betweens* produziert. Zu Beginn des Jahres hat er die *Bad Seeds* aus persönlichen und beruflichen Gründen verlassen.



Schlüsselszenen am Schlagbaum

Jan Josef Liefers stand am 9. November 1989 im Osten auf der Bühne und feierte wenig später in Westberlin

Birgit Baumann

Stress und Hektik. Das ist das Erste, woran sich der Schauspieler Jan Josef Liefers (*Tatort*) erinnert, wenn er an seinen persönlichen 9. November 1989 zurückdenkt. „Ich war am Abend in meiner Wohnung und schon in Eile, weil auf dem Weg ins Deutsche Theater“, sagt er zum STANDARD. Kurz vor dem Weggehen schaltet er noch den Fernseher ein. Dort läuft eine dieser endlosen Politpressekonferenzen. Für den 9. November sind Neuigkeiten zum Reisegesetz angekündigt. Liefers: „Der übliche Polit-Jargon.“

Doch an diesem Abend ist irgendetwas anders. Unter dem Druck der Demonstrationen will die SED verkünden, dass Bürger leichter Privatreisen in den Westen beantragen können. Das Wort hat Politbüro-Mitglied Günter Schabowski. „Ab wann?“, will der italienische Journalist Ricardo Ehrmann wissen. „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort ... unverzüglich“, antwortet Schabowski und sichert sich damit seine fünf Minuten in der Weltgeschichte.

Liefers ist noch nicht besonders elektrisiert: „Das klang nach Ordnung, es war überhaupt noch nicht klar, was dann losbrechen würde.“ Denn die Grenzposten hatten andere Informationen: Erst ab vier Uhr früh sollte die neue Regel gelten.

Nach der Vorstellung sitzt Liefers noch mit Freunden in der Theaterkantine. Sie wissen noch nicht, dass draußen gerade die DDR zusammenbricht. Denn direkt nach der Pressekonferenz stehen die ersten Ostberliner an den Grenzübergängen, und minütlich werden es mehr. „Sofort“, hat Schabowski gesagt, also bitte, sofort hoch mit den Schlagbäumen!

Die Grenzer sind völlig überrascht. Der Druck wächst. Harald Jäger,

Oberstleutnant vom Grenzübergang Bornholmer Straße, sieht sich kurz vor 23 Uhr mehreren tausend Ausreisewilligen gegenüber. Aus Sorge, die Situation könnte eskalieren, befiehlt er ohne Rücksprache mit seinem Vorgesetzten: „Wir fluten jetzt.“ Dann geht der Schlagbaum hoch.

Kurz vor Mitternacht bricht auch Liefers auf, um seine Freunde zum Grenzübergang Friedrichstraße zu bringen. „Schon auf halbem Weg kamen wir kaum noch vorwärts“, erinnert er sich. An einen Mann erinnert sich Liefers besonders gut: „Der lief permanent über die Grenze. Und er rief: ‚Ich kann es nicht glauben!‘“ Liefers selbst hatte plötzlich „große Erleichterung“



Die Mauer fiel, Jan Josef Liefers reiste und feierte.

Foto: AP

JETZT NEU IM BUCHHANDEL

Erhard Stackl 1989
Sturz der Diktaturen



300 Seiten, Hardcover, € 21,90

Erhard Stackl hat die Wende miterlebt und erzählt sie nun nach in einem fesselnden Geschichten-Buch.

Kleine Zeitung

Zwischen Diktatur und Widerstand: Eine überzeugende Neuerscheinung analysiert das Ende des kalten Krieges.

Falter

www.czernin-verlag.com

„Die Ostdeutschen haben 20 andere Jahre erlebt“



Monika Maron widmet ihr neues Buch einer ostdeutschen und letztlich gesamtdeutschen Wirtschaftsgeschichte. Warum die Ostdeutschen ein schlechtes Image haben, aber dennoch krisenfester sind, bespricht sie mit Bettina Stimer.

1981 schrieb Monika Maron ihren Debüt-Roman *Flugasche*. Im Zentrum stand B – für Bitterfeld, „die schmutzigste Stadt Europas“, ver-seucht von den Chemiebetrieben, die sich hier schon Anfang des 20. Jahrhunderts angesiedelt hatten, vor allem, weil sie billige Braunkohle als Energiequelle vorfanden. Jetzt hat Monika Maron, die 1987 die DDR als Andersdenkende verlassen hat, wieder in Bitterfeld re-cherchiert. In ihrem Buch *Bitterfelder Bogen. Ein Bericht* (Fischer-Verlag, 2009) beschreibt sie, wie aus dem Symbol für die heruntergewirtschaftete DDR-Industrie samt ver-seuchtem Boden, verpesteter Luft und desolatem Kommunal-leben ein Vorzeigeprojekt geworden ist. Sanierete Böden, saubere Luft, eine Seenlandschaft und vor allem – Q-Cells. Der Solarzellenhersteller war seit seiner Gründung 2000 in den Folgejahren in die Riege der Weltmarktführer aufgestiegen. Die Väter des Erfolges waren der marxistische Techniker Reiner Lemoine und seine gleichgesinnten Kollegen Paul Grunow und Holger Feist auf der technischen Seite und der Ex-McKinsey-Mann Anton Milner auf der Geld-Seite. Die Berliner Ingenieure wollten die Welt mit ihrem Know-how verbessern. „Scheiß auf den Kommerz. Lass uns was Richtiges machen!“, lautete die Devise von Reiner Lemoine. Um was Richtiges zu machen, brauchte man jemanden, der die Sprache des Geldes spricht. Eben Anton Milner. Jetzt aber hat die Erfolgsgeschichte einen Knick. Die Krise hat Q-Cells und Bitterfeld eingeholt. Der Kurs der Q-Cells-Aktie ist von 80 Euro Anfang 2008 auf zehn gesunken. Im August wurden 500 Mitarbeiter entlassen.

STANDARD: Wie reagieren die Bitterfelder auf das – vorläufige – Ende der DDR-Erfolgsstory?

Maron: Der Osten fühlt sich krisenfester, in einem gewissen Sinne sogar überlegen. Sie sind Krisen gewohnt, vor der Einheit und nach der Einheit auch. Das habe ich während der letzten zwei Jahre bei meinen Recherchen in Bitterfeld-Wolfen beobachten können. Man hat gemerkt, wie die Krise sich ankündigt und letztlich doch zu-packt. Q-Cells ist dennoch eine Erfolgsgeschichte, in der sich mehrere Kreise schließen. Angefangen

hat die Geschichte vor 100 Jahren, weil es dort billige Energie gab. Ein Chemiestandort braucht viel Energie. Jetzt wird dort wieder Energie produziert, aber die verträglichste, die man sich zurzeit denken kann. Damals – Anfang des vorigen Jahrhunderts – zogen ein paar Männer aus Berlin dahin und begründeten den Chemiestandort. Im Jahr 2000 kamen wieder ein paar Männer aus Berlin und gründeten Q-Cells, ein kleines Unternehmen mit vierzig Arbeitsplätzen. Aber wenn die Solarenergie die Welt verändern soll, muss in großen Mengen produziert werden, dann muss ein Unternehmen wachsen, um konkurrenzfähig zu bleiben, es braucht Geld. Q-Cells ging an die Börse.

STANDARD: Hatte man einen anderen Umgang mit Krisen schon zu DDR-Zeiten gelernt?

Maron: In der DDR haben sie gelernt zu improvisieren. Und nach der Einheit ist den Ostdeutschen erst einmal ihr ganzes Leben um die Ohren geflogen. Neue Geschäfte, neue Straßenschilder, neue Marken, neue Versicherungen, alles neu. Den Westdeutschen nicht. Die Ostdeutschen haben 20 andere Jahre erlebt. Auch darum fühlen sie sich krisenerprobter.



STANDARD: Und so eine Geschichte reicht nicht, um die neuen Bundesländer nach der Wende an den Westen anzuschließen?

Maron: Nein, und sie hinkt immer noch hinterher. Was mich ärgert, ist das bis heute verzerrte Bild von den Ostdeutschen, die entweder als PDS-

Wähler, Hartz-IV-Empfänger oder als Rechtsradikale durch die Medien geistern. Die Leute, die ich hier gefunden und beschrieben habe, sind Leute, die ihr Geschäft gegen große Widerstände durchboxen mussten, wie die Maschinenbauunternehmerin (in *Bitterfelder Bogen*), die einfach niemand ernstgenommen hat und deren Geschäft jetzt floriert. Diese Leute gab es von Anfang an. Mit denen hätte man sich verbünden müssen. Warum man die medial so untergehen hat lassen, ist unverständlich. Es war wie nach 1945. Es gab die Eroberten, und es gab die Befreiten. Aber das öffentliche Bild von den Ostdeutschen war ganz undifferenziert. Das war für das Zusammenwachsen nicht unbedingt förderlich.



Kultur gegen Gewalt, Kultur als politische Maßnahme – damit hat Klaus Staeck sich selbst ein Plakat gemacht und darin den Hinweis verpackt, dass Kultur aus einer Sprühdose kommen kann.

STANDARD: Welche Rolle spielte aus Ihrer Sicht die Treuhand?

Maron: Da ist nach der Wende sicher einiges schiefgelaufen. Aber die Treuhand war notwendig. Sonst hätten sich die Seilschaften die Pfründe gesichert, und wir hätten hier vielleicht Zustände wie in Russland.

STANDARD: Bildet diese Sentimentalität, die Ostalgie, ein emotionales Gegengewicht zum Schlechteden der DDR?

Maron: Direkt nach der Wende wurde alles schlechtgeredet. Dann kam plötzlich die Nostalgie. Was ich überhaupt nicht verstehe, ist die Behauptung vieler, dass ihnen ihre Biografie weggenommen worden wäre. Dieser Zusammenhang geht mir nicht auf. Warum soll die eigene Biografie abhängig sein von der Existenz eines Staates. Von einer Landschaft, einer Stadt, die ausgestorben ist – das schon, aber so? Ein feindliches Gebilde bricht in sich zusammen, und das soll eine Biografie infrage stellen? Vorher hätte man das behaupten können, als die Menschen ihrer Verantwortung enteignet waren, dann konnte man davon sprechen. Die Biografie bleibt erhalten, vielleicht mehr, als die Betroffenen es wollen.

Ich kann verstehen, dass Menschen, die es schlecht oder gar nicht gepackt haben, die nicht gelernt hatten, Verantwortung für sich zu tragen, auch jetzt schwer verstehen, welcher Teil in ihrer Verantwortung lag und liegt. Sie verstehen nicht, warum der eine es schafft und sie selbst nicht. Die Ungleichheit auszuhalten ist schwer. Die Welt ist nicht gerecht.

STANDARD: Also doch ein Erbe des Lebens im Kollektiv?

Maron: Ja. Die Ungleichheit war vorher nicht so zu spüren. Alle hatten das gleiche nicht. Keine ordent-

lichen Autos, keine Reisen um die Welt. Wenn einer mehr hatte, konnte man immer sagen: „Ja, der ist in der Partei, der kriegt's, ich bin nicht in der Partei, ich kriegt's eben nicht.“ Und jetzt muss man Dinge aushalten, die eben nicht gerecht sind, oder sich wehren. Ohne zu verzweifeln. Selbst für die Leute, die es jetzt schlecht treffen, ist es ja immer noch kein Elend, wie man Elend auf der Welt kennt. Sie leben nicht viel schlechter, als sie früher gelebt haben.

STANDARD: Wie hat sich der politische Druck in den Monaten vor dem November 1989 aufgebaut?

Maron: Ich bin ja 1988 nach Hamburg gegangen und habe alles ein wenig aus der Distanz wahrgenommen. Man hat die Veränderungen in der Sowjetunion gesehen. Die Jugend floh durch das Loch im ungarischen Zaun. Und dann fiel dieser Satz: „Auf die können wir auch verzichten.“ Das hat Honecker gesagt. Das haben die Eltern nicht ertragen. Die konnten nämlich auf ihre Kinder nicht verzichten. Da hat's dann allen gereicht, und sie sind auf die Straße gegangen. Dieser Satz war entscheidend. Und dann fiel noch ein Satz von Michail Gorbatschow (beim Staatsbesuch am 6. Oktober 1989 in Berlin, Anm.): „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Als man hoffen konnte, diesmal würden die Russen nicht die Panzer auffahren, war das natürlich eine Ermutigung. Danach befand sich das ganze Land in einem seltsamen Zustand der Auflösung. Nichts galt mehr.

STANDARD: Haben Sie selbst Einsicht in Ihre Stasi-Akten genommen?

Maron: Ja. Aber ich habe keine Überraschungen erlebt. Die falschen Töne von Leuten, die sich mir aus solchen Gründen genähert

hatten, die habe ich irgendwie bemerkt und habe mir die Leute vom Hals gehalten.

STANDARD: Was ist mit dem Recht auf Aufklärung?

Maron: Offizialdelikte müssen natürlich sowieso aufgeklärt werden. Aber aus dem Bedürfnis nach Aufklärung hat sich zeitweilig eine regelrechte Jagd-Stimmung entwickelt. Wenn einer wirklich so ein Schweinehund war, dass die Öffentlichkeit es erfahren sollte, hätte ich es richtig gefunden, wenn die Leute, die es betroffen hat, darüber selbst hätten entscheiden können. Diese Informationen wurden auch zur Ware, Akten wurden auf dem Markt angeboten. Aufklärung war notwendig, aber mit welchem Ziel und welchem Motiv, das war nicht immer ganz klar.

STANDARD: Sie haben ja Theaterwissenschaft studiert, haben in der Fabrik gearbeitet, wurden später Wirtschaftsjournalistin. Warum nicht Kultur?

Maron: Das wäre naheliegend gewesen. Aber am Theater wurden damals so viele Produktionsstücke gespielt, dass ich dachte, ich küm-mere mich lieber um das Original. Nachträglich erwies sich die Entscheidung für die Wirtschaft als sehr hilfreich. Ich dachte damals, für die Künstler, die Intellektuellen ist die DDR schlecht, aber für die Arbeiter ist sie gut. Für die Arbeiter war sie aber mindestens so schlecht, wenn nicht noch schlechter.

Die Bedingungen, unter denen die gearbeitet haben, die Gängelung. Deutsche Ingenieure, die konnten ja was und mussten diesen Schund produzieren. Das hab ich alles in diesen sechs Jahren verstanden. Sonst hätte ich vielleicht immer noch geglaubt, den Arbeitern ginge es gut.



Mehr als nur Ostalgie

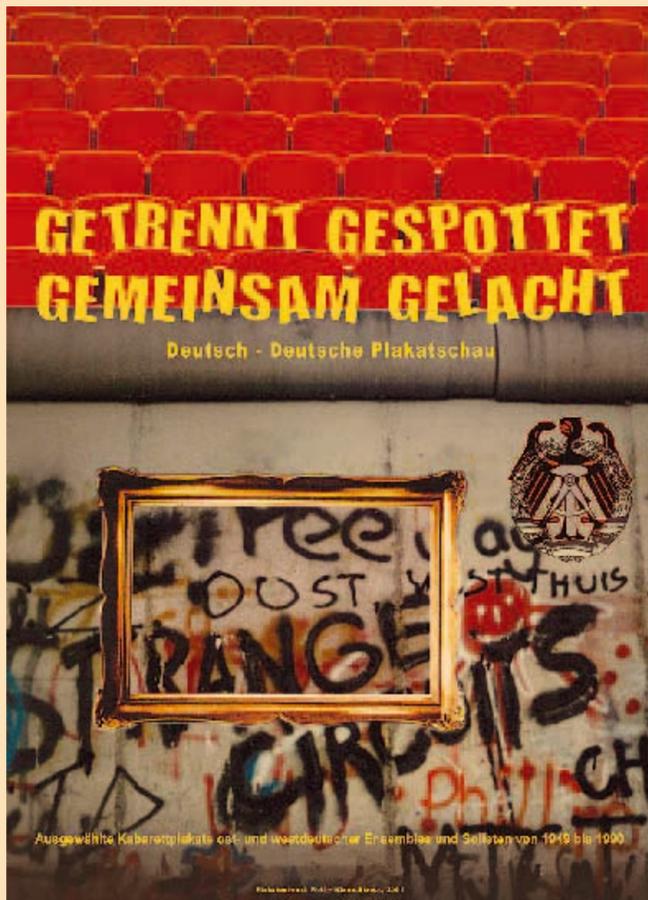
Die meisten DDR-Produkte sind heute zwar nur mehr etwas für Nostalgiker, aber einige der Marken finden sich auch heute noch in den Supermärkten: so etwa die Spreewaldgurken, der Rotkäppchen-Sekt, der Bautzner Senf und die Halloren-Schokokugeln. Die Club Cola, das antiimperialistische Gegenstück zur Coca-Cola, lässt sich übers Internet bestellen. Ganz ausgesorgt haben die VEB-Zünder. Fotos: AP, Hersteller, Archiv

Übertölpelt vom Iran Hans Rauscher Seite 39

Josef Haslinger: Damalige und neue Irrtümer Seite 39



derStandard.at/Etat



Die Westberliner konnten die Mauer mit Spott dekorieren, die Ostberliner mussten das anderswo tun. Um die Unterschiede im deutsch-deutschen Frechsein darzustellen, gab es für Klaus Staack bei diesem Plakat aus dem Jahr 2001 kein besseres Sinnbild.

Kurze Frage, enorme Wirkung

Der Journalist Riccardo Ehrman fragte bei einer Pressekonferenz am 9. November Politbüro-Mitglied Günter Schabowski nach der Reisefreiheit. Mit der Antwort „ab sofort“ war der Mauerfall offiziell proklamiert.

Gerhard Mumelter

„Fragen“, wehrt Riccardo Ehrman ab, „sind nie wichtig. Antworten dagegen können den Lauf der Geschichte verändern.“ Es war der heute 80-jährige Journalist, der auf der „berühmtesten Pressekonferenz der Geschichte“ (*Der Spiegel*) die alles entscheidende Frage stellte. Zu dem am 9. November 1989 um 18 Uhr einberufenen Konferenz

mieren“ so Ehrman, dessen Eilmeldung nur fünf Worte hatte: „Caduto il muro di Berlino“ (Berliner Mauer gefallen). „Da rief mich der Chefredakteur an und fragte erregt: „Bist du verrückt?“

Die Frage entsprang aber keiner spontanen Eingebung. „In den elf Jahren in Ostberlin hatte ich mir einige Quellen erschlossen. Offiziell war ja nichts zu erfahren“, erzählt Ehrman. Der Rat, nach der Reiseerregung zu fragen, kam vom Chef der DDR-Nachrichtenagentur ADN, Günter Pötschke. Auch die Meldung von Erich Honeckers Herzattacke sei ihm zugespielt worden. „Ich habe sie allerdings nicht veröffentlicht, weil es unmöglich war, eine offizielle Bestätigung dafür zu erhalten.“ Ehrman, der einer jüdischen Familie aus Lemberg entstammt und heute in Madrid lebt, wurde für die Frage („einer der besten Momente meines Lebens“) mit dem Bundesverdienstkreuz belohnt.

Der frühere Bundeskanzler Willy Brandt kleidete den historischen Auftritt in vier Worte „Kurze Frage, enorme Wirkung“.



Günter Schabowski bei der Pressekonferenz am 9. November 1989: Reisen? Ab sofort! Foto: dpa

MEDIENJOURNAL

„Wirtschaftsblatt“ lagert Journalisten später aus

Wien – „Die Ressourcen reichen nicht aus“: So erklärte *Wirtschaftsblatt*-Vorstand Hans Gasser dem Betriebsrat, dass er die meisten Redakteure am 1. 1., drei Monate später als geplant, in Tochterfirmen ohne Journalistenkollektivvertrag auslagern will. Die Belegschaft drohte mit Streik – der kommt im werbeschwachen Jänner billiger. (fid)

Neuer TV-Sender für Wien kommt nun im Dezember

Wien – Wien TV, das neue Antennenprogramm eines Kabelfernsehers aus Niederösterreich für die Hauptstadt, kommt am 1. Dezember, vorerst mit zwei Stunden neuem Programm pro Woche, rund um die Uhr wiederholt. (fid)

derStandard.at/Medien

Böse, gaaanz böse

Die Zonen-Gaby im Satiremagazin „Titanic“

Wien – Scharfe Satire muss auch schnell sein: Das deutsche Satiremagazin *Titanic* ließ im Herbst 1989 nichts anbrennen und veröffentlichte auf seiner Novemberausgabe nebenstehendes Cover: Die Zonen-Gaby, die sich über ihre erste Banane freute, wurde rasch zum Klassiker und erfreut Berlin-Touristen bis heute als Postkartensujet.

Zonen-Gaby der Politik

Weniger erfreut war die linke Berliner Politikerin Gabriele Zimmer, die sich zehn Jahre später ebenfalls Zonen-Gaby nennen lassen musste. Und natürlich gab es jede Menge Entrüstung, weil man sich ja über Geknechtete nicht lustig machen darf. Die Satire aber, die darf das, und die muss das dürfen! Punkt. He he! (flu)



Günter Traxler

Kaum fällt der Name Jörg Haider, landet sein Träger auch schon auf dem Titelblatt von „News“. Das hat jahrzehntelange Tradition, mag er diesseits oder jenseits des Jordans wandeln. Ganz Unrecht hat Schwester Ursula Haubner nicht, wenn sie diesmal in „Österreich“ jammerte: Das war doch alles schon bekannt. Mit diesen Magen-Promillen gaukelt man Menschen etwas vor. Aber vom Vorgaukeln hat das Magazin mit Haider stets gut gelebt, da konnte man sich diesmal den Titel *Jörg Haider: Die Obduktion* umso weniger entgehen lassen, als die Gelegenheiten spärlicher werden dürften. Denkbar wäre eventuell noch: Jörg Haider: Die Seligsprechung, oder, aber dann wohl ultimativ: Jörg Haider: Die Himmelfahrt. Nur für den Fall, dass Stefan Petzner aufgrund einer vagen mündlichen Angabe von Dr. Haider evtl. auch von drüben noch einmal eine Verschworung vorgaukelt, wäre als „News“-Titel denkbar – Jörg Haider: Die Exhumierung.

Das Magazin ist aber auch für Neuerungen offen. So macht die

dieswöchige Nummer Reklame für den Internet-Anbieter *sex.at*, wo bereits 11.000 Österreicher Sex-Dates ver- und ersteigern. Es handelt sich dabei um ein viel diskreteres Unternehmen als um die diesbezüglichen Auktionshäuser Wlaschek oder Lugner, wobei von Letzterem nicht bekannt ist, ob er im Bett immer Pyjama trägt, dafür umso bekannter, wie sein Kommunikationsbedürfnis trautes Beisammensein unterminiert. Der Richard hat nur mehr über die Quoten gesprochen. Er ist sehr mediengeil, vertraute eine gewisse „Bambi“ „Österreich“ an. Daher: Aus für Lugner!

Das kann einer Frau bei *sex.at* nicht widerfahren. *Jasmin etwa, eine attraktive und selbstbewusste Frau, gehört zu jenen Menschen, die in Sachen „Liebe“ eher auf ungewöhnlichen Pfaden wandeln. Denn die 41-jährige versteigert Sex-Dates im Internet, und zwar unter dem Künstlernamen „Engeljasmin“.* „Es ist so toll, dass klar ist, es geht nur um Sex“, und

Lebensstil

nicht um Quoten, versichert die Bregenzerin. „Da ich zurzeit Single bin, fehlt mir das. Doch um auszugehen und einen Mann kennen zu lernen, fehlt mir oft die Zeit.“

Das Wandeln auf ungewöhnlichen Pfaden scheint eine alemanische Eigenheit zu sein, wie auch die Landtagswahlen ergeben haben. Im Falle der Bregenzerin, der



zum Ausgehen oft die Zeit fehlt, werden nicht nur Bieter, sondern auch Politiker aktiv, die zu viel Zeit haben. Mit Argusaugen wollen Politiker ab sofort Sex-Auktionen im Internet beobachten, nachdem NEWS sie darauf aufmerksam gemacht hat. „Für diese Grenzüberschreitung fehlt mir jedes Ver-

ständnis, das ist nicht zu billigen“, empörte sich FP-Justizsprecher Peter Fichtenbauer, den die wahrhaft obszöne Grenzüberschreitung seines Vorarlberger Parteikollegen nicht im geringsten gestört hat. „Ich bin nahezu geschockt.“ Nicht nur geschockt, auch noch nahezu!

Grüne und Schwarze wollen sich ebenfalls von „News“ mobilisieren lassen und forschen nach, ob Teile der Auktionen unter bestehende Straftatbestände fallen. Der BZÖ-Moralist Ewald Stadler vermutet überhaupt gleich: „Diese Form der Feilbietung könnte unter Umständen unter das Sklavereiverbot fallen.“ Nur die SPÖ weiß wieder einmal die Mehrheit der Bevölkerung grundsätzlich hinter sich und hält sich zurück.

In diesen moralischen Sumpf plumpst gerade rechtzeitig der bahnbrechende Knigge *Lebensstil*, mit dem die *Opernball-Lady* sich anschiekt, über die Gemarkung der Oper hinaus das Feld von Thomas Schäfer-Elmayer zu be-

ackern. Als ob der Ärmste mit seiner Vertreibung vom Ball nicht schon genug durchmachte! *Die Society-Lady* weiß als moderne Frau, was los ist. *Durch Globalisierung, Internet und Handy haben wir ein anderes Weltbild. Unsere Großeltern mussten sich nicht damit auseinandersetzen, wie man mit Asiaten oder Arabern korrekt umgeht, verriet sie „Österreich“.* Das wirkt sich auf deren Enkel vorteilhaft aus: *Meine Buben müssen aber nicht jeden Erwachsenen mit einem Diener begrüßen. Auch ich musste meine Großeltern mit einem Knicks begrüßen. Aber ich finde es sehr schön, wenn meine Söhne wissen, wie sie einem höher gestellten Menschen richtig gegenüber treten.*

Wenn das Dienern und Knicksen demnächst auch auf Straßen und in Büros heimisch wird, dann hat das Buch eingeschlagen. *Stil-Tipp 29* mag im Lande der institutionellen Vergesslichkeit zum Erfolg beitragen: *Sich Namen zu merken, fällt vielen schwer. Sollte es Ihnen auch so gehen, sagen Sie gleich: „Tut mir leid, mir ist der Namen entfallen.“ Tut mir leid, wie hieß gleich die Autorin?*

Wendehälsa und blaue Listen

Was passierte eigentlich nach 1989 mit der Wissenschaft im Osten? Der Historiker Mitchell Ash untersucht am Beispiel der DDR, wie man nach 1989 die Forschung abwickelte, und zieht eine zwiespältige Bilanz.

Klaus Taschwer

Wien – Angela Merkel war eine von ihnen, Tom Rapoport ein anderer. Wie insgesamt rund 32.000 andere Forscher arbeiteten die beiden in den 1980er-Jahren an Instituten der Akademie der Wissenschaften der DDR. Rapoport war am Zentralinstitut für Molekularbiologie, die Diplom-Physikerin Merkel am Zentralinstitut für Physikalische Chemie tätig, wo sie 1986 auch promovierte.

Was nach 1989 aus Angela Merkel wurde, weiß man. Weniger bekannt ist, wie es 1989 mit Tom Rapoport weiterging. Und was geschah eigentlich mit den Instituten der ostdeutschen Akademie der Wissenschaften? Sie wurden, so wie es der Einigungsvertrag vorsah, Ende 1991 völlig aufgelöst. Zum Teil wurden sie in Trägerschaft anderer Organisationen wie der Max-Planck-Gesellschaft überführt oder unter neuem Namen wiedergegründet – sowie wie das Zentralinstitut für Molekularbiologie, aus dem das Max-Delbrück-Center entstand. Tom Rapoport forschte dort bis 1995, ehe er als Professor für Zellbiologie an die Harvard-Universität in die USA wechselte. Das machte seine Karriere zu einer der nicht allzu häufigen Erfolgsgeschichten, die man gerne über das Schicksal von DDR-Wissenschaftlern nach 1989 erzählt.

Mitchell Ash, Professor für neuere Geschichte an der Uni Wien, hält von dem Beispiel nicht allzu viel: zum einen, weil Rapoport eben eher die Ausnahme von

der Regel darstellt, zum anderen ist Ash angesichts zehntausender betroffener Wissenschaftler grundsätzlich eher an strukturellen Fragen interessiert, wenn es um die ostdeutsche Forschung vor und nach 1989 geht: Welche Disziplinen und Forschungsinstitutionen waren am stärksten vom politischen Umbruch und der „Abwicklung“ begriffen? Welche Bereiche der Wissenschaft blieben auf der Strecke? Lässt sich dieser Wissenschaftswandel mit jenem nach 1945 vergleichen?

Der aus den USA stammende Wissenschaftshistoriker forschte seit den 1990er-Jahren über das (forschungs-)politisch brisante Thema. Erst kürzlich war er wieder in Berlin, um im Bundesarchiv Akten zur Ent- und Abwicklung der DDR-Wissenschaft zu studieren.

Das Erstaunliche: „Die ostdeutschen Dokumente aus der Zeit kurz vor 1989 sind viel besser zugänglich als die westdeutschen“, so Ash.

Apropos: „Verwestlichung“, das sei das Schlüsselwort für das Schicksal der DDR-Wissenschaft nach 1989. Es gelte freilich nicht für alle Bereiche gleichermaßen: „Nach Disziplinen betrachtet, waren – wie nicht weiter verwunderlich – die politiknahen Fächer wie die Philosophie, die Geschichtswissenschaft oder die Jurisprudenz am stärksten betroffen.“ In diesen Bereichen wurden ganze Institute geschlossen und/oder mit Personal aus dem Westen besetzt.

„Es gab auch Ausnahmen“, so Ash: „Geisteswissenschaften wie etwa die Germanistik oder die Afrikanistik



Der Historiker Mitchell Ash beschäftigt sich seit den 1990er-Jahren mit der deutsch-deutschen Wissenschaftsgeschichte.

Foto: Corn

waren kaum betroffen.“ Auf der Ebene der Universitätsstrukturen hingegen sei es nach 1989 zu einer vollständigen „Verwestlichung“ gekommen: Der in der DDR starke Mittelbau wurde geschwächt, und die Mitarbeiter auf den unteren Hierarchieebenen erhielten nur mehr zeitlich begrenzte Dienstverträge.

Veraltete Strukturen

Und da gibt es ein weiteres Paradoxon: Die Übertragung der westdeutschen Uni-Strukturen ließ für einige Jahre vergessen, dass diese Strukturen selbst längst veraltet und reformbedürftig waren.

Die deutsch-deutsche Einigung führte laut Ash aber gerade auch in den neuen Bundesländern zu institutionellen Innovationen im Gefolge der Wende. „Vor allem aus den

aufgelassenen Akademie-Instituten sind viele auch strukturell innovative Einrichtungen hervorgegangen: besonders die sogenannten Blaue-Liste-Institute, die in der Leibniz-Gesellschaft zusammengefasst sind.“

Auf rein personeller Ebene fällt die Bilanz allerdings bitter aus. Allein von den Forschern an den vormaligen Akademie-Instituten verloren mehr als 10.000 ihren Job. An den vormaligen DDR-Unis blieben noch mehr Doktoren und Dozenten, die vielfach wissenschaftlich positiv evaluiert worden waren, auf der Strecke: „Viele von ihnen gingen mit gerade einmal 50 in den Vorruhestand oder die schlecht bezahlte Pension“, so Ash. „Viele davon zogen sich in Bitterkeit und die innere Emigration zurück. Allzu viel Reflexivität – wie sonst unter

Wissenschaftlern nach politischen Strukturbrüchen üblich – kam jedenfalls nicht auf“, sagt Ash im Vergleich etwa zur Situation nach 1945. Angesichts der Dimensionen des wissenschaftlichen Aderlasses mag die kollektive Verbitterung freilich auch ihre Gründe haben. Schließlich verloren ja nicht nur tausende Akademie-Forscher und noch mehr Uni-Angehörige ihre Jobs, sondern noch mehr Fachkräfte, die im F&E-Bereich der Industrie tätig waren.

Deutschland müsse ziemlich reich sein, meinte der Berliner Historiker und Journalist Götz Aly in diesem Zusammenhang einmal sarkastisch, um sich den Verzicht auf all diese DDR-Wissenschaftler leisten zu können. Dieser Einschätzung kann auch Ash einiges abgewinnen.



LABOR

Mars im Süden mit Eis

Washington – So weit im Süden wie noch nie haben US-Wissenschaftler auf dem Mars Eis entdeckt. Mithilfe einer Kamera einer US-Raumsonde entdeckten die Wissenschaftler das Eis in mehreren Kratern, die kürzlich durch Meteoriteneinschläge entstanden waren. (AFP)

Unfruchtbar durch Umweltgifte

London – Forscher vermuten, dass hormonell wirksame Chemikalien die Entwicklung der männlichen Geschlechtsorgane schädigen und möglicherweise auch zu Hodenkrebs beitragen. (AP)



Laurids Ortner

Als die Mauer fiel, waren wir uns alle in Europa noch nie so nah wie damals.

Danach war es Schwerarbeit, zusammenzufügen, was zusammengehört.

Heute ist es wieder so weit, dass nationalistische Kleinkariertheit das große Ganze verschleppt.

Laurids Ortner wurde in Linz geboren. Der Architekt und Hochschulprofessor lebt und arbeitet in Berlin und Wien. Foto: Corn

Gamma-Licht aus „Starburst“-Galaxie

Internationale Forscher entdecken Gammastrahlung

Innsbruck – Einer internationalen Forschergruppe, darunter der Innsbrucker Astrophysiker Olaf Reimer, gelang der Nachweis, dass „Starburst“-Galaxien Gammastrahlung aussenden. In 119 Stunden Beobachtungszeit zwischen 2005 und 2008 konnten sie mit den H.E.S.S.-Teleskopen in Namibia zum ersten Mal hochenergetische Gammastrahlung aus einem Sternentstehungsgebiet einer Spiralgalaxie messen.

„Starburst“-Galaxien sind große Sternensysteme, in deren Zentrum Geburtsstätten zahlreicher massiver Sterne liegen. Diese explodieren später als Supernovae. In den Überresten dieser Supernovae werden Teilchen zu sehr hohen Energien beschleunigt. „Es zeigte sich, dass diese Strahlung, wie vorhergesagt, tatsächlich aus der Region höchster Supernova-Aktivität von NGC 253 stammt“, erklärte

Reimer. NGC 253 sei die am südlichen Himmel in dieser Hinsicht interessanteste Galaxie. Im Gegensatz zu unserer Milchstraße habe sie in ihrem Zentrum ein kleines Gebiet mit einer hohen Sternentstehungsrate, wie aus Beobachtungen im sichtbaren, Infrarot- und Radiobereich bekannt sei, erklärte der Astrophysiker. Die Studie des Teams ist in der jüngsten Ausgabe von *Science Express* erschienen.

Die vier H.E.S.S.-Teleskope in Namibia führten schon zu einigen wichtigen Entdeckungen, u. a. zum Nachweis von Galaxien mit aktiven Kernen im Gamma-Licht.

Die H.E.S.S.-Kollaboration besteht aus mehr als 150 Forschern. Namensgeber war der Innsbrucker Viktor Franz Hess: Er wies als Erster die kosmische Strahlung nach und erhielt dafür 1936 den Nobelpreis für Physik. (APA, red)



Sternen-Explosion im Zentrum der „Starburst“-Galaxien

Foto: gamma

Entdeckte Urahnen

2002 wurde eine besondere Entdeckung gemacht: Forscher fanden einen sieben Millionen Jahre alten Schädel. Auch 1912 glaubte man in England an einen Sensationsfund – aber dem war nicht so.

Guhrun Springer

Frage: Wie alt sind die ältesten den Vorfahren des Menschen zugeordneten Knochen, die man bisher gefunden hat?

Antwort: Im Jahr 2001 fanden Forscher einen sieben Millionen Jahre alte Schädel, der laut Wissenschaftlern vormenschliche Merkmale aufweist. Der Sensationsfund besteht aus einem recht gut erhaltenen Hirnschädel, zwei Bruchstücken von Unterkiefern und drei Zähnen. Er wurde in Zentralafrika, im Norden des Tschad gemacht. Der Urahne wurde Toumai genannt und hat die Entwicklungsgeschichte des Menschen ganz schön durcheinandergebracht. Bis dahin galt Ostafrika als „Wiege der Menschheit“. 1974 waren in Äthiopien Knochenfunde gemacht worden, die 3,2 Millionen Jahre alt waren. Sie wurden einer Frau zugeordnet, die man Lucy nannte.

Frage: Wie sah Toumai aus?

Antwort: Der Schädel sieht dem eines Schimpansen ähnlich. Toumai, was „Hoffnung auf Leben“ heißt, hatte auch in etwa das gleiche Gehirnvolumen wie ein Schimpanse. Was mens-

lich an ihm ist, sind seine Zähne: Sie sind kleiner als die eines Schimpansen.

Frage: Hat schon einmal jemand Forscher mit einem angeblichen Fund reingelegt?

Antwort: Ja. 1912 wurde ein Schädel in einer Kiesgrube in Südengland gefunden, der die Wissenschaft vor ein großes Rätsel stellte. Der Fundschädel



hat Platz für ein vergleichsweise stattliches Gehirn geboten, allerdings gehörte ein affenartiges Untergebiss dazu. Ein einzigartiger Fund? Der sogenannte Piltown Man stellte sich Jahrzehnte später als Fälschung heraus. Ein Unbekannter hat sich dafür ganz schön angestrengt: Er hatte an den Schädel eines modernen Menschen einen Orang-Utan-Unterkiefer montiert und dieses mit abgefeilten Schimpansenzähnen bestückt.

Die nächste Ö1-Kinderuni am Sonntag um 17.10 Uhr widmet sich dem Thema „Gibt es Leben im All? Über grüne Männchen und andere Außerirdische“.

Am Samstag im STANDARD.

DER STANDARD Webtipp: <http://oe1.orf.at> www.kinderuni.at



Wo T-Mobile-Chef Robert Chvátal an einer Kreuzung in Prag am 17. November 1989 mit tausenden Studenten den falschen Weg ging, aber die richtige Richtung einschlug. Gedenktafel an einem Universitätsgebäude: „Wer - wenn nicht wir? Wann - wenn nicht jetzt?“

Foto: spu

Was das Fass in Prag zum Überlaufen brachte

1989 demonstrierte der spätere Chef von T-Mobile Austria, Robert Chvátal, als Student gegen das kommunistische Regime. In Prag führte er dieser Tage den STANDARD auf den revolutionären Pfad.

Helmut Spudich aus Prag

Der 17. November 1989 war ein sehr grauer Tag in Prag, wo es in dieser Jahreszeit schon sehr kalt sein kann. Auf einem Platz vor der Karls-Universität am Albertov (Albertshof) in der Neustadt, abseits des Zentrums, hatten sich einige hundert Studenten versammelt. Die dissidente „Gruppe unabhängiger Studenten“ hatte zum Gedenken an Jan Opletal aufgerufen: 50 Jahre davor war der Medizinstudent hier von den Nazis bei einer Demo erschossen worden.

Den Kommunisten galt nach ihrem Putsch 1948 Opletal als Freiheitsheld, sein Gedenktag war der 17. November. „1989 war voller Bewegung, Gorbatschow hatte Perestrojka und Glasnost verkündet, in Ungarn zerfiel die kommunistische Partei, in Prag hatten DDR-Bürger in der BRD-Botschaft Zuflucht genommen“, erinnert Robert Chvátal, damals Wirtschaftsstudent, heute T-Mobile-Austria-Chef, an die Zeit.

„Die unabhängigen Studenten hatten zum Gedenken an Opletal aufgerufen, und da die Kommunisten Opletal immer für ihre Propaganda gebraucht hatten, konnten sie das nicht ablehnen“, erklärt Chvátal. Zum ersten Mal ist er, 20 Jahre später, für den STANDARD hierher zurückgekehrt. Den Studenten war erlaubt worden, zu Opletals Grab zu pilgern; hingegen waren Altstadt und der mehrere Kilometer entfernte Wenzelsplatz, im Prager Frühling 1968 ein zentraler Ort des Protests, verboten.

Fast schon in der Dämmerung machte sich der studentische Gedenkzug auf den Weg zum Ehrengrab Opletals. Bis an der Kreuzung

zur Hauptstraße die genehmigte Gedenkveranstaltung eine unerlaubte Richtung nahm: Der Zug bog an der Na slupi nach rechts zur Altstadt ab, weg vom Friedhof, zur Karlsbrücke und zum Wenzelsplatz. Und dann, erzählt Chvátal, ereignete sich etwas Außergewöhnliches: „Immer mehr Menschen schlossen sich den Studenten an, ganz gewöhnliche Leute“, bis aus dem Studentenprotest eine allgemeine Demonstration wurde. Das spätere Symbol der „samtenen Revolution“ erklang immer lauter: Die Demonstranten rasselten mit ihren Schlüsseln, „Zeit für das Regime, zu gehen“.

Als die Menge gegen sieben Uhr abends beim Nationaltheater zum Wenzelsplatz abbog, zogen Chvátal und seine damalige Freundin Irene weiter die Moldau entlang zum Bahnhof. „Wir wohnten außerhalb der Stadt und wollten den Zug erreichen.“ So verpasste er wenige Minuten später, wie die Polizei kurz vor dem Wenzelsplatz die Demonstration gewaltsam stoppte und auf die Studenten an der Spitze des Zuges einprügelte.

„Das ist der Anfang vom Ende, habe ich daheim meinen Eltern gesagt, zuerst waren es nur 500 oder 600 Studenten, dann haben sich Massen gewöhnlicher Menschen angeschlossen“, sagt Chvátal. Die Gewalt brachte das Fass zum Überlaufen: Nach Gerüchten über den Tod eines Studenten, die sich später als falsch herausstellten, „gründete sich zwei Tage später das Bürgerforum, mit Leuten wie Havel, Dienstbier und Klaus“. Am 21. November füllte sich der Wenzelsplatz mit abertausenden Menschen mit klimpernden Schlüsseln.



Kanadische Zeitungsberichte über DDR-Flüchtlinge in der westdeutschen Botschaft in Prag zogen den Austauschstudenten Robert Chvátal zurück in die Heimat – mitten in die „samtenen Revolution“. F.: AP/Endlicher

Chvátal war erst im Oktober 1989 wieder in die CSSR zurückgekehrt: Als einer der wenigen Studenten, die über die auch in Prag erlaubte Austauschorganisation Aisec ein Praktikum im Westen absolvieren durften, war er zuvor in Vancouver. „Ich kannte ein paar Leute bei der Sozialistischen Studentenunion. Die fanden es zwar seltsam, dass Aisec-Studenten lieber nach Brüssel als nach Moskau gehen wollten, weil man es so nie an die Spitze schaffen würde. Aber sie halfen mir dabei, die nötigen Genehmigungen zu bekommen.“

Als im August ostdeutsche Bürger begannen, Zuflucht in der Botschaft der BRD in Prag zu suchen, berichtete darüber Kanadas Tageszeitung *Globe & Mail*. „Mein Boss sagte: ‚Schau mal, was bei dir daheim passiert. Du solltest abspringen.‘ Aber dann hätte ich meine Familie nie wieder gesehen.“

„Als ich zurückkam, lag der Umbruch in der Luft. Man begriff, dass

es keinen Sinn mehr hat, das Land zu verlassen, weil man plötzlich Teil der Geschichte ist.“ Während andere Streiks organisierten, brachten ihm Englisch- und Lagekenntnisse einen Job als Assistent bei CNN. „Die sind zufällig bei einem Interview auf mich gestoßen und haben mich angeheuert. Ich dachte zuerst, das wäre eine freiwillige Hilfe, aber sie zahlten mir hundert Dollar am Tag. Nach zwei Monaten habe ich mir um das Geld ein Apartment gekauft.“ Eine „unglaubliche Gelegenheit“, erinnert er sich, „man traf alle die Leute, die später wichtig wurden“.

Als CNN abzog heuerte ihn die BBC an, „mit dem Geld konnte ich reisen, nach Venezuela und Chile“, eine Chance, die sein Großvater nie hatte. „Er hatte eine Leidenschaft für Reisen, aber er schaffte es nur einmal nach Wien, danach reiste er nur mehr mit dem Finger auf der Karte, sagte meine Mutter. Ich habe es für ihn wettgemacht, weil ich

immer viel auf Achse war, nachdem das möglich wurde.“

Den Tschechen, sinniert er, wäre es im Kommunismus „halbwegs gut gegangen, wirtschaftlich, in der Bildung, der Krankenversorgung. Darum waren wir später dran als Ungarn oder Polen. Öffentlicher Protest ist nicht Teil unserer Kultur, wir sind nicht die großen Revolutionäre.“ Was ihm der Besuch an dem Ort, wo alles vor 20 Jahren anfang, heute bedeutet? „Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich einen Moment der Geschichte physisch erlebt habe. Wenn man etwa in Großbritannien lebt, hat sich in diesen 20 Jahren auch einiges verändert, aber sie haben noch immer die Queen. Wenn ich manchmal Leute höre, wie sie sich über dieses oder jenes beschweren, muss ich lachen, weil sie nicht wirklich wissen, was richtiges Leid ist.“

DER STANDARD Webtipp: <http://bit.ly/YfwM8d>



Was uns 1989 elektrisierte:



Der **Macintosh SE/30** war der erste Mac mit 1,4-Megabyte-Diskette, zwei Prozessoren machten ihn vor allem für Grafikaufgaben sehr beliebt.



Der **Intel i486 DX Prozessor** packte erstmals über eine Million Transistoren auf einen Chip und war multitaskingfähig. Erste PCs mit dem Chip kosteten rund 6000 Dollar.

Der **Compaq LTE** zählte zu den ersten A4-großen „Notebooks“, 3kg schwer, bereits mit Festplatte und Modem ausgestattet.



Der **Poqet PC** war das erste IBM-kompatible PC „Subnotebook“, der mit MS-DOS und zwei AA-Batterien betrieben wurde. Die Batterielaufzeit konnte Wochen reichen.

Das **Motorola MicroTAC**, 340 Gramm schwer, leitete die Ära der Klapphandys und sehr kleinen Taschentelefone ein.



Der **Original Game Boy**, die erste und bis heute erfolgreichste Handheld-Spielkonsole von Nintendo.

Fotos: Hersteller

DER STANDARD

Er machte die Bilder, die alle sahen

Der TV-Journalist Siegbert Schefke schmuggelte die ersten TV-Bilder der Montagsdemonstrationen auf abenteuerliche Weise in den Westen. Dem STANDARD erzählte er seine Geschichte.

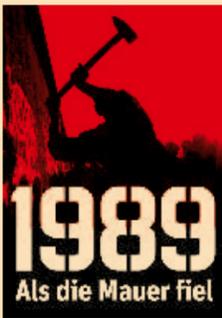
Peter Illtschko



Siegbert Schefke, observiert von der Stasi und heute.

Fotos: Robert-Havemann-Gesellschaft (BSU-Kopie), Schefke

Berlin – Irgendwann einmal über-riss sogar der Stasi-Oberkommandant, wie der Journalist Siegbert Schefke ihn an der Nase herumgeführt hatte. Das war aber erst im Frühjahr 1990, die Berliner Mauer war längst gefallen. Anfang Oktober 1989 war Schefke aus dem Fenster seiner Wohnung am Prenzlauer Berg gestiegen und über die Dächer geklettert, um den Stasi-Agenten vor seinem Haus zu entkommen. Er hatte ein paar Strafen weiter den Trabi eines Freundes genommen und war mit seinem Mitstreiter Aram Radomski nach Leipzig zu den Montagsdemonstrationen gefahren. „Wir wollten das filmen und das Band in den Westen schaffen. Damit alle sehen, was sich in der DDR abspielt“, sagt Schefke heute zum STANDARD. Westjournalisten hatten nämlich keinen Zugang mehr zu Leipzig.



Das war am 2. Oktober. „Das Regime wollte die Demonstrationen noch runterspielen und offiziell den Eindruck vermitteln, dass das sich nur ein paar Betrunkene trafen.“ Doch es waren gut 30.000 Menschen, „ganz und gar nicht besoffen“. Schefke und Radomski gingen mit, trauten sich aber nicht, die Kamera, die sie vom Bürgerrechtler Roland Jahn erhalten hatten, auszupacken und einzuschal-

ten. „Wir hatten Schiss.“ Die beiden Journalisten versuchten es eine Woche später, am 9. Oktober, noch einmal. Diesmal kletterten sie auf den Turm der Reformierten Kirche und filmten von dort die Demonstration. „Ich sah vom Turm aus vis-à-vis auf den Dächern Stasi-Agenten. Und sagte zu Aram: Wenn wir die sehen können, können die uns auch sehen.“ Als sie genug Material hatten, erkundete der Sohn des evangelischen Pfarrers die Lage. „Wir dachten, dass die Stasi vor der Kirche wartet.“ Da war aber niemand. Schefke und Radomski suchten mit dem brennenden Bildmaterial im Gepäck das Weiße. Mit Spiegel-Redakteur Ulrich Schwarz war „ein vages Zeitfenster“ für die Übergabe des Bandes vereinbart – in einem Hotel. In dessen Drehtür traf man sich schließlich. Schefke übergab das Band, „und Ulli steckte es in die Unterhose, obwohl er diplomatischen Status und nichts zu befürchten hatte“. So kamen die ersten Aufnahmen von den Montagsdemonstrationen zum Fernsehsender ARD.

„Wir hatten schon so genug von der Gängelung“, resümiert Schefke. Und erzählt von Reisen nach Ungarn und ihrem traurigen Ende.

„Als ich zurückkam, nahm man mir die dort gekauften Bücher weg.“ Schefke war, seit er ARD-Filme über Städtezerfall und Umweltverschmutzung in der DDR drehte, ein rotes Tuch für die Führung im Arbeiter- und Bauernstaat. Was ihn nicht daran hinderte, für die linksalternative taz zu schreiben. Sein Pseudonym: Sieglinde Schaf. Ab und zu lag dann ein Zettel im Briefkasten. „Der Oberleutnant will Sie zum Verhör sehen.“ Einer der Stasi-Männer stellte dann Fragen, einer beobachtete den Journalisten, „und hinter einem Spiegel standen auch noch welche“. Gegen Ende des Verhörs dann der zynische Kommentar des Gegenübers: „Ich glaube Ihnen kein Wort, aber Ihre Berichte sind rund.“

50 Jahre alt und Redakteur beim Mitteldeutschen Rundfunk, ist Schefke heute ein Teil deutscher Geschichte. Dankbar ist er, dass es damals nicht so viele Sender wie heute gab. „So entgingen kaum jemandem unsere Bilder.“ Journalisten hätten daher 1989 auch „3000 Prozent mehr Macht gehabt als heute“. Alle fünf Jahre erzählt er nun das Abenteuer von den ersten TV-Bildern der Montagsdemonstrationen. Manchmal ärgert er sich, dass damals „viele Journalisten aus Feigheit nichts machten“, und wünscht sich, dass auch heute anderswo der Mut zum Durchbruch kommt. Aber das wäre eine neue Geschichte.

SWITCH LIST

FÜR SAMSTAG

Redaktion TV: Doris Priesching
Switchlist: Benjamin Koffu

15.40 FILM Die schwarze Tulpe (F 1963, Christian-Jaque) Graf Guillaume de Saint Preux (Alain Delon) führt ein Doppelleben: Er überfällt als maskierter Wegelagerer seine Standesgenossen. Im Volk gilt er mit dem Spitznamen „die schwarze Tulpe“ als neuer Robin Hood. Als er Gefahr läuft, enttarnt und verhaftet zu werden, startet er einen Rollentausch mit seinem Bruder, Edelmann Julien (auch Delon), der in der Französischen Revolution für das Volk kämpft und dem Grafen zum Verwechseln ähnlich sieht. **Bis 17.30, 3sat**

15.40 FILM Herr des Wilden Westens (Dodge City, USA 1939, Michael Curtiz) Ein aus der Armee entlassener Cowboy (Errol Flynn) akzeptiert nach langem Zögern die Sheriffwürde von Dodge City und befreit die aufsteigende Viehmetropole von Betrügnern und Mördern. Groß angelegter, kurzweiliger Western mit klassischem Thema und viel Elan – eine frühe Farbproduktion Hollywoods. **Bis 17.20, WDR**

17.10 PORTRÄT Mein Leben Udo Jürgens komponierte im Laufe seiner musikalischen Karriere mehr als 1000 Titel: unter anderem für Shirley Bassey und Sammy Davis jr. Anlässlich seines 75. Geburtstags lässt die Dokumentation den nicht altern wollenden Entertainer zu Wort kommen und über Kindheit, Karriere, persönliche Höhepunkte und Rückschläge erzählen. **Bis 18.00, Arte**

19.00 REPORTAGE Kenia: Kein Geld für die Kinder Kenia, einst leistungsfähigste Volkswirtschaft

Ostafrikas, wurde angesichts rezenter politischer Entwicklungen im Land und den Folgen der globalen Wirtschaftskrise auf den Stand eines Entwicklungslands zurückgeworfen. Kinder sind am schlimmsten betroffen. Eine Reportage über Straßenkinder zwischen Essenssuche auf Müllbergen und Prostitution. Und über Hilfgelder, die in dunklen Kanälen versickern. **Bis 19.45, Arte**

20.15 FILM Dirty Dancing (USA 1987, Emile Ardolino) Im Feriencamp gehört Wassermelonenentzogen zum fast schon verruchten Zeitvertreib: fröhlicher, biederer Unterhaltungsfilm mit romantischen Tanzszenen, der zum Kultstreifen der 80er-Jahre wurde. Mit Patrick Swayze. **Bis 21.50, ORF 1**

22.05 FILM Ocean's Twelve (USA 2004, Steven Soderbergh) Der zweite Coup der selbsternannten Nachfolger von Sinatras Rat Pack: George Clooney, Brad Pitt, Matt Damon geben sich als die besten Diebe ihrer Zeit. Trotzdem hinterließen sie im ersten Teil deutliche Spuren: Der Kasinobesitzer, den sie letztes Mal um Millionen und Julia Roberts brachten, will sein Geld zurück. **Bis 0.05, ORF 1**

22.05 FILM Léon – Der Profi (USA/F 1994, Luc Besson) Das Märchen vom Killer mit dem weichen Herz: Léon tötet Menschen professionell, eines Tages rettet er die zwölfjährige Mathilda vor dem Tod, der Rest ihrer Familie wird von korrupten Polizisten hingerichtet. Mathilda will sich rächen und bittet Léon um Hilfe. **Bis 0.05, Puls 4**

1.55 FILM Stirb langsam 2 (Die Hard 2, USA 1990, Renny Harlin) Bruce Willis als Polizist McClane in brenzlichen Situationen. Diesmal gilt es, einer bis an die Zähne bewaffneten Terroristengruppe praktisch im Alleingang das Handwerk zu legen. Willis wiederum versteht das seine: Selbst strenge Cineasten müssen da einsehen, dass Actionkino ein Kultgurt sein kann. **Bis 3.50, ORF 1**



TEX RUBINOWITZ

<p>ORF 1 17.10 Echt fett 1-886-591 17.20 My Boys 5-085-442 17.45 Simpsons 285-930 (VPS 17.40 295-317) 18.10 Simpsons 8-700-607 (VPS 18.05 3-233-171) 18.35 Newton 242-065 19.05 Scrubs – Die Anfänger 475-881 (VPS 19.00 744-268) 19.30 Two And A Half Men 943-997 20.00 16:9 ZIB 20 367-133 20.07 Wetter 205-950-978 20.15 ★ 16:9 Dirty Dancing Liebesfilm, USA 1987. Mit Jennifer Grey u.a. 479-317 (VPS 20.14 409-291-631) 21.50 16:9 ZIB Flash mit Fußball 5-624-794 (VPS 21.25 8-060-201) 22.05 ★ Ocean's Twelve Gaunerkomödie, USA 2004 1-298-442 (VPS 21.33 306-692-930) 0.05 ★ 16:9 Action Punisher Actionfilm, USA/CND/D 2004 Mit Thomas Jane u.a. 7-432-466 (VPS 23.05 6-693-391)</p>	<p>ORF 2 15.35 Tier zuliebe 7-189-978 16.00 Stöckl am Samstag 5-186-591 17.05 Erlebnis Österreich 5-068-775 17.30 Bürgeranwalt 7-265-249 18.20 Bingo 609-152 19.00 Bundesland heute 931-152 19.30 ZIB 740-442 19.49 Wetter 405-966-539 19.55 Sport 5-955-423 20.05 16:9 Seitenblicke 5-947-404 20.15 16:9 Wenn die Musi spielt 9-267-387 22.15 16:9 ZIB 5-631-084 (VPS 22.05 5-617-404) 22.30 16:9 Die Rosenheim-Cops Ein Geständnis zu viel 870-978 (VPS 22.20 2-737-404) 23.20 Kaisermühlen-Blues 746-862 (VPS 23.05 765-997) 0.05 16:9 Mankells Wallander – Offene Rechnungen TV-Kriminalfilm, S/D 2006 Mit Krister Henriksson u.a. 5-967-379 (VPS 23.55 8-627-263)</p>	<p>ATV 15.30 Mutant X 4-570-220 16.25 ★ After the Sunset. Actionkomödie, USA 2004. Mit Pierce Brosnan u.a. 5-841-317 18.15 Überwachungssysteme – Anonym war gestern 51-277-626 19.20 ATV Aktuell mit Sport 4-894-133 19.35 Hi Society International 44-739-539 20.15 ★ Lara Croft: Tomb Raider – Die Wiege des Lebens Actionfilm, USA/GB/D/J 2003 Mit Angelina Jolie, Gerard Butler. Regie: Jan de Bont 85-221-862 22.25 ★ Rollerball Actionfilm, D/USA/I/J 2001. Mit Chris Klein, Jean Reno u.a. Regie: John McTiernan 83-852-201 0.15 ★ Lara Croft: Tomb Raider – Die Wiege des Lebens Actionfilm, USA/GB/D/J 2003 76-967-485 2.25 Hi Society International 93-662-911</p>	<p>PULS 4 14.05 Summerland Beach 71-420-997 14.55 Typisch Sophie 15-352-442 15.50 Mit Herz und Handschellen 91-960-607 16.45 Koch mit! Oliver 1-947-336 17.15 Mord ist ihr Hobby 4-181-220 18.10 Cagney & Lacey 5-380-084 19.10 Diagnose: Mord 4-015-133 20.15 CSI: Miami Der Sündenpfuhl 2-475-201 21.10 Law & Order: Special Victims Unit Geklonte Liebe 51-035-779 22.05 ★ Léon – Der Profi Actionfilm, F 1994 Mit Jean Reno, Gary Oldman u.a. Regie: Luc Besson 68-352-510 0.05 Law & Order: Special Victims Unit Geklonte Liebe 78-728-379 0.55 ★ Léon – Der Profi Actionfilm, F 1994 74-600-534 2.40 Diagnose: Mord Die Anstiftung 71-771-447</p>	<p>RTL 17.20 Die Autohändler: Feilschen, Kaufen, Probe fahren 17.45 Schwiegertochter gesucht 18.45 RTL Aktuell Weekend 19.05 Explosiv – Weekend 20.15 Die 25 schrägsten Dokusoap-Helden 22.30 Büllent Ceylan live! 0.30 Shock TV</p>	<p>SAT 20.00 AustriaNews 20.05 Pink! Österreichs Starmagazin 20.15 Der Deutsche Fernsehpreis 2009 22.50 Stars & stories Spezial – Live vom Deutschen Fernsehpreis 23.20 Mensch Markus 0.20 Die Wochenshow</p>	<p>Nastru 16.10 Scrubs 17.05 Chuck 18.00 AustriaNews 18.04 Pink! Österreichs Starmagazin 18.10 Die Simpsons 19.10 talk talk 20.15 TV total Bundestagswahl 2009 23.00 Sido geht wählen 0.00 The Calling. Horrorfilm, D/USA 2000</p>
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------



1 DER KULTFILM ALS HD-PREMIERE

HEUTE, 20.15 UHR, ORF 1

So haben Sie den Film im Free-TV noch nie gesehen!

<p>ksat 15.10 frauTV 15.40 Die schwarze Tulpe. Abenteuerfilm, F/I/E 1963 17.30 vivo 18.00 Lampenfieber – Fluch und Segen 18.30 Reporter 19.00 heute 19.20 Kriminalfälle – Schweizer Verbrechen im Visier (2). Der Elternmord von Wohlen 20.00 Tagesschau 20.15 Die Verhaftung des Johann Nepomuk Nestroy. TV-Biografie, A 2000 21.45 Franzobel – Der König von Absurdistan 22.35 Solo für Geige. Viviane Hagner bei den Festspielen Mecklenburg-Vorpommern 23.20 Menschen bei Maischberger 0.35 lebens.art 1.40 das aktuelle sportstudio 2.55 Frank Sinatra: In Concert At Royal Festival Hall</p>	<p>arte 14.00 Japan, sein Kaiser und die Armee. Dok.-Film, F 2009 7-165-881 15.35 Der Affe gibt Buddha Honig. TV-Drama, F 2008 5-949-046 17.10 Mein Leben – Udo Jürgens 304-249 18.00 Sugar Town – Verzweifelte Junggesellen. Dok.-Film, R/GR 2006 613-404 19.00 Arte Reportage 140-249 19.45 Info 589-978 20.00 Mit offenen Karten 469-684 20.15 360° – Geo-Reportage 893-404 21.00 Die Tudors 325-978 21.50 Die Tudors 8-982-084 22.50 Metropolis 6-529-012 (VPS 22.45 5-179-571) 23.35 Jamsession mit Manu Katché und Alice Tumlir 2-162-171 (VPS 23.30 7-189-171) 0.50 ★ Sonnenallee. Komödie, D 1999 6-814-337</p>	<p>ARD 16.30 Europamagazin 17.03 ARD-Ratgeber: Geld 17.30 Britant 17.50 Tagesschau 18.00 Sportschau 20.00 Tagesschau 20.15 Verstehen Sie Spaß? 22.50 Tagesthemen 23.15 Mankells Wallander – Tödliche Fracht. TV-Kriminalfilm, S/D 2005 0.40 Tagesschau 15.15 Steiermark-Magazin 15.40 Blaulicht TV 16.05 Austria 9 Teleshop 16.20 Mord ist ihr Hobby 18.15 Die Geldeintreiber – Schuldner auf den Fersen 20.15 Is' was, Doc? Komödie, USA 1971 22.10 Der Checker – Viel Auto, wenig Geld 23.05 Austria 9 Quiz</p>	<p>DFP 17.45 Menschen – das magazin 18.00 hallo deutschland 18.30 Leute heute 19.00 heute 19.25 Unser Charly 20.15 Willkommen bei Carmen Nebel 22.45 heute-journal 23.00 das aktuelle sportstudio 0.15 ★ Gerechtigkeit bis in den Tod. Thriller, USA 1998</p>	<p>OKTO Mo - Fr. 8.00 Uhr: Punkt Acht 18.00 Mehmet Keser Show 18.30 Vijana Magazin 19.00 Mulatschag 19.30 Street Vibes 20.00 monochroms taugshow 21.00 TV Noir 22.30 Hans Dampf 23.00 Brigada 23.30 Europa und der Stier 0.00 KA-PUFF!! – Comix! 0.30 Präkär</p>	<p>RADIO 7.35 Guten Morgen 8.00 Morgenjournal 8.10 Schon gehört? 8.15 Pasticcio 8.55 Wochenschau ,89 9.05 Hörbilder. „Wer lebt, stirbt. Private Klimastrategien“ 10.05 Ö1 Klassik-Treffpunkt. Live aus dem ORF-Kultur-Café. Gäste: Desirée Horneck und Marko Simsa 11.40 help 12.00 Mittagsjournal 12.56 Ö1 heute 13.00 Ö1 bis zwei. „Apropos Tanz“. Bolero – die Magie des Rhythmus 14.00 „Killerradio“. Hörspiel von Andreas Renoldner 15.00 Nachrichten 15.06 Apropos Klassik. I. „Ten years after“ - Die Junge Philharmonie Salzburg geht in ihr zweites Jahrzehnt und feiert „200 Jahre Mendelssohn“. Mendelssohn-</p>	<p>Bartholdy: Die Hebriden, Ouvertüre op. 26; Violinkonzert e-Moll op. 64; Sinfonie Nr. 5 d-Moll, op. 107 (Sergej Malow, Elisabeth Fuchs). II. Bach-Sonaten und Partiten mit Frank Stadler (1); Johann Sebastian Bach: Sonaten: Nr. 1 g-Moll BWV 1001 und Nr. 2 a-Moll BWV 1003 17.05 Diagonal. Zum Thema: Mauern – irgendwo muss man schließlich eine Grenze ziehen 19.05 Logos. „Die Kirche als Ikone des Dreieinen Gottes“ – Auszüge eines Vortrags des Dogmatikers Gisbert Greshake 19.30 Vincenzo Bellini: „Zaira“. Mit Ermonela Jaho (Zaira), Varduhi Abrahamyan (Nerestano) u.a.; Chor des Lettischen Rundfunks; Orchestre National de Montpellier Langue-</p>	<p>doc-Roussillon, Leitung: Enrique Mazzola 22.10 Ö1 extra. Diskussion zum Thema „1989 – Der Fall der Berliner Mauer und die Folgen“ 23.08 Die Ö1 Jazznacht. Das Jazzfestival Viersen 2009! 6.00 Morning Show. Die humorvolle und intelligente Aufstiegs-Hilfe 10.00 Update. Tipps für Film, Musik, Internet und Veranstaltungen 12.00 Reality Check. Das Info-Round-Up mit Features und Hintergrund 13.00 FM4-Connected. Die OpenHouse-Show mit Live-Gästen 17.00 Charts. Die Top-25-Songs des Senders im Countdown 19.00 Davidecks 21.00 Solid Steel Radio Show 22.00 Sound Solid System 0.00 Digital Konfusion</p>
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Bezahlte Anzeige

SWITCH LIST

FÜR SONNTAG

Redaktion TV: Doris Priesching
Switchlist: Benjamin Koffu

9.05 MATINEE

a.viso Der Kulturguide gibt einen Ausblick auf den Steirischen Herbst 2009, einen Einblick zu *Kasimir und Karoline* (Ödön von Horváth) am Tiroler Landestheater und stellt den Flamenco-Sänger Diego El Cigala vor. **Bis 9.30, ORF 2**

9.40 FILM

Und immer lockt das Weib (*Et Dieu créa la femme, F 1956, Roger Vadim*) Roger Vadim, Frankreichs Regisseur der leichten Muse, entdeckte Brigitte Bardot und formte sie, wie man so sagt, zu einem Star: Sie spielt das Mädchen Juliette, eine Waise, leidenschaftlich, männererregend, liebebegehrnd, frauenzerstörend. **Bis 11.30, Tele 5**

11.05 MAGAZIN

Pressestunde Wifo-Chef Karl Aiginger über aktuelle Konjunkturprognosen, Arbeitslosigkeit, Budgetdefizit und verfrühten Optimismus. Die Fragen stellen Georg Walland, *Kronen Zeitung*, und Waltraud Langer, ORF. **Bis 12.00, ORF 2**

12.00 MAGAZIN

Hohes Haus Patricia Pawlicki präsentiert: 1) Ausweg: Die SPÖ auf der Suche nach einem klaren wirtschaftspolitischen Profil. 2) Ansturm: auf die österreichischen Universitäten seit Abschaffung der Studiengebühren. 3) Abstellgleis: Die ÖBB und defizitäre Nebenstrecken. **Bis 12.30, ORF 2**

12.30 MAGAZIN

Orientierung 1) Papst Benedikt XVI. besucht Tschechien. 2) „Zauber des Schönen“ beim Philosophicum Lech. 3) Inszenierte Erlöserrolle? Michael Jacksons „Moonwalk in die Ewigkeit“. **Bis 13.00, ORF 2**

20.15 DISKUSSION

Berliner Runde In der Elefantenrunde zur deutschen Bundestagswahl diskutieren Angela Merkel (CDU), Frank-Walter Steinmeier (SPD), Guido Westerwelle (FDP), Oskar Lafontaine (Die Linke) sowie einer der beiden grünen

Spitzenkandidaten. Auf Grundlage der aktuellsten Hochrechnungen werden Konsequenzen und mögliche neue Regierungskonstellationen Themen sein. Moderation: Thomas Baumann und Nikolaus Brender. **Bis 21.00, ARD, ZDF**

20.45 FILM

Schau mich an! (*Comme une image, F 2004, Agnès Jaoui*) Die unscheinbare Gesangsstudentin Lolita (Marilyn Berry) steht im Schatten ihres berühmten Vaters und ringt um dessen Zuneigung. Étienne Cassard (Jean-Pierre Bacri), ein berühmter Schriftsteller, ist allerdings zu sehr mit sich, seinem Ruhm und einer momentanen Schaffenskrise beschäftigt, als dass er sich seiner Tochter zuwenden könnte. Gesellschaftskomödie mit traurig-komischen Situationen und Dialogen. **Bis 22.30, Arte**

21.50 WAHLSPEZIAL

ZIB 2 Spezial: Wahlen in Oberösterreich und Deutschland Wahlergebnisse, Live-Schaltungen, Reportagen, Analysen und Gespräche mit Politologen. Moderation: Armin Wolf. **Bis 22.25, ORF 2**

22.15 FILM

Die Weisheit der Krokodile (*The Wisdom of Crocodiles, GB/USA 1998, Po-Chih Leong*) Das Verschwinden mehrerer junger Frauen in London gibt Rätsel auf. Mediziner und Vampir Steven (Jude Law) wirkt verdächtig, doch nachweisen kann man ihm nichts. Anne (Elina Löwensohn) weckt in ihm Gefühle, erstmals Skrupel. Abseits aller Genreklischees. **Bis 0.00, Das Vierte**

22.25 DISKUSSION

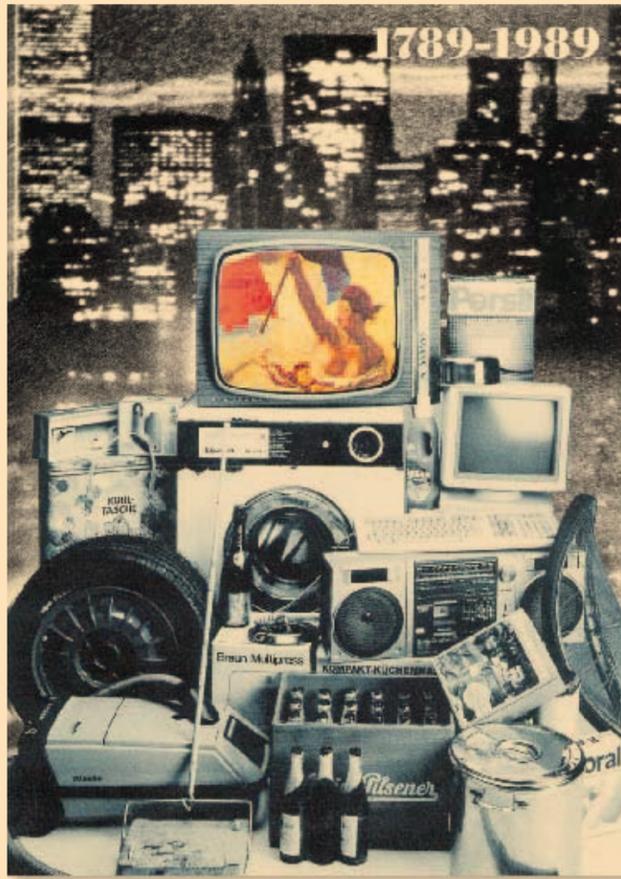
Im Zentrum Ingrid Thurnher diskutiert mit den Klubchefs der Parlamentsparteien über Ergebnisse und Folgen der Wahlen in Oberösterreich und Deutschland. **Bis 23.30, ORF 2**

0.15 FILM

Natural Born Killers (*USA 1994, Oliver Stone*) Umstrittener Thriller um Juliette Lewis und Woody Harrelson als strategisch agierendes Mörderduo, um Macht und Missbrauch der Presse und Medien- und Gewaltgeilheit der Gesellschaft. **Bis 2.05, NDR**

0.15 FILM

Das Verfahren ist eingestellt (*I 1971, Damiano Damiani*) Rassistischer Mafiakrimi mit Franco Nero als unbescholtenem Bürger, der in den Mühlen der Justiz buchstäblich zermalmt wird. **Bis 1.55, BR**



1989 gibt es außer dem Mauerfall noch den 200. Geburtstag der Französischen Revolution zu feiern. Klaus Staeck nutzt das Datum für ein Klagebild über Konsumerismus, Müllberge, eine zerstörerische Industriegesellschaft und menschenfeindliches urbanes Leben. Das Gemälde von Eugène Delacroix „Die Freiheit führt das Volk“ ist nicht mehr als ein flüchtiges Flimmern auf einem Bildschirm.

SAMSTAG

9.05 FEATURE

Hörbilder: Wer lebt, stört. Private Klimastrategien Erkenntnisse über Konsequenzen fortschreitender Klimaveränderungen werfen Fragen nach Zusammenhängen zwischen Alltag, Konsum und den ökologischen Folgen auf. **Bis 10.05, Ö1**

14.00 HÖRSPIEL

Killerradio Weil der Fernseher den Geist aufgibt, muss ein Ehepaar sich mit einem Krimihörspiel im Radio begnügen. Von Andreas Renoldner mit Peter Simonischek, Brigitte Karner, Heinz Marecek und Wolfgang Böck. **Bis 15.00, Ö1**

RADIO-TIPPS

14.05 PORTRÄT

Menschenbilder Die Pianistin Elisabeth Leonskaja, als Tochter russischer Eltern in Tiflis geboren, lebt seit über dreißig Jahren in Wien. Ein Porträt der Ausnahmekünstlerin über ihr Leben mit der Musik. **Bis 14.55, Ö1**

18.00 WAHLEN

Abendjournal Eine von mehreren Sondersendungen zu den Wahlen in Oberösterreich und Deutschland. Reaktionen und Ausblicke auf künftige Mehrheitsverhältnisse und mögliche Koalitionen. **Bis 18.30, Ö1**

SONNTAG

ORF 1

15.50 Bundesliga live 9. Runde: Josko Ried – LASK Linz 1-283-621 (VPS 15.15 1-203-485) 17.50 ZIB Flash 1-549-244 (VPS 17.25 1-874-756) 18.00 Sport am Sonntag 826-737 (VPS 17.35 5-595-621) 18.55 Graf Kalman Hunyady Memorial 986-008 19.10 Navy CIS 7-462-737 20.00 16:9 ZIB 20 896-640 20.07 Wetter 205-910-350 20.15 16:9 Mr. und Mrs. Smith Actionfilm, USA 2005. Mit Brad Pitt, Angelina Jolie. Regie: Doug Liman 902-640 22.00 16:9 ZIB Flash 606-089 22.15 16:9 Criminal Intent – Verbrechen im Visier Ausgezählt 8-609-244 23.00 Columbo – Schach dem Mörder Schach dem Mörder. TV-Kriminalfilm, USA 1973. Mit Peter Falk, Laurence Harvey u.a. 187-669 0.10 16:9 Mr. und Mrs. Smith Actionfilm, USA 2005 6-644-062

ORF 2

17.00 Wahl 09: Oberösterreich + Deutschland 277-331 17.35 Die Brieflos-Show 738-027 18.00 Wahl 09: Oberösterreich + Deutschland 425-756 19.05 Bundesland heute 1-389-282 (VPS 19.00 259-195) 19.17 Lot 201-385-466 19.30 ZIB 249-718 19.53 Wetter 305-923-824 19.59 16:9 Sport 400-359-244 20.07 16:9 Seitenblicke 205-914-176 20.15 16:9 Tatort Tod unter der Orgel. TV-Kriminalfilm, A 2003. Mit Harald Krassnitzer, August Schmölzer u.a. Regie: Walter Bannert 995-350 21.50 ZIB2 Spezial zur Wahl 09: Oberösterreich + Deutschland 9-457-195 22.25 im Zentrum 5-425-379 23.30 16:9 Ein halbes Leben TV-Drama, A/D 2008. Mit Matthias Habich u.a. 870-282 1.00 16:9 a.viso 3-153-577 (VPS 0.25 233-577)

ATV

17.40 ATV Meine Wahl 87-560-718 17.50 Am Punkt Spezial 3-472-027 18.50 ATV Meine Wahl 85-531-331 19.00 Highlights – Das Kulturmagazin 2-387-008 19.20 ATV Aktuell mit Sport 4-861-805 19.30 ATV Wetter 2-396-756 19.45 Hi Society Revue 5-621-973 20.15 16:9 Birth Psychothriller, USA/GB 2004. Mit Nicole Kidman, Lauren Bacall u.a. Regie: Jonathan Glazer 7-265-640 22.05 16:9 Big Nothing Krimikomödie, GB/CDN 2006. Mit Simon Pegg, David Schwimmer u.a. Regie: Jean-Baptiste Andrea 88-136-447 23.45 16:9 Birth Psychothriller, USA/GB 2004. Mit Nicole Kidman, Lauren Bacall u.a. 41-204-114 1.35 Hi Society Revue Mod.: Dominic Heinzl 53-668-577

PULS 4

13.55 Avenzio – Schöner leben! 9-837-534 14.50 Bis in die Spitzen 15-399-973 15.45 Mord ist ihr Hobby 91-938-008 16.40 16:9 Napoleon Dynamite. Komödie, USA 2003 98-693-896 18.15 The Guardian – Retter mit Herz 25-416-843 19.10 The Guardian 4-082-805 20.15 16:9 An jedem verdammten Sonntag Drama, USA 1999 Mit Al Pacino, Cameron Diaz, Dennis Quaid u.a. Regie: Oliver Stone 25-578-669 23.05 Ladies Poker Cup 2009 Sport 3-802-114 23.35 CSI: Miami Der Sündenpfuhl. Krimiserie Mit Adam Rodriguez, Emily Procter, David Caruso u.a. 2-470-756 0.30 16:9 An jedem verdammten Sonntag Drama, USA 1999. Mit Al Pacino, Cameron Diaz u.a. Regie: Oliver Stone 95-463-935

RTL

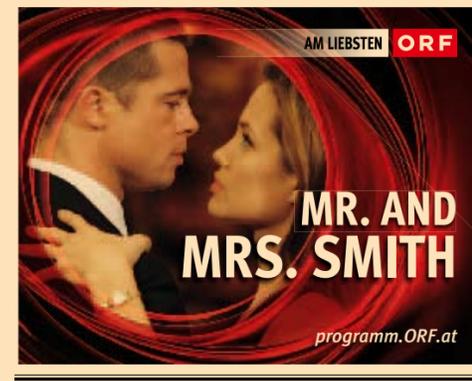
19.05 2009 – wir wählen 19.30 Schwiegertochter gesucht 20.15 Mr. & Mrs. Smith. Actionfilm, USA 2005. Mit Brad Pitt 22.25 Spiegel TV Magazin 23.10 RTL Nachtjournal Spezial 23.40 Recht & Ordnung 0.10 Faszination Leben

SAT

17.45 Entscheidung für Deutschland – Die Wahl 2009 20.00 AustriaNews 20.05 Pink! Österreichs Starmagazin 20.15 Navy CIS 21.15 Criminal Minds 22.15 Stars & stories 22.45 Planetopia 23.30 Navy CIS 0.25 News & Stories

RTL 2

19.10 Galileo 20.15 Star Wars: Episode 3 – Die Rache der Sith. Science-Fiction-Film, USA 2005 23.05 Starship Troopers 2 – Held der Föderation. Science-Fiction-Film, USA 2003 0.45 Fear Of The Dark. Horrorfilm, CDN/USA 2002



1 MR. AND MRS. SMITH

HEUTE, 20.15 UHR, ORF 1

John und Jane Smith leben in glücklicher, beschaulicher Alltagsroutine. Doch die einzelnen Ehepartner führen ein Doppelleben, das sie ihrem Partner bisher wohlweislich verschwiegen haben: Sie sind Auftragskiller.

Bezahlte Anzeige

ksat

15.15 Ernte auf Hof Heckelmann 16.00 hitc 16.30 neues 17.00 Geliebt und gejagt – die Tiere Tobago 17.30 Arche Noah 18.00 Siebter Himmel im Himalaya 18.30 Die Gesetze der Wüste 19.00 heute 19.25 Antarktis – Aufbruch ins ewige Eis 20.00 Tagesschau 20.15 Ein Wald voller Gespenster 21.00 Bodensee – Smaragd im Herzen Europas 21.45 Farah Diba – Die Kaiserin und ich. Dokumentarfilm, S 2008 23.15 Der Kommissar 0.15 Scharfe Täuschung. Psychothriller, USA 1997. Mit Isabel Huppert 1.50 Hello Austria, hello Vienna. Ein Österreich-Magazin 2.20 Die Gezeichneten. Stummfilm, D 1922

arte

12.30 Philosophie: Utopie 114-337 13.00 Die Akte Maigret. Dok.-Film, F 2009 799-843 14.00 Das Wunder von Leipzig. Dok.-Film, D 2008 728-621 15.30 16:9 Sonnenallee. Komödie, D 1999 2-914-447 17.05 Zu Tisch in ... 664-718 17.35 Zu Tisch in ... 687-669 (VPS 17.30 430-553) 18.05 360° – Geo-Reportage 3-858-114 19.00 Dirigenten von morgen 662-466 19.45 Info 715-355 20.05 Karabollage 5-022-176 20.15 Baukunst 958-060 20.45 16:9 Schau mich an! Drama, F/L 2004 173-447 22.30 Bundestagswahl 535-391 23.25 Kitsch, Kommerz und Kunst 3-833-805 0.20 Reconstruction. TV-Liebesmelodram, DK 2003 6-593-770

ARD

17.00 Bundestagswahl 2009 20.00 Tagesschau 20.15 Berliner Runde 21.00 Tagesthem extra 21.10 Lindenstraße 21.40 Tagesthem extra 21.50 Anne Will 22.50 Tagesthem 23.25 ttt 23.55 16:9 Der freie Wille. Psychodrama, D 2006 2.35 Tagesschau

EOF

19.00 heute 19.30 Bundestagswahl 2009 20.15 Berliner Runde 21.00 Bundestagswahl 2009 21.45 heute-journal 22.15 Fred Vargas – Es geht noch ein Zug von der Gare du Nord. TV-Kriminalfilm, F/D 2009 23.45 Bundestagswahl 2009 0.20 nachtstudio

RADIO

8.00 Morgenjournal 8.10 Ö1 heute 8.15 Du holde Kunst 9.05 Patina. Zum 100. Geburtstag von Albin Skoda 9.55 Schon gehört? 10.00 Nachrichten 10.06 Ambiente. „Die Orte der Erinnerung“. Auf den Spuren von Cesare Pavese in den piemontesischen Langhe / „Der Palast der Künste“ – Budapest Kulturhighlight / „Wenn Senioren reisen“. Unterwegs durch Tunesien 11.03 Matinee 13.00 Sonntagsjournal 13.10 Gehört – Gewusst 14.05 Menschenbilder. „Die Stille ist etwas Wunderbares“ – Die Pianistin Elisabeth Leonskaja 14.55 Schon gehört? 15.00 Nachrichten 15.06 Apropos Oper 16.30 Heimspiel 17.00 Journal um fünf.

OKTO

Landtagswahl in Oberösterreich; Deutsche Bundestagswahl 17.15 Die Ö1-Kinder-Uni 17.30 Spielräume. Indischer Weltvortrag: Dr. L. Subramaniam 17.55 Wochenschau, 89 18.00 Abendjournal. Landtagswahl in Oberösterreich; Deutsche Bundestagswahl 18.30 Ex libris 19.00 Sonderjournal. Landtagswahl in Oberösterreich; Deutsche Bundestagswahl 19.15 Motive 19.30 Aus dem Konzertsaal 21.15 Tonspuren. „Tod einer Pflegerin“. Martin Leidenfrosts Versuch einer Aufklärung 21.55 Schon gehört? 22.00 Nachtjournal. Landtagswahl in Oberösterreich; Deutsche Bundestagswahl 22.30 matrix. Funkfrequenzen für alle. Digitale Dividende und Open

Spectrum

23.03 Kunstradio – Radiokunst. „Acqua Santa“ von Peter Pessl 23.45 Leseprobe. „Kühlzack & flexer“. Von Herbert J. Wimmer 0.05 Du holde Kunst 0.50 Die Ö1 Klassiknacht 6.00 Morning Show. Die humorvolle und intelligente Aufstiegs-Hilfe 10.00 Sunny Side Up. Sonntagservice für Spätaufsteher 13.00 FM4-Connected. Die Open-House-Show mit Live-Gästen 17.00 World Wide Show. Acid Jazz vom englischen DJ Gilles Peterson 19.00 Zimmerservice. Die Hörerwunschsending 21.00 Im Sumpf. Literarisches und Aktionistisches 0.00 Liquid Radio. Eine Stunde Dub & Ambient im Mix 1.00 Soundpark

Business-Links

ONLINE-ADRESSEN

BERUFSAUSBILDUNG

www.naikido.at

SHIATSU – Beruf mit Zukunft Tag der offenen Tür: 3. Oktober 2009, Shiatsu – Einführungstag: 4. Oktober 2009, Informationsabend zur Ausbildung: 8. Oktober 2009 (19 Uhr), Ausbildungsbeginn: 24. Oktober 2009

BILDUNG



www.infinum.at

NEUE SCHULE FÜR IHR KIND? Individualität, persönliche Betreuung, Kleingruppen, Leistung, Freude am Lernen – PRIVATSCHULE INFINUM

KINDERBETREUUNG

www.diekinderei.at

Wir betreuen Kinder auf Hochzeitsfeiern (und anderen Erwachsenenfeiern) im Raum Wien. Kontakt: ☎ 0664/525 60 62 oder party@diekinderei.at

WWWISSENSWERT

Business Links

Anzeigenschluss: Jeweils Dienstag, 15 Uhr. Einschalttermine: Vier Samstage in Folge. Kontakt: wortanzeigen@derstandard.at, Tel: 01/531 70-212, Fax: 01/531 70-264

derStandard.at/Anzeigen

Das neue Bionade-Biedermeier

Nach dem Mauerfall war in Berlin alles neu, dann 15 Jahre lang vieles improvisiert. Heute gibt es eine neue Gemütlichkeit, die den Anhängern des romantischen Antikapitalismus ein wenig unheimlich ist.

Christiane Rösinger*

Das ganze Jahr schon wird in Berlin auf das Mauerfalljubiläum mit den immer gleichen Bildern vom November 1989 hingewiesen, sodass man als Zeitzeugin der eigenen Erinnerung schon gar nicht mehr traut. Die Historiker beklagen ja auch gern, dass sich Zeitzeugen meistens irren und später erfahrene Fakten mit der Erinnerung mischen. Mir bleibt als Zeitzeugin der Maueröffnung vom 9. November das Bild der vielen Ostberliner, die im Bezirk Kreuzberg über die Oberbaumbrücke gekommen waren in Erinnerung. Zu Hunderten versammelten sie sich an der Straßenecke vor der Glasfront einer Dönerbude und bestaunten den Dönerverkäufer, der mit einem langen Messer den Fleischkegel abschabte. Am nächsten Tag hatten die geschäftstüchtigen Kreuzberger Türken schon Bananenstände an den Übergangsstellen aufgebaut.

Große Euphorie herrschte an diesem trüben Novemberabend auf den Straßen, man quetschte sich in irgendwelche Autos und fuhr in einer unausgesprochenen Verabredung zum Kurfürstendamm, alle hupten, und im Radio liefen ununterbrochen Berlinsongs.

Aber die Berliner neigen zur Nörgelei. Erstaunlich schnell, schon nach zwei Tagen, waren die Westberliner genervt, von ihren alten, neuen Nachbarn, von den dichten Mensentrauben vor den Schau Fenstern, den langen Schlangen der Begrüßungsgeldabholer an den Sparkassen, denn vollen U- und S-Bahnen. Aber auch ich war bald enttäuscht von den DDR-Bürgern, die ich als Anhängerin des roman-



tischen Antikapitalismus als dostojewskilesende edle Werkstätte idealisiert hatte – dabei waren sie zum großen Teil noch spießiger als die Westdeutschen und wollten so schnell wie möglich die D-Mark, Wiedervereinigung und Helmut Kohl.

Erst einmal hatten die Berliner alles doppelt: zwei Fernsehtürme, Bürgermeister, Zoos, drei Universitäten, drei Opern. Und die Westberliner hatten ein Umland, man konnte aus der Stadt rausfahren! Für die Ausgehgesellschaft aber waren die Neunziger das goldene Zeitalter Berlins.

In Berlins Mitte standen viele Häuser leer, die anscheinend niemandem gehörten – die jüdischen Eigentümer waren von den Nazis enteignet worden, nach dem Krieg wurden die Häuser Staatseigentum der DDR, und es dauerte teilweise 15 Jahre, die in alle Welt verstreuten Erben der Besitzer aufzufindig zu machen. So lange ließ man die dort

eingenisteten improvisierten Bars und illegalen Clubs gewähren. Polizei und Bürokratie hatte andere Sorgen, da mussten Straßen gebaut und Buslinien zusammengeführt werden. Jede Woche öffneten neue Clubs und Bars, an bizarren Orten, das Ausgehen war eine Schnitzeljagd, mit der man sich gleichzeitig die neue Stadt, den unbekanntesten nahen Osten aneignete.

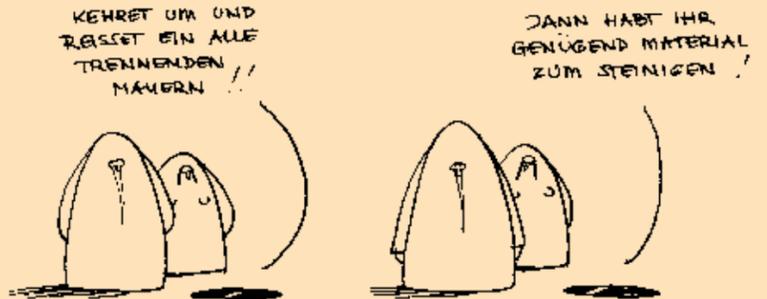
Sogar heute gibt es wundersa-

Christiane Rösinger lebt seit 1988 in Berlin und sieht, wie sich die Stadt in zwei Richtungen entwickelt: die Party-Stadt und die Hochburg für Yuppie-Eltern.

merweise noch Brachflächen, auf denen improvisierte Clubs für einen Sommer entstehen, die früheren Ausgehbezirke aber meidet man.

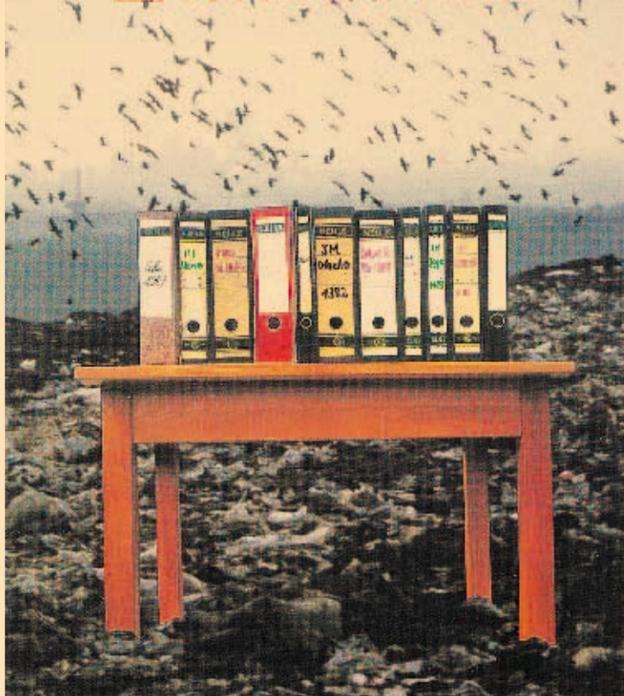
In Berlin Mitte hat die Turnschuhladendichte und Ballermanisierung des Ausgehlebens überhand genommen, im ehemaligen Schriftsteller- und Arbeiter-Bezirk Prenzlauer Berg wurde die Bevölkerung praktisch ausgetauscht. Der Bezirk wird heute von der neuen soziologischen Spezies der Yuppie-Eltern dominiert. Diese in den letzten Jahren massenweise aus Westdeutschland zugezogenen akademisch Besserverdienenden pflügen mit dem Statussymbol „800-Euro-Kinderwagen“ majestätisch über die Gehwege und strahlen das Bewusstsein der durch Reproduktion erlangten moralischen Überlegenheit aus. Biolädchen, schadstoffarme Kinderspielzeugläden, vegane Eisdielen und kuschelige Kakao- und Kindercafés bestimmen nun das Bild des Bezirks, für den das passende Bonmot vom „Bionade-Biedermeier“ geprägt wurde.

*Christiane Rösinger ist Musikerin (Lassie Singers), Autorin („Das schöne Leben“, 2008) und Journalistin („Taz“, „Tagesspiegel“, „FAZ“).



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

Die DDR ist tot Es leben die Akten



180 Kilometer Akten wurden im Ministerium für Staatssicherheit nach 1989 sicher gestellt. 1991 wurde das Stasi-Unterlagen-Gesetz verabschiedet. Jeder Bürger durfte ab Jänner 1992 Einsicht nehmen. Die Akten-Akribie, die viel Platz in der politischen Diskussion nach der Wende einnahm, war Klaus Staeck ein Plakat wert.

ERRATA

Schlampige Verhältnisse

Wir beschäftigen uns heute mit Geschichte, blicken wir also zurück. Viele sind sich ja der Tatsache, dass dieser Karl der Kühne „der Großvater von Karl V. war, nicht mehr vollumfänglich bewusst“, schrieben wir zur Ausstellung im Kunsthistorischen Museum Wien. Genau genommen war er der Urgroßvater – zwischen ihm und Karl V. gab es die Ehen seiner Tochter Maria mit Maximilian I. und danach von Philipp des Schönen mit Johanna der Wahnsinnigen.

Wie schwierig die Ausflüge in die Welt der Museen sein können, erwies sich auch im Bericht über die Art-brut-Ausstellung „Kopffüßler und Mondfrau“. Der Direktor des Gugging-Museums heißt Johann Feilacher, nicht Anton.

Der Wermutstropfen im Artikel, mit dem der Abschluss der Umstrukturierungsarbeiten im Wiener Belvedere rapportiert wurde: Das untere Schloss wurde vom Architektenteam Kuehn Malvezzi adaptiert, nicht jedoch auch die Orangerie. Für deren Erneuerung zeichnet Susanne Zottl verantwortlich.

Eine Erneuerung anderer Art haben Menschen im Sinn, wenn sie gegen Mahmud Ahmadi-Nejad, den im August offiziell installierten iranischen Präsidenten, auf die

Straße gehen. In der vergangenen Woche geschah dies auch in Wien. Zwei Gruppen protestierten – Vertreter der Initiative Stop the Bomb und, ganz unabhängig von diesen, die Gemeinschaft zur Unterstützung für die Rechte aller IranerInnen. Die zweite Kundgebung konnte auch auf prominente Redner wie Alexander Van der Bellen verweisen, von den Grünen war die Demo aber eben nicht organisiert. Ahmadi-Nejad hat leider nicht reagiert, wie wir erkennen konnten.

Nachrichten der Kategorie „Zu schön, um wahr zu sein“ fanden wir jedoch anderswo. Alt werden und jung bleiben, der Erfüllung dieses Wunsches könnten österreichische Forscher entscheidend nähergekommen sein. Wir erfuhren von der möglichen Existenz eines immunologischen Jungbrunnens, erkannten den Sensationsgehalt und setzten die Nachricht ohne weitere Befassung der daran arbeitenden Forscher in die Welt. Das war selbstverständlich keine wissenschaftliche Veröffentlichung. Diese ist der wissenschaftlichen Gemeinde vorbehalten, Details folgen also später.

Otto Ranftl
Leserbeauftragter
Leserbriefe@derStandard.at
otto.ranftl@derStandard.at

Ein Aufbruch ohne Abschluss

Das Gewonnene ist verblasst. Das Verlorene schwelt als offene Wunde. Aber wer sagt denn, dass das, was im Herbst '89 begonnen wurde, schon zu Ende gebracht ist? Erinnerungen eines Teilzeit-Leipzigers.

Josef Haslinger*

Dem Herbst '89 verdanke ich meinen Verlust von Illusionen und ein seither nicht zum Stillstand gekommenes Grübeln darüber, was noch eine vertretbare Gesellschaftsperspektive sein könnte. Wie lassen sich persönliche Freiheit und soziale Verantwortung des Staates in ein gedeihliches Verhältnis zueinander bringen? Der Herbst '89, das war nicht einfach nur jener Prozess, der zur Erweiterung der Bundesrepublik durch neue Bundesländer führte. Die Wiedervereinigung war bloß der spezifisch deutsche Beitrag zu einer viel umfassenderen Bewegung, die 70 Jahre nach der Oktoberrevolution ein ganzes Gesellschaftssystem zum Einsturz gebracht hat.

Ganz konkret jedoch verdanke ich dem Herbst '89 einen Anruf aus Leipzig, der zu einer gründlichen Veränderung meines Lebens führen sollte. Von Wien kommend hatte ich das Glück, nicht so eindeutig als Proponent der neuen Invasi-

onstruppen wahrgenommen zu werden wie meine westdeutschen Kollegen. Es ist keine Frage, dass bei der Neuverteilung der Möglichkeiten in diesem Land die ansässigen Menschen die Benachteiligten waren. Ich erlebe Leipzig, seit ich hier bin, als eine sich neu formierende Stadt. Die Veränderungen, die oft mit dem Verlust des Arbeitsplatzes und dem Zwang zu einer völligen Neuorientierung in den Lebensvorstellungen einhergingen, mögen für viele Alteingesessene mindestens genauso irritierend gewesen sein, wie in den Fünfzigerjahren für die Bauern der Druck, sich einer LPG anzuschließen.

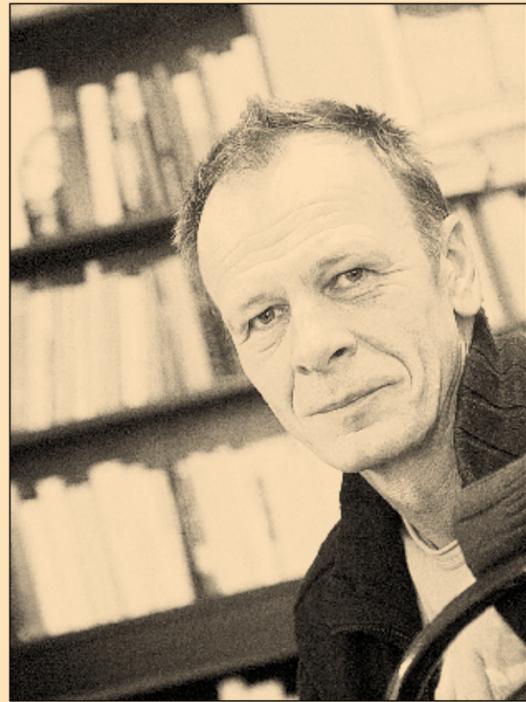
Für mich hat es von Anfang an etwas Aufregendes gehabt, einer historischen Umbruchsituation beizuwohnen, zusehen zu können, wie eine ganze Innenstadt neu gestaltet wird. Auch wenn zwischen- durch immer wieder der politische Mut und die ökonomische Kapazität eingebrochen sind, sodass das Gesamtgebilde nicht einem genialen Wurf gleicht, sondern einem Sammelsurium, in dem sich alte

und neue Irrtümer inmitten von alter und neuer Protzigkeit eingemischt haben. Was bislang fehlt, ist die Gelassenheit. Der Wunsch, die DDR zum Verschwinden zu bringen, ist zu einer Zwangsneurose geworden. An den Veränderungen im Stadtbild ist das ablesbar. Die nicht gerade abwechslungsreiche DDR-Architektur wird durch eine Glasarchitektur ersetzt, die längst zum Markenzeichen der neuen Einfallsllosigkeit geworden ist.

Als ich in den Achtzigerjahren vom DDR-Schriftstellerverband das erste Mal durch den Arbeiter- und Bauernstaat kutschiert wurde, war mir schleierhaft, warum die mir zugeteilten Begleiter in der Stadt Leipzig so ins Schwärmen gerieten. Während auf der Gesprächsebene historische Namen wie Liebknecht, Goethe, Leibniz, Bach und Mendelssohn wie Glanzstücke herumgereicht wurden, waren in der augenscheinlichen Wirklichkeit nur zerbröckelnde alte Häuser und Plattenbauten zu sehen. Für meinen zugegebenermaßen oberflächlichen Blick von außen, der das spannungsreiche Geistesleben der Stadt nicht kannte, ragte einzig Kurt Masurs neues Gewandhaus in seiner eigenwilligen Form aus dem tristen Anblick heraus.

Ernst Schwarz, der Mann, dem ich meine damalige Lesereise zu verdanken hatte, war, so stellte sich später heraus, um meine Zukunft besorgt. Er stand im Dienste von Markus Wolf. Naiv, wie ich damals war, naturgemäß ohne mich für naiv zu halten, muss ich mich fragen, welcher Art meine Beziehungen zu diesem Land heute wären, wenn es die Wende nicht gegeben hätte.

Nachdem ich im Sommer 1989 aus den USA zurückgekommen war, machte ich mich daran, eine Ausgabe der Zeitschrift *wespenest* über die neuesten Entwicklungen der DDR-Literatur zusammenzustellen. Zu diesem Zwecke traf ich einen mittlerweile im Westen lebenden Dichter vom Prenzlauer Berg, der mir den blassen 5. Durchschlag einer Samistad-Ausgabe von neuer Lyrik überreichte. Ich hatte damals in den USA gerade begonnen, mich mit Computern zu beschäftigen, umso kostbarer wirkten diese dünnen, fast durchsichti-



Josef Haslinger: „Was die Menschen des Herbstes '89 erreicht haben, ist ein Gewinn an politischer Freiheit. Ein Gewinn an Sicherheit ist es nicht. Das hat der Wende den Glanz genommen.“
Foto: Corn

gen Blätter, auf denen manche Buchstaben deutlich lesbar, andere nur erahnbar waren. Die *wespenest*-Anthologie kam nicht zustande, sie wurde von den politischen Ereignissen des Herbstes '89 überrollt. Aber der Mann, der mir damals so sympathisch wie hilfreich war, sollte bald von Wolf Biermann einen Beinamen bekommen, den er nie wieder richtig los wurde. Biermann nannte ihn Sascha „Arschloch“ Anderson. Er war ein Stasi-Spitzel.

Wenn ich heute meine damaligen Kontakte zu den Menschen der DDR überblicke, dann muss ich mir eingestehen, dass es mir nur ganz selten gelang, die politisch gesteuerte Ebene der Begegnungen zu verlassen. Für jemanden, der mit dem Spitzelsystem leben gelernt hat, sieht die Sache sicher anders aus als für jemanden, der sich der Totalität dieses Systems erst im Nachhinein bewusst wurde. Ein in der DDR nicht unbedeutender Dichter sagte neulich zu mir: Weißt du, Kollege, das mit der Stasi ist so eine Sache. Wenn über einen Bericht erstattet wurde, war man sicher blöd dran. Aber noch blöder dran war man, wenn kein Bericht erstattet wurde.

Vielleicht kann man das als Belegteiliger so sehen, und der Kollege

ist aus dem Schneider, denn er hat das Glück, dass über ihn eine Stasi-Akte existiert. Ich wollte ihm schon nahelegen, sich bei denen, die diese Akte angelegt haben, zu bedanken.

Was die Menschen des Herbstes '89 erreicht haben, ist ein Gewinn an politischer Freiheit. Ein Gewinn an Sicherheit ist es nicht. So wie man die politische Freiheit zu schätzen lernt, wenn man sie nicht hat, so mag es auch mit der sozialen Sicherheit sein. Und das hat der Wende den Glanz genommen. Das Gewonnene ist verblasst, das

Verlorene schwelt als offene Wunde. Aber wer sagt denn, dass das, was im Herbst '89 begonnen wurde, schon zu Ende gebracht ist? Die Menschen am gesellschaftlichen Reichtum zu beteiligen und ihnen Schutz zu bieten, ohne sie politisch zu gängeln, das wäre doch noch eine Perspektive, ein würdiger Abschluss für jenen Aufbruch, der im Herbst '89 mit fast spielerischer Leichtigkeit den linken Totalitarismus kippte.

*Der österreichische Schriftsteller, („Opernball“, „Phi Phi Island“) ist seit 1996 Professor für literarische Ästhetik am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.

HANS RAUSCHER

Übertölpelt von Ahmadi-Nejad



Die Welt hat bei der UN-Generalversammlung soeben zwei große Auftritte von wichtigen Führern der sogenannten Entwicklungsländer erlebt. Libyens Muammar al-Gaddafi hielt eine seine endlosen, wirren Reden, indem er nicht nur Imperialismus, Kolonialismus und die westliche Hegemonie anprangerte, sondern auch vorschlug, den UN-Sitz nach Wien oder Peking zu verlegen, weil ihn der Jetlag nach New York ganz wuschig gemacht habe.

Der iranische Präsident und Quasi-Diktator Mahmud Ahmadi-Nejad wiederum lieferte ein klassisches Muster der antisemitischen Weltverschwörungstheorie ab, indem er Israel erstens des „Völkermords“ an den Palästinensern bezichtigte und zweitens von „einer kleinen Minderheit“ sprach, die „Politik, Kultur und Wirtschaft in weiten Teilen der Welt durch komplizierte Netzwerke beherrscht und eine neue Form der Sklaverei schafft“.

Man kann dabei ins Grübeln kommen: Wenn das das Stärkste ist, was die Dritte Welt an Führungspersönlichkeiten zu bieten hat, dann wird eine neue, gerechtere Weltordnung noch einige Zeit auf sich warten lassen. So drückte es auch der deutsche SPD-Außenminister Frank-Walter Steinmeier aus: „Dieser Präsident ist eine Schande für sein Land.“

Die deutschen Delegierten standen denn auch bei dieser Passage des iranischen Präsidenten auf und verließen den Saal. Einige andere Ländervertreter gingen mit. Die Österreicher blieben sitzen.

Die *Krone*, bzw. ihr „Herr Strudl“, findet das super: „Anders als viele ihrer politischen

korrekten Kollegen ham Österreichs UNO-Delegierten während der Rede vom Ahmadi-Nejad net den Saal verlassen. Recht hams. Weil diesmal war fast alles, was er gsagt hat, völlig richtig“.

Für das, was Ahmadi-Nejad sagte, gibt es den Fachausdruck „sekundärer Antisemitismus“: Israel ist auch nicht besser als die Nazis und natürlich gibt es eine jüdische Weltverschwörung. Die *Krone* hat schon ein paar Jahre auf antisemitische Untertöne verzichtet (vielleicht, weil sie einen entsprechenden Prozess gegen den STANDARD und mich verloren hat). Jetzt wird sie wieder kecker.

Warum, um Himmels willen, sind die Österreichischen Delegierten bei so etwas sitzen geblieben? Die offizielle Erklärung eines unglücklich wirkenden Außenministers Spindelegger: Man habe versucht, in der EU unter schwedischem Vorsitz eine Linie zu finden: Wenn der Ahmadi-Nejad wieder den Holocaust und das Existenzrecht Israels leugnet, dann gehen wir aber echt hinaus.

Leider war der iranische Präsident so schlau, dies nicht zu tun, sondern eben zum sekundären Antisemitismus zu greifen. Die Deutschen haben das begriffen: EU hin oder her, gerade wir dürfen so etwas nicht hinnehmen. Die Österreicher, die genauso eine Verantwortungslast aus der Geschichte haben, drucksten (wieder) herum. Man habe eh nur mindere Botschaftsräte hineingesetzt; und die hätten nicht gewagt, selbstständig nach der Situation zu entscheiden, lautet jetzt die Ausrede.

Ein Triumph heimischer Staatskunst. Wir wollten eh tapfer sein (in Grenzen) und dann halt sich der net an unsere ausgeklügelte Strategie. Was sollst machen?
hans.rauscher@derStandard.at

HIER WERDEN SIE
GEBLÖDET



RINGVEREIN DER KOMMERZSENDER o.V.

Wenn sich die Objekte von Spott, Satire und politischer Kunst freiwillig und absichtlich selbst entlarven, verlieren die Spötter, Satiriker und politischen Künstler ihre Bühne. Bei Big-Brother-Brei und Feldbusch-Spinat stößt Klaus Staack an seine Grenzen. Hier – in diesem Plakat aus dem Jahr 2000 – gibt es nichts mehr zu entlarven, was das Publikum nicht schon bis zum Überdruss kennt.

IRANS URANANREICHERUNG

Logische Sanktionen

Gudrun Harrer

Anstelle einer Bewegung im Atomstreit, die US-Präsident Barack Obama bis Ende September anvisiert hatte, gibt es nun also eine zweite iranische Urananreicherungsanlage. Bei aller Aufregung ist die Überraschung im Grunde genommen gering: Teheran hat nicht verheimlicht, sein Programm weiter ausbauen zu wollen, und Experten tippten stets auf einen zweiten Standort, geschützter als das aus der Luft gefährdete Natanz.

Ob nun eine Anlage wirklich „heimlich“ ist, würde im Normalfall davon abhängen, ob das betroffene Land Meldepflichten unter seinem „Safeguards“-Abkommen mit der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEO) verletzt hat. Unter dem Zusatzprotokoll, das der Iran aber nicht ratifiziert hat, sollten Informationen über neue Anlagen der IAEO zu einem sehr frühen Zeitpunkt übermittelt werden. Wie weit die Fabrik jedoch wirklich gediehen ist und ob, wie der Iran behauptet, noch keine Zentrifugen aufgestellt wurden, weiß man nicht, solange kein Inspektor dort war.

Im Fall Iran ist jedoch eine höhere Instanz involviert: Der Uno-Sicherheitsrat hat Teheran wiederholt aufgefordert, die Urananreicherung zu suspendieren. Einmal mehr zeigt das iranische Regime, dass es darauf pfeift. Die logische Reaktion der internationalen Gemeinschaft wären härtere Maßnahmen, verschärfte Sanktionen. Aber auch wenn diese der iranischen Wirtschaft verstärkt wehtäten, kämen sie für das Regime nicht ungelegen: Der „Beweis“, dass die Welt dem Iran eine Technologie verweigern will, die alle anderen haben dürfen, wäre innenpolitisch unendlich nützlich.

ALLEINREGIERUNG IN VORARLBERG

Keine Angst vor neuem Team

Jutta Berger

Jetzt hat er sich endlich getraut. Es ist heraus: „Die Volkspartei wird voraussichtlich die Landesregierung alleine stellen“, kündigte Landeshauptmann Herbert Sausgruber an. Fünf Tage hat der ÖVP-Chef rumgedrückt. Dann rutschte ihm in die revolutionäre Ansage auch noch „voraussichtlich“. Sausgruber geht die neue Zeit vorsichtig an: Die Tradition einer Koalition ohne Notwendigkeit wiegt für ihn zu schwer, er will sich nicht dem Vorwurf der Machtgier aussetzen. Schließlich hat die ÖVP seit 1945, obwohl ohne Proporzzwang und meist mit absoluter Mehrheit ausgestattet, mit SPÖ und FPÖ oder, wie die letzten 35 Jahre, nur mit der FPÖ regiert. „Bürgerlicher Weg“ nannte man das.

Herbert Sausgruber hat im Wahlkampf, als er wegen antisemitischer Äußerungen des FPÖ-Spitzenkandidaten eine weitere FPÖ-Regierungsbeteiligung ausschloss, eine mutige, wenn auch überfällige Entscheidung gefällt. Man hat ihn auch deshalb wiedergewählt. Nun sollte er nicht Angst vor der eigenen Courage bekommen. Auch wenn der FPÖ-freundliche Wirtschaftsverband mit den Muskeln spielt und einen bläulichen Unternehmer in die Regierung reklamiert.

Sausgruber könnte seine letzte Legislaturperiode mit einem Schritt in die Zukunft beginnen und sein Team erneuern; sich Menschen in die Regierung holen, die nicht nur brav ihr Pensum abarbeiten, sondern über den Tag hinausdenken. Der Wahlkampf hat gezeigt: Vorarlberg braucht aktive Integrationspolitik, braucht visionäre Politikerinnen und Politiker, die rechten Hetzern keine Chance lassen.

KONJUNKTUR

Das Schlimmste ist vorbei

Günther Strobl

Der Boden sei erreicht, das Schlimmste überstanden, sagen die Wirtschaftsforscher. Wir glauben es gern. Ein Jahr Krise ist wahrlich genug. Genug für die vielen Betriebe, deren Auftragspolster weggeschmolzen sind wie Gletscherzungen in Zeiten des Klimawandels. Genug für die vielen Arbeitslosen, die den Job verloren haben, weil es für sie sprichwörtlich nichts mehr zu tun gab. Genug aber auch für die Psyche der Gesellschaft, die angesichts der permanenten Krisenstimmung schon fast depressiv geworden ist.

Wir glauben also schon aus Selbstinteresse gern, dass das Schlimmste vorüber ist, und klammern uns an jeden Strohhalm, der irgendwo aus dem ungestümen Krisenbrei heraussticht. Aber Vorsicht: Wenn das Schlimmste hinter uns ist, heißt das noch lange nicht, dass die Krise an sich vorbei ist. Das wird wohl noch ein paar Jährchen dauern.

Um das zu erfassen, reicht ein Blick auf den Arbeitsmarkt. Unter dem Eindruck der schwersten Rezession, die die Welt in moderner Zeit erfasst hat, werden unter Garantie zehntausende weitere Jobs verlorengehen. Jobs, die in Erwartung einer raschen und substanziellen Erholung der Wirtschaft durch Kurzarbeitsmodelle oder andere kreative Leistungen bisher noch gehalten wurden. Die Betonung liegt auf „noch“, denn selbst die Optimisten unter den Wirtschaftsforschern sehen noch keine substanzielle Erholung der Konjunktur. Erst bei einem Wirtschaftswachstum um die drei Prozent entstehen neue Jobs. Das Schlimmste ist zwar vorbei, aber schlimm ist es immer noch.

**Schwarz-Grün auf dem Prüfstand**

In Oberösterreich wird auch über Koalitionsvarianten in diesem Land entschieden

Alexandra Förderl-Schmid

In der Endphase wurde der Wahlkampf in Oberösterreich doch noch spannend: Ein – vorsichtig ausgedrückt – ungewöhnliches Finanzgeschäft des Landes sorgt kurz vor dem Urnengang für Aufregung. Durch ein Geschäft mit einem ungarischen Finanzdienstleister geriet die Partei des Landeshauptmanns, die ÖVP, in ein schiefes Licht. Die Vorwürfe der SPÖ, dass 140 Millionen Euro Landesgeld für Spekulationen herangezogen wurden und es sich um dubiose Praktiken handelt, sind nicht bewiesen, bringen aber Bewegung in den Wahlkampf. Immerhin zehn Prozent der rund eine Million Wahlberechtigten waren kurz vor dem Urnengang noch unentschieden.

Dass dann die Unterlagen zu der causa am Donnerstagabend für gestohlen erklärt und Freitagfrüh überraschenderweise auf dem Schreibtisch des Landesfinanzdirektors wiederauftauchen, wirft Fragen auf. Ob Landeshauptmann Josef Pühringer tatsächlich nichts von der Sache gewusst hat, wird auch erst nach der Wahl geklärt werden können. Ob es bei dem Geschäft mit rechten Dingen zugegangen ist, werden die Finanzmarktaufsicht und der Rechnungshof zu klären haben.

An der erwarteten Reihenfolge, ÖVP vor SPÖ, werden auch die im Raum stehenden Vorwürfe nichts ändern. Dadurch gab es zumindest ein Thema im Wahlkampf. Ansonsten haben Parteien und Spitzenkandidaten in diesem Wahlkampf kaum versucht, mit Themen zu punkten. Alle Parteien beklagten sich über den schlechten Stil der Mitbewerber – und trugen selbst dazu bei. So wurde der SPÖ auf einem Flugblatt unterstellt, dass sie ein Wahlrecht für alle Ausländer wolle. Ein Impressum fehlte, schließlich wurde die ÖVP als Urheber ermittelt. Aber auch SPÖ- und FPÖ-Kandidaten geizten nicht mit verbalen Untergriffen. Dass diese Formen von Dirty Campaigning in einem Landtagswahlkampf so häufig vorkamen, war ein Novum in Österreich.

Überraschend dagegen war, dass die erste schwarz-grüne Koalition auf Landesebene kaum ein Thema im Wahlkampf bildete. Die ÖVP behielt sich die Option für ein Bündnis auch mit der FPÖ offen, die Grünen ob der Enns waren peinlich darauf bedacht, nicht allzu sehr in die Nähe des Koalitionspartners gerückt zu werden. Die oberösterreichischen Grünen unter Rudolf Anschober, die im Vergleich zu den Parteifreunden in Wien bürgerlich wirken und agieren, hatten Schwierigkei-

ten, deutlich zu machen, worin ihr eigener Kurs und ihre Leistungen in der geräuschlos funktionierenden Landesregierung bestand. Dabei haben sie durchaus gute Sachpolitik geleistet. Aber ob das von den Wählern honoriert wird, ist eine der zentralen Fragen an diesem Wahlsonntag.

Für die Grünen in ganz Österreich geht es bei diesem Urnengang um sehr viel: Zwei Drittel der Grün-Wähler in Österreich nennen eine mögliche Regierungsbeteiligung als Wahlmotiv. Schaffen sie den Einzug in Oberösterreich nicht mehr, dann fallen die Grünen im aktiven politischen Geschehen wieder um eine Stufe zurück. Deshalb ist es erstaunlich, wie wenig sich die

grüne Parteispitze in diesem Wahlkampf engagiert hat.

Auf Bundesebene nicht registriert wurde, wie stark sich Heinz-Christian Strache im oberösterreichischen Wahlkampf eingeschaltet hat. Er besuchte selbst kleine Landgemeinden, trat sogar in Wildparks auf. Die Ausgangslage für die FPÖ ist angesichts des Absturzes auf 8,4 Prozent bei der vergangenen Wahl diesmal gut, dieses Ergebnis lässt sich leicht übertreffen.

In Oberösterreich geht es nicht nur um die Hackordnung in der Bundesregierung, sondern auch für die Oppositionsparteien um viel. Es geht auch darum, welche politischen Koalitionen in diesem Lande möglich sind.

KOPF DES TAGES**Kasimirs Oma bäckt gern Ribiselkuchen**

Angela Merkel streute am Weg ins Kanzleramt Privates ein. Foto: Reuters

ren eineinhalbjährigen Enkel Kasimir zu sehen. Stiefsohn Daniel zeigte sie diesen Sommer erstmals bei den Wagner-Festspielen in Bayreuth.

So viel Offenheit ist neu im Hause Merkel. Auch verblüffte die Kanzlerin mit einer Liebeserklärung für ihren Ehemann Joachim Sauer, einen Chemie-Professor, der nur selten in Erscheinung tritt: „Ohne ihn könnte ich den Job gar nicht machen.“ Er stehe ihr zur Seite, und sie sei auch „sehr stolz darauf, dass er ein erfolgreicher Wissenschaftler ist“.

Eis und Kuchen mag Merkel nicht so gern, aber ihr Volk erfuhr auch, dass sie dennoch gerne bäckt, zuletzt einen Ribiselkuchen. Ihr Faible für Kohl-

rouladen kannte man schon.

Wer jetzt glaubt, dass Merkel, die bei ihrem politischen Aufstieg einige männliche Konkurrenten einfach hinter sich ließ, auch zu Hause die Hosen anhat, irrt. Hat die Putzfrau frei, wird das Saubermachen im Hause Merkel/Sauer „redlich geteilt“. Dann, so Merkel, mache man auch alles andere genau aus: „Wer wann welche Waschmaschine anstellt, die Wäsche aufhängt.“ Beim Einkaufen hat Merkel jedoch gerne den gleichen Überblick wie beim Regieren und verrät, dass sie ihrem Mann freitags immer einen Zettel schreibt. „Und dann kauft er fürs Wochenende ein.“

Birgit Baumann



Interview Der Schriftsteller Christoph Hein über das Selbstverständnis der deutschen Literatur in Ost und West. **S. A 3**

Architektur Kalte Platte, warmgemacht: Wie nach dem Mauerfall im deutschen Osten gebaut wird. **S. A 4**

Kunstmarkt Gelungenes Debüt: Die Art Albertina lockt mit Qualität und vielseitigem Angebot. **S. A 5**

Reise Ein Besuch im Berliner Stasi-Museum anlässlich des Mauerfalljubiläums. **S. A 6**

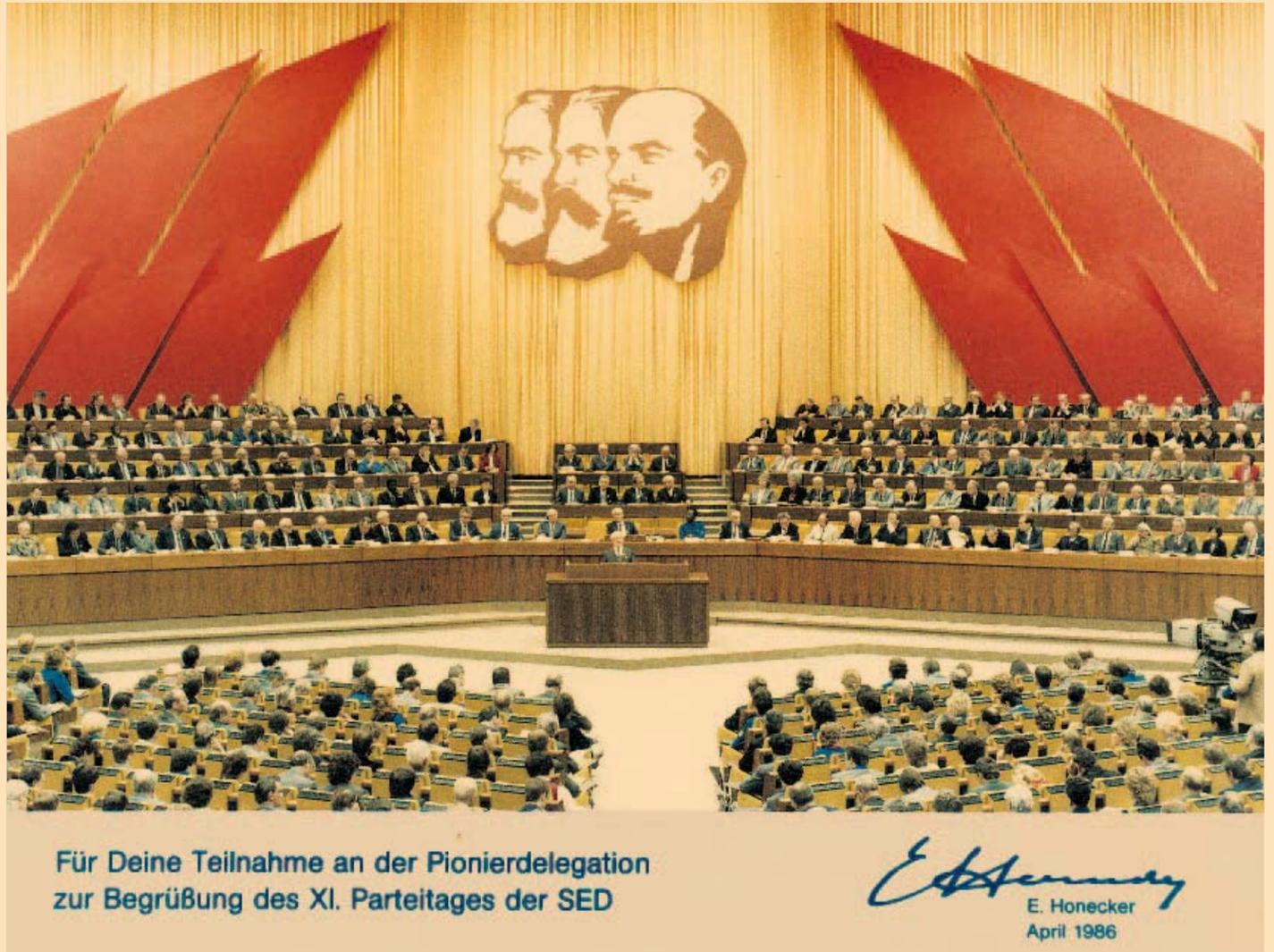
Spiele Schach: Eine Erinnerung an Joseph „Black Death“ Blackburne. Bridge, Kreuzworträtsel. **S. A 8**

Bücher I Die Stadt, die immer wird: Zwei Bildbände über den Wandel der Berliner Architektur. **S. A 9**

Bücher II Ein Vers – zu sagen, wie es war: Die Lyrik der DDR in einer neuen Anthologie. **S. A 10**

Bücher III Aus einem vergangenen Land: Zehn empfehlenswerte Bücher zum Thema 1989. **S. A 11**

Ein Mensch im Bild Die ostdeutsche Schriftstellerin Else Buschheuer über das Leben des unverstandenen Erich von Stroheim. **S. A 12**



Eine Grußkarte vom großen Vorsitzenden Erich Honecker: Es war der letzte Parteitag, den 12. sollte die SED nicht mehr erleben.

Foto: Claudia Frank

Irgendwann ist es passiert

Die Wende traf die ostdeutschen Geschwister Claudia (16) und Ronald (11) zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihres Lebens. Genauso unterschiedlich entwickelten sich nachher ihre Biografien.

Von Andrea Roedig

Was einen sofort anspringt, ist die Energie. Nicht totzukriegen. Vielleicht ist es der für die Region typische Pragmatismus. Die sprichwörtliche „Berliner Schnauze“ besteht ja aus mehr als Reden, sie ist ein bodenständiger Kampfgeist, ein proletarischer Stolz: Sich bloß nicht beirren lassen. Ihr Herren habt uns nüscht zu sagen. Und so klingen auch ihre Sätze: „Wenn ihr meint, ich sei blöd, nur weil ich ein Mädchen bin, habt ihr sowieso schon verloren.“

Claudia Frank redet. Sie redet viel, lange, reflektiert, als wolle das jetzt alles noch mal raus. Sie redet, wie viele reden würden, wenn man sie ließe, etliche Millionen Stimmen mit ihren zerrissenen, oft wenig beachteten Biografien. „Die 20 Jahre nach 89 werden nicht gesamtgesellschaftlich diskutiert“, sagt Claudia. Es gibt da eine Einheitsversion über die Einheit, und die Leute meinen, wenn sie den Film *Das Leben der Anderen* anschauen, hätten sie etwas begriffen. Nichts haben sie begriffen,

und wenn es etwas gibt, das Claudia geformt hat in ihrem Leben, dann diese Überzeugung: Man hat sie nicht gefragt, und niemand nach der Wende hat sich für ihre Erfahrungen interessiert.

Im Jahr 1989 war Claudia 16. Sie besuchte die 10. Klasse der Polytechnischen Oberschule Heinz Gronau in Berlin Hohenschönhausen, und Claudias Weg war klar: Maschinenbau studieren, das hatte sie angegeben, als sie 1988 für das Abitur „delegiert“ wurde. Sie war kein Kaderkind, ihre Eltern nicht in der Partei, allerdings waren Claudia und ihr viereinhalb Jahre jüngerer Bruder Mitglieder bei den Pionieren, der Jugendorganisation der DDR. Erst Jungpionier, dann Thälmannpionier, dann FDJ (Freie Deutsche Jugend), so war die Stufenleiter.

Ansonsten waren die Franks die typische Familie dazwischen. Man sah Westfernsehen, wie alle, der Vater, Ingenieur bei den Berliner Metallhütten- und Halbleitungsunternehmen, schimpfte zu Hause aufs System, beschwerte sich über Materialengpässe und Knebelverträge mit der Sowjetunion. Claudias Mutter, als Sekretärin an der Bauakademie weniger mit den Problemen der Produktion konfrontiert, beschwichtigte und war besser auf den Staat zu sprechen. „Wir machten schon die klare Unterscheidung zwischen ‚denen‘,

den Parteimitgliedern, und ‚uns‘“, sagt Claudia, „wir wussten, dass öffentlich nicht alles gesagt und gefragt werden durfte.“ Gleichzeitig gab es auch die Einbindung ins System und eine klare Erziehung. Das „Auferstanden aus Ruinen“ war Claudias feste Überzeugung. Sie übernahm kleine Funktionen im institutionalisierten DDR-Kindertag, war „Freundschaftsratsvorsitzende“ bei den Pionieren, und 1986, die große Ehre, nahm sie 13-jährig an der Pionierdelegation zum 11. Parteitag der SED teil, ein großes Ding. Sie hat die Zeitung von damals aufgehoben, die Dankeschreiben und eine Grußkarte des Parteivorsitzenden Erich Honecker. Es war der letzte Parteitag, den 12. sollte die SED nicht mehr erleben. Als sie von dem Großereignis zurückkehrte, so erinnert sie sich, hat ihre Klassenlehrerin sie ängstlich begrüßt, als sei Claudia auf dem besten Weg zu „denen“, den Kadern. „Die war auf Linie“, wird ihr Bruder im Rückblick sagen.

Es dauerte, bis das, was „Wende“ wirklich bedeutete, bei den Leuten ankam. Rasant allerdings war der Prozess: Nicht ein Jahr später waren die Deutsche Währungsunion (Juli 1990) und die Deutsche Einheit (Oktober 1990) vollzogen, und 40 Jahre DDR fast vollständig zu nichts „abgewickelt“. Kaum eine DDR-Erbschaft wurde bei

dem per Einheitsvertrag festgelegten „Beitritt“ übernommen – überhaupt, sagt Claudia, sei Beitritt ein diskriminierendes Wort.

Der Sommer 1989 war bestimmt von Unsicherheit, Zehntausende verließen über Ungarn und die Botschaften in Prag und Warschau die DDR. „Wir fragten uns wirklich, was passiert, wenn jetzt alle gehen? Wer bleibt überhaupt noch hier?“ Claudia wäre nicht gegangen. Sie beendete die 10. Klasse in ihrer Oberschule und wechselte dann 1990 für die zweijährige Abiturstufe nach Halle an ein „Institut für die Vorbereitung auf das Auslandsstudium“ (IVA). Ohne Wende wäre sie niemals auf diese Art Schule gekommen, eine Kaderschmiede der Diplomaten- und Technikerbildung für Kinder aus Parteibuchfamilien. Doch dies waren die kurzen Jahre eines Intermediums, nicht mehr Osten, noch nicht ganz Westen, eine Zeit, heiße Eisen zu schmieden, nicht nur in der großen Politik. Noch lief alles im alten Muster. Der ideologische Rahmen an der Schule war gelockert, Fächer wie Geschichte und Gesellschaftskunde dümpelten unsicher dahin, doch die übrige fachliche Ausbildung blieb bei dem hohen Niveau der alten Eliteanstalt. Claudia mochte diese Schule. Fort von zu Hause und in einem der IVA angegliederten Internat untergebracht, fühlte sie sich frei. Sie zog

sogar vom Mädchen- in den Jungentrakt, weil sie das spannender fand, und niemanden störte es.

Mitte 1991 aber wurde plötzlich alles anders. Der Direktor begrüßte die Schüler nach den Sommerferien mit den Worten „Willkommen am Gymnasium in Ryleck“. Über die Ferien hinweg war der gesamte Schultyp, auf dem Claudia sich befand, abgewickelt worden, samt Bezeichnung IVA. Rund zwei Drittel der Lehrer waren ausgetauscht und meist durch Lehrkräfte aus dem Westen ersetzt. Claudia erinnert sich, wie ihr Tschechisch-Lehrer weinend auf den Stufen der Schulhaustreppe saß, den Ausweisungsbescheid in der Hand, zurückgeschickt in sein Herkunftsland.

Das war der Punkt der Politisierung. „Wir waren Opposition“, sagt Claudia, „wir waren nicht nett zu den Westlehrern, die wir für wenig qualifiziert hielten.“ Die Schüler demonstrieren, wirkungslos natürlich, gegen die Abwicklung ihrer Schule, und in Claudia empörte sich der Gerechtigkeitswille, es verfestigte sich ihr vehementer Zorn: „Wir sind nicht gefragt worden.“

Zur Wut auf den übergriffigen Westen und eine Vereinigung, von der Claudia sagte „das ist nicht meine Veranstaltung“, kam die nachträgliche Enttäuschung über das DDR-System. Zum ersten Mal

▷ Fortsetzung auf Seite A 2



▷ Fortsetzung von Seite A 1
hörte Claudia vom Stalinismus, zum ersten Mal begriff sie, was sie alles nicht gelernt hatte, zum ersten Mal sah sie die Bilder von Stalin unretuschiert, nämlich mit Trotzki daneben. „Zu begreifen, wie sehr man manipuliert wurde, war schockierend – ich hatte diesen Leuten vertraut, ich hatte an all das geglaubt, den sozialistischen Staat, den Antifaschismus.“

Inzwischen war den Schülern der ehemaligen IVA klar, dass sie nicht mehr im Ausland studieren würden, dass die geplanten Karrieren nicht einzuhalten waren. Claudia fand, sie brauche Wissen, um sich neu orientieren zu können; und weil im Osten die Sozialwissenschaften erst im Aufbau waren, schrieb sie sich an der Berliner Freien Universität für Politikwissenschaft ein. So betrat sie den Westen, der „emotional Feindesland“ für sie war, als komplett fremdes Terrain: „Von den 800 Erstsemestern des Faches kamen nur sieben aus Ostdeutschland.“ Diese sieben interessierten sie nicht. Sie interessierte sich für Widerstand in der BRD, für die Geschichte der RAF, für die autonome Szene, die Frauenbewegung, die westdeutsche Antifa. Doch das Gefühl, eine Exotin zu sein, verließ sie nicht, denn die West-Opposition gegen den Westen war nicht ihre, und eigentlich wollte immer noch niemand so genau wissen, woher sie kam. Ihr Land war wie abgebrannt.

Claudia probierte vieles im Versuch, Außenseitertum durch gesellschaftliches Engagement zu lindern. Doch erst 1995 fand sie in ASA, einem entwicklungspolitischen Austauschprogramm, den Rahmen, in dem sie sich richtig fühlte. Mit einem Stipendium ging sie, mittlerweile 21, für ein halbes Jahr nach Kamerun und wurde vorher auf den Auslandseinsatz vorbereitet. Erst durch die ASA-Trainings begriff Claudia, die sich als fast einzige Weiße in Kamerun ähnlich fühlte wie als Ostdeutsche im Westen, was mir ihr geschehen war: „Was ich nach '89 erlebt habe, war wohl ein Kulturschock.“

Claudia arbeitete noch weitere Jahre ehrenamtlich für ASA, „in der DDR hatte ich ja gelernt, Positionen und Verantwortung zu übernehmen und daraus auch Anerkennung zu ziehen.“ Sie schrieb ihre Diplomarbeit zum kollektiven Gedächtnis des deutsch-polnischen Verhältnisses, arbeitete für eine grüne Bundestagsabgeordnete, später für verschiedene Nichtregierungsorganisationen als Referentin für Friedensfragen und als Afrika-Expertin. Heute ist sie Koordinatorin der Arbeitsgruppe Tschad in Berlin.

Zu Hause ist Claudia die Linke. Die Franks sind mehr oder weniger gut über die Wende gekommen, zwar mit beruflichem Abstieg, aber ohne Arbeitslosigkeit. „Mein Vater ist Pragmatiker“, sagt Claudia, Bitterkeit über den Verlust der DDR zeigt eher die Mutter. Es gab Auseinandersetzungen, denn Claudia war punkig, trug Rastalocken und besuchte Antirassismuscamps, während sich in der Familie, so fand sie, eine eigenartige Veränderung der Gespräche bemerkbar machte, als existiere da ein geheimer Konsens, der nicht ihrer ist.



„Was ich erlebt habe, war wohl ein Kulturschock“: Claudias Weg von den DDR-Pionieren zur NGO-Afrika-Expertin und Grün-Wählerin.

Foto: Claudia Frank

Und dann ist da noch der Bruder, Ronald. „Ich bin nicht so scharf darauf, ihn nach Politik zu fragen“, sagt Claudia und: „Ich fand es schwierig, zu denken, dass ich einen Bruder habe, der rechts ist.“ Sie hat Angst, dass es schlimm sein könnte mit seinem Rechts-Sein. „Sehen Sie sich meine Schwester an“, sagt Ronald. Vielleicht schämen sich beide füreinander. Es klingt trotzdem, als möge Ronald seine Schwester, nur kann er sie nicht verstehen.

Nach einem Modell der DDR-Generationen, das die Soziologen Thomas Ahbe und Rainer Gries entwickelt haben (*Geschichte der Generationen in der DDR und in Ostdeutschland*, 2007), wären Claudia und Ronald, Jahrgang 1973 und 1978, die typischen Wende-Kinder, „leistungsorientiert, pragmatisch, zugleich verunsichert über die eigenen Wurzeln und Zukunft“. Doch Claudia ist noch auf der Schwelle zur vorangegangenen „entgrenzten Generation“, die, so Ahbe/Gries, „die Wende zum biografisch besten Zeitpunkt“ erlebte, weil sie bald einen Studien- oder Lehraabschluss nach westlichen Normen absolvieren und ins neue System einsteigen konnte. Es war offensichtlich auch für die Jüngeren essenziell, wann im eigenen Lebenslauf einen '89 erwischte.

Ronald war zur Zeit der Wende 11 Jahre alt, und sein Weg ins Vereinigte Deutschland war anders als der seiner Schwester, passiver vielleicht. Für ihn war es weniger ein Suchen und Kämpfen als ein Finden. Vielleicht wurde er auch gefunden von etwas. Aber er hat, wie Claudia, diese Energie, die sich in Politik umsetzt. Dass seine Schwester plötzlich weg war aus seinem Leben und der Plattenbauwohnung in Hohenschönhausen, im 13. Stock, wo man prima alle Westprogramme empfangen konnte, war höchstens schlimm, weil jetzt die Helferin im Fach Mathematik fehlte. Ansonsten störte es ihn nicht. „Ich hab kein gutes und kein schlechtes Verhältnis zu ihr“, so schätzt Ronald es ein.

Die Wende brachte den ersten Walkman, alle kauften einen vom Begrüßungsgeld, seiner war rot, das weiß Ronald noch. Stufenlos sei er vom Ost- ins Westsystem

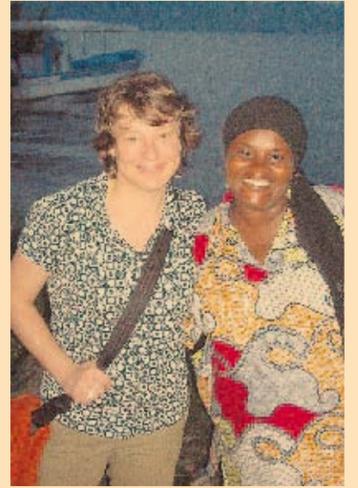
gleichzeitig in die Pubertät gewechselt. Auch an seiner Schule gab es Lehrerwechsel und eine Lehrplanänderung, doch die Umstrukturierung verlief weniger drastisch als bei Claudia, seine Oberschule war keine ehemalige Kadenschule. Die alten Lehrer wurden durch junge, meist DDR-Lehrer, ersetzt und verschiedene Schulen zusammengelegt. Auch seine Eltern, sagt Ronald, hätten nach der Wende „gut die Kurve gekriegt“, er habe jedenfalls keine Spannungen bemerkt. Der Pubertierende interessierte sich für das Übliche: Disco, Mopeds, mit Freunden herumhängen.

Erst nach 1990 hat er von Auschwitz gehört. An die antifaschistische Erziehung in der DDR kann er sich kaum erinnern, dafür war er zu jung, und von Auschwitz war nicht die Rede, aber „heute wird man ja damit zugebombt“. Um 1993 herum hat er zum ersten Mal die Fahne der Freien Arbeiterpartei (FAP) gesehen, einer rechtsextremen Organisation, die später verboten wurde. Die Fahne gefiel ihm und die passenden Armbinden dazu auch. Ästhetisch war das, und er mag, sagt er, „die verbotenen Früchte schon gern“, die Bösen im Film findet er immer besser als die Guten. Irgendwann 1994, da war er 16, hat ihn jemand zu Kameradschaftsabenden mitgenommen. 70 bis 80 Mann versammelten sich da in einem Saal und sagten SA-Lieder,

„Die Wende brachte den ersten Walkman, alle kauften einen vom Begrüßungsgeld, seiner war rot, das weiß Ronald noch. Stufenlos sei er vom Ost- ins Westsystem gewechselt.“

„der Chef der FAP war ja ein tierischer SA-Fan“. Diese Lieder hat Ronald zum ersten Mal gehört, er behielt lose Kontakte, mehr nicht, er ist nie Mitglied gewesen, er ist kein Vereinsmensch. „Ich bin politisch festgelegt, aber ich lasse mich nicht festlegen.“

Einen Knacks hat es Ronald gegeben, als die Familie 1995 in ein eigenes Haus nach Falkensee bei Berlin zog. Die Schüler im Gymnasium dort waren „linke Konsorten, Rastalocken und so“, und weil Ronald ein altes Kriegerdenkmal saubergemacht hatte, war er gleich als Rechter verschrien. Er fand keine Freunde unter denen, die für ihn „Dorftrottel“ waren. „Die fanden Berlin scheiße, ich fand ihr Drecksnest scheiße.“ Am Wochenende fuhr er zu den alten Freunden in die Stadt. Er hat sich, wie er sagt,



in der Zeit auch gehen lassen, und am 14. Oktober 1997, das Datum weiß er noch, hat er die Schule und das Abitur abgebrochen.

Sie gehören hier nicht hin

Ronalds politische Meinung hat sich langsam entwickelt, verfestigt. Anfangs war es ein Interesse, er hat viel gelesen, und mit spätestens 21 hatte er die Überzeugungen, die er jetzt öffentlich sagen will: Deutschland hätte nach der Wende die Chance gehabt, eine nationale Demokratie zu werden, doch das ist eindeutig verpasst. Jetzt herrscht nur noch Beliebigkeit, Multikulti und Mischmasch. Man braucht aber etwas eigenes, und das Eigene ist die Nation, das Volk. Ronald macht einen klaren Unterschied zwischen Pass-Deutschen und ethnischen Deutschen. Es gibt ihm zu viele Muslime in Berlin, er hat nichts gegen andere Völker, aber sie gehören hier nicht hin. Was heute in den Schulen läuft, ist nicht normal, selbst Deutsche können nicht mehr richtig Deutsch. Das Holocaustmahnmal in Berlin hat er nicht besucht, aber er hofft, dass sich da beim Herumhüpfen mal jemand den Hals bricht und man das Ding aus Sicherheitsgründen schließen muss. „Sehen Sie die Hose, die ich an habe?“, fragt er. „Das ist eine Zimmermannshose, und die trage ich, weil es die nur bei uns gibt. Man sagt immer die Nazis hätten gleichgeschaltet, aber es ist die westliche Konsumkultur, die die Menschen gleichschaltet.“ Ronald macht sich Sorgen um die Globalisierung und um seine Schwester, mit welchen Menschen die umgeht. Sie hat ein komisches Verhältnis zu ausländischen Männern, „ich verstehe gar nicht, wie man so liberal sein kann, wenn man gleichzeitig emanzipiert sein will.“

Nachdem er 1997 die Schule abgebrochen hatte, jobbte Ronald bei einer Tankstelle, ging zur Bundeswehr, die ihn schwer enttäuschte, „ein Luschenhaufen“, machte danach eine Ausbildung zum Drucker, arbeitete aber nie in seinem gelernten Beruf. Seit vier Jahren ist er als Spüler in einer Großküche angestellt, „Steward nennt man das heute.“ Die Arbeit ist hart, aber das Geld stimmt. Irgendwann müsse er was anderes machen, auf Dauer gehe das nicht. Aber so leistungsorientiert wie seine Schwester sei er nicht, „mir fehlt ein Ehrgeiz zu bestimmten Zielen.“ Ronald wählt NPD, Claudia die Grünen. „Ich

habe nicht mitbekommen, wie mein Bruder rechts bekommen ist“, sagt Claudia. Irgendwann ist es passiert, irgendwann, als sie weggegangen ist und er da blieb. Opponenten sind beide Geschwister, politisiert durch die Erfahrung von Entwertung. Dennoch würden sie keiner Partei beitreten. Sie wirken wie diametral auseinanderstrebende Pfeile einer gemeinsamen Achse, unterschieden in der Art und Richtung des Protests. Warum ging ihre Entwicklung in so entgegengesetzte Richtungen? Biografien sind komplexere Gebilde, Geschlecht spielt eine Rolle für die Art der Lebensentwürfe, ebenso die Psyche und die Familiengeschichte. Die soziologische Biografieforschung, die in mehreren Generationen denkt, kann zeigen, dass Kinder Konflikte wiederaufnehmen, die zwischen Eltern und Großeltern schwelten (Gabriele Rosenthal, *Biografieforschung im Diskurs*, 2005).

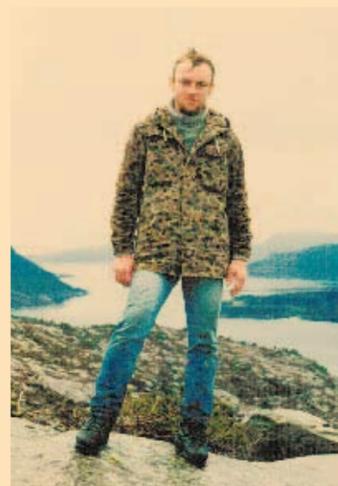
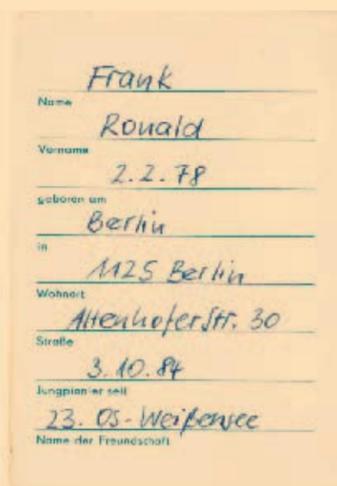
Claudias und Ronalds Biografien erklären sich auch aus einer Auseinandersetzung mit der Geschichte Deutschlands. Nur, so scheint es, beziehen sie sich dabei auf verschiedene historische Epochen. Es gäbe noch viel zu fragen, um herauszufinden, warum die Wende den Geschwistern so unterschiedliches „entdeckte“, warum Claudia sagt, sie habe durch '89 „vom Stalinismus“ erfahren, für sie ein Synonym für die Täuschung durch die DDR, während Ronald sofort angibt: „Ohne Wende hätte ich von Auschwitz nichts erfahren, ich hätte alles das nicht gelesen und gewusst“. Auschwitz – das Wort schillert, wenn er es ausspricht, irgendwo zwischen Abwehr und Faszination.

Was wäre gewesen, wenn? Wenn es keine Wende gegeben hätte? Kaum vorstellbar. „Mit 21 verheiratet und mit 25 geschieden, frühe Mutterschaft“, beschreibt Claudia den üblichen Weg für DDR-Frauen. Maschinenbau-Ingenieurin wäre sie geworden, nach Tschechien gegangen, und sie hätte sich sicher engagiert für eine Erneuerung des Sozialismus. Ohne Wende? Ronald weiß nicht so recht. Ein Systemträger wäre er nicht geworden, aber sicher hätte er sein Abitur gemacht und hätte einen technischen Beruf ergriffen. „Vielleicht wäre ich Umweltaktivist geworden“, sinniert er. Umweltschutz ist das Einzige, worauf er sich mit seiner Schwester politisch einigen könnte.



Bruder Ronald bricht die Schule ab, spült heute Teller, wählt NPD und unterscheidet zwischen Pass-Deutschen und ethnischen Deutschen.

Foto: Frank



Andrea Roedig, geb. in Düsseldorf, ist promovierte Philosophin, sie arbeitete als freie Autorin in Berlin und leitete dort von 2001 bis 2006 die Kulturredaktion der Wochenzeitung Freitag. Seit 2007 lebt und arbeitet sie in Wien.

Foto: P. Steinkellner

IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidhuber (Titel, Mensch im Bild), Stefan Gmünder (Literatur), Tanja Paar (Reise).
Mitarbeiter: Wojciech Czaja, Ute Woltron.
Sekretariat: Esther Hecht.
Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsur, Lukas Adeling.
E-Mail: album@derStandard.at

„Damit das Bild vollständig wird“

Schriftsteller Christoph Hein über DDR-Literatur, Schriftsteller im Westen und die Akzeptanz einer gemeinsamen deutschen Geschichte.

Von Adalbert Reif

STANDARD: Welche Gedanken bewegten Sie, als vor 20 Jahren die DDR verschwand?

Hein: Am 9. November 1989 war mir klar, dass die DDR verschwinden würde. Nur, wie so ein Staat tatsächlich aufhört zu existieren, der lange das Leben von Menschen bestimmt hat, war für mich schwer vorstellbar. Der Zerfall des russischen Imperiums wird die nächsten 50, vielleicht 200 Jahre bestimmen. Nach dem Ende der Sowjetunion setzte die Globalisierung ein. Die Einteilung der Welt in eine Erste, Zweite und Dritte Welt war obsolet geworden. Es gibt nur noch eine Welt. Der Kapitalismus begriff das als Erster und versucht es zu nutzen – mit fatalen Folgen für ihn selbst. Die Globalisierung wird erst zu einem Schlusspunkt kommen, wenn es wirklich kein Gebiet der Erde mehr gibt, in dem man nicht preiswerter produzieren kann als in dem vorhergehenden.

STANDARD: Der DDR-Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer schrieb: „Mit Ende des Sowjetsystems verlieren die westlichen Demokratien immer mehr das Gleichgewicht zwischen bürgerlichen und sozialen Freiheitsrechten. Das rührt inzwischen an die Grundfragen des Rechtsstaates, der nicht zuletzt von der Akzeptanz seiner Bürger lebt.“ Sehen Sie diese Gefahr?

Hein: Die Gefahr sehe und fürchte ich. Gerade jetzt durch die Krise, die erst angefangen hat, weil die Regierung eine Billion Euro drucken ließ. Das Geld muss irgendwann durch Leistung oder Inflation unterfüttert werden. Wie dann eine Bevölkerung reagiert, dafür gibt es verheerende Beispiele.

Nach dem Jahr 1929 folgte vier Jahre später das Jahr 1933. Und das war nicht auf Deutschland beschränkt. Der Nationalismus, der Antisemitismus ist in vielen europäischen Ländern, auch in den USA, virulent und wird lediglich durch den deutschen Exzess gestoppt. Der Kapitalismus noch nicht wieder ganz bei sich. Ihm ging es wunderbar, als er auf der anderen Seite ein sozialistisches Weltreich hatte. Da befand er sich im Wettbewerb. Dann brach dieses Reich weg. Der Kapitalismus konnte nur noch expandieren und wurde maßlos. Maßlosigkeit war immer der Anfang vom Ende. Das kann drohen. Dann wird es

eine Wirtschaftsordnung geben, die vermutlich sehr kapitalistisch sein wird, aber mit mangelnder Demokratie gut zurechtkommt. Wir erleben Vergleichbares in China, wo es eine rigide Parteiführung gibt, die aber den Kapitalismus ungestört wirtschaften lässt. Da sind die bürgerlichen Freiheiten auf brutale Art eingeschränkt. Diese Gefahr besteht auch für Europa.

STANDARD: Kann es sein, dass Deutschland seit der Wiedervereinigung unter einem Legitimationsproblem leidet und sich deshalb jede positive Bezugnahme auf die DDR verbietet?

Hein: In dem Moment, in dem die Wirtschaft runter- und die Arbeitslosenzahlen raufgehen, ist der Verweis auf einen Staat, in dem es keine Arbeitslosigkeit gab und große soziale Sicherheit herrschte, fatal.

Und: Der Wettbewerb zum Kapitalismus hatte zur Folge, dass die DDR viel liberaler war als andere sozialistische Staaten. Sie konnte nicht nach Belieben mit ihren Bürgern umspringen. Als etwa in der Bundesrepublik die Fünf-Tage-Woche eingeführt wurde, war der Druck auf die DDR so stark, dass sie sie irgendwann auch einführen musste, obwohl sie wirtschaftlich dazu nicht in der Lage war.

STANDARD: Sie haben die Einladung der Bundesregierung zu einer Veranstaltung zum 60-Jahr-Jubiläum des Grundgesetzes ausgeschlagen und das mit der Ausgrenzung von DDR-Künstlern in der Ausstellung „60 Jahre – 60 Werke“ im Berliner Gropius-Bau begründet. Steht hinter dieser Ausgrenzung Methode?

Hein: Ich denke schon. Es ist die Haltung von Ideologen einer Gesellschaft selbst. Diese Art von Ausgrenzung entspringt lediglich dem Geist der alten Kalten Krieger. Die Gesellschaft ist davon gelangweilt.

STANDARD: „Jede Fälschung der Geschichte zerstört Freiheit“, schreiben Sie in „Aber der Narr will nicht“. Gilt das für die Manipulation historischer Tatsachen?

Hein: Auf jeden Fall. Aber es besteht kein Grund zu Nervosität. Jeder Staat versucht zu zeigen, dass er der beste ist. Alles vor ihm gilt nicht mehr. Er selbst wird noch 1000 Jahre bestehen. Diese Haltung hatte die DDR auch. Da tritt aber doch dieses Goethe'sche Diktum ein, dass alles, was auf dieser Welt entsteht, auch zugrunde geht. Wir erleben durch die Globalisierung enorme Veränderungen. Jeder, der vor 20 Jahren angedeutet hätte,

dass zum Beispiel die USA nicht mehr die Führungsmacht für alle Zeiten sein werden, hätte als Wahnsinniger gegolten. Heute deutet sich an, dass China oder Indien in kurzer Zeit diese Rolle übernehmen werden. Die Welt dreht sich, wir werden noch weitere Überraschungen erleben.

STANDARD: Wie gehen Sie selbst mit Ihrer DDR-Vergangenheit um? Wirken Erfahrungen bis heute nach?

Hein: Das sind Erfahrungen, die wir als Sozialisierung beschreiben. Die Prägungen, die mit den 50er-, 60er- und 70er-Jahren der DDR zu tun haben, auch mit dem kleinen Ausflug nach Westberlin, wo ich drei Jahre das Gymnasium besuchte, sind bestimmend für mich – ob ich es will oder nicht. Monika Maron hat kürzlich gefordert, wir sollten aufhören, von DDR-Literatur zu sprechen, sondern sie vor dem Hintergrund dessen, dass die DDR Ergebnis der gemeinsamen deutschen Geschichte war, als deutsche Literatur akzeptieren.

STANDARD: Inwieweit haben sich DDR-Schriftsteller als deutsche Schriftsteller verstanden?

Hein: Die Autoren, mit denen ich Umgang hatte, Heiner Müller, Peter Hacks, Christa Wolf, Stefan Heym, Günter de Bruyn, Volker Braun, verstanden sich immer als deutsche Autoren. Einen Autor, der sich nur als DDR-Schriftsteller verstanden hätte, könnte ich nicht nennen. Wie ich mir andererseits nicht vorstellen kann, dass sich ein Günter Grass oder Martin Walser als BRD-Schriftsteller versteht.

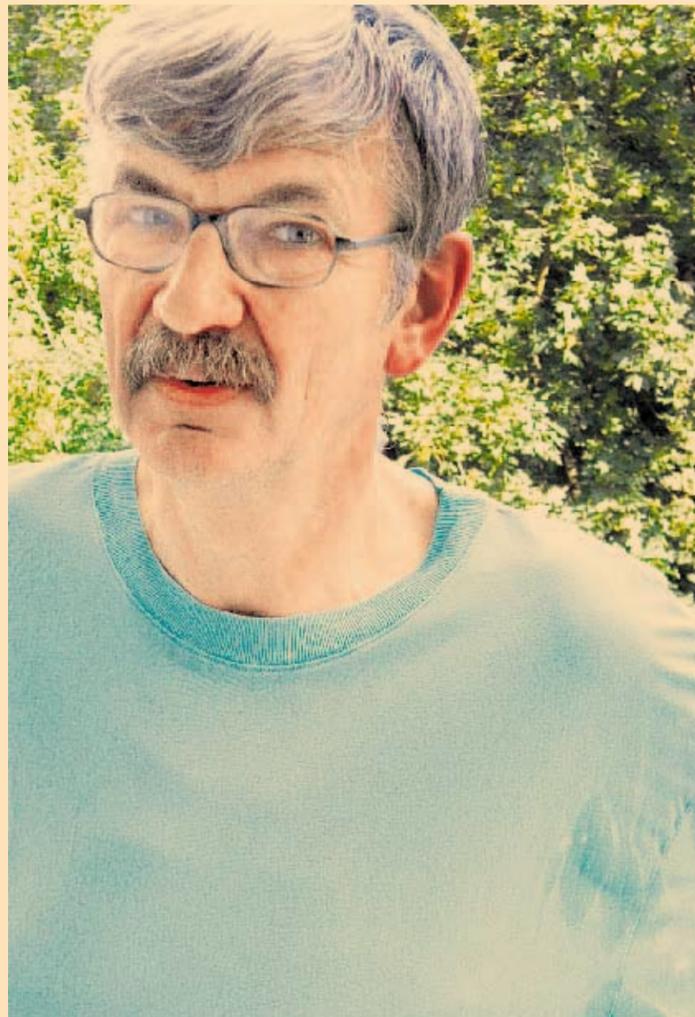
STANDARD: Wie würden Sie die literarische Darstellung der DDR in der Post-Wende-Literatur bewerten? Vermittelt sie ein realistisches Bild?

Hein: In einigen Punkten schon. Es gibt unterschiedliche Bücher und Sichtweisen. Ich kannte früher auch ältere Kollegen, die erschrocken waren und sagten, sie hätten ein anderes Bild. Ihnen sei die DDR viel freundlicher entgegengekommen als mir, dem Pfarrerssohn, der in den Westen abgehauen war. Es kann nur hilfreich sein, wenn wir noch mehr Facetten bekommen, damit das Bild vollständiger wird.

STANDARD: Hans Mayer sagte über Ihren 1989 erschienenen Roman „Der Tangospieler“, aus ihm würden künftige Generationen sehen, wie man in diesem Land gelebt, gelitten und gelogen habe.

Hein: Ich würde keinesfalls ein einzelnes Buch als gültig für eine bestimmte Zeit oder Region benennen. Wir haben nie erlebt, dass ein Buch alles abgedeckt hat.

STANDARD: Welche Bedeutung hatte die in der DDR entstandene Litera-



Hein galt als „Pfarrerssohn, der in den Westen abgehauen war“, weil er bis zum Mauerbau ein Westberliner Gymnasium besuchte.

Foto: Adalbert Reif

tur für die Menschen in der DDR? Traten die Leser diesen Büchern oft mit Misstrauen gegenüber?

Hein: Diese Haltung kenne ich. Es kam vor, dass man der Lizenzliteratur aus dem Westen besondere Aufmerksamkeit schenkte oder bestimmte DDR-Autoren nicht oder untergenas. Es kam auch vor, dass man von DDR-Autoren übermäßig viel erwartete, weil wir keine nennenswerte Presse hatten. Es wurde von ihnen das erwartet, was die Presse nicht lieferte. Man dachte, in den Büchern Wahrheit zu finden, Bücher hatten einen überhöhten Stellenwert. Aber das waren falsche Gewichte, die durch die politische Situation entstanden.

STANDARD: Fast 20 Jahre nach dem Ende der DDR wurde der Roman „Rummelplatz“ des verstorbenen Werner Bräunig, der in der DDR nicht erscheinen durfte, wiederentdeckt. Wird es in Zukunft noch zu manchen Wieder- oder Neuentdeckungen aus DDR-Zeiten kommen?

Hein: Die Frage ist nicht zu beantworten. Da können wir uns in fünfzig Jahren noch einmal darüber unterhalten. Den wahrscheinlich größten Prosaautor des 20. Jahrhunderts las zu seinen Lebzeiten keiner: Franz Kafka. Bei den DDR-Autoren erinnere ich nur an einen

von mir sehr geschätzten Autor, den man in Ost- und Westdeutschland sehr schätzte, der aber mittlerweile in West und Ost in Vergessenheit geraten ist, das ist Johannes Bobrowski. Aber ich bin zuversichtlich, dass eine andere Generation ihn wieder entdecken wird.

STANDARD: Wird es, wenn sich die gegenwärtigen Hysterien gelegt haben, zu einer neutraleren Wahrnehmung von DDR-Literatur kommen?

Hein: Da bin ich sicher. Die Auseinandersetzung mit der DDR bestimmt noch das Leben, wenn auch nicht so stark, wie Medien das glauben. Vielleicht wird dieser ostdeutsche Teil irgendwann weniger als Belastung, mehr als Reichtum empfunden werden. Heute ist das Problem, dass die jungen verschwinden, zurück bleiben die alten. Was sich zeigt, ist eine merkwürdige demografische Entwicklung: Es sind vor allem junge Frauen, die verschwinden. Zurück bleibt eine männliche, frauenlose Jugend, was kein gutes Zeichen für die Zukunft ist. Da entsteht etwas Dumpfes. Das hatten wir schon einmal in Deutschland.

Christoph Hein, geb. 1944 in Schlesien, studierte in Leipzig und Berlin Philosophie. Seit 1979 ist er Schriftsteller, Übersetzer und Essayist.



DA MUSS MAN DURCH

Die Krisenkolumne von Christoph Winder

Ein Müsli vom Marquis de Sade. Österreich als (Un)Wohlfühliland.

Vergangenes Wochenende war ich mit meiner Frau in einem Wellnesszentrum. Wellnesszentren sind in Österreich nicht schwer zu finden, im Gegenteil. Kaum hat man die Wiener Stadtgrenze hinter sich gebracht, beginnt eine flächendeckende Komfortzone vom Neusiedler bis zum Bodensee, die mit einer weltweit einzigartigen Wellnesszentrendichte aufwartet. Österreich ist so etwas wie das Epizentrum der globalen Wellnessbewegung. So will wie in Österreich kann man sich anderswo gar nicht fühlen.

Die Idee der Wellness ist nicht sehr präzise, dafür wird sie umso enthusiastischer propagiert. Im

Prinzip besteht sie darin, den Wellnessgästen eine Dauerbetüdelung mit heilsamen Pflanzen, ausgleichenden Düften, wohligen Klängen und Bademänteln zuteil werden zu lassen. Weil der Wellnessgast in seiner Beschränktheit nicht durchschaut, was alles an Gutem für ihn getan wird, erörtern die Wellnesszentrenbetreiber gerne in Broschüren oder Speisekarten die gesundheitsfördernden Wirkungen ihres Angebots.

Zum Frühstück gab es einen Dinkelstängel, nach einem Rezept von Hildegard von Bingen gebacken (gut für den Gehörgang; stärkt die großen Zehennägel), und ein Müsli mit handgepflück-

ter finnischer Nirosta-Beere (nervenstärkend; bringt die Hoden ins Gleichgewicht).

In der Vital-Bar fanden wir einen Wasserkrug mit grünen und roten Wackersteinen vor (durstlöschend; beruhigend für den Zwölffingerdarm). Nachdem wir uns in der Sauna einen tadtschikischen Yak-Butter-Aufguss gönnt hatten (harmonisierend für das Kniescheiben-Chakra), schlossen wir den Tag mit einer Panflöten-Klangmassage ab, die unser Yin und Yang perfekt ins Lot brachte. Danach fühlten wir uns so wohl wie selten.

Ich frage mich, ob nicht auch für die Zielgruppe der Masochis-

ten, die sich lieber unwohl als wohl fühlen, etwas getan werden sollte – etwa durch die Einrichtung neuer Unwellnesszentren, die für das maximale Unbehagen der Gäste sorgen.

Typisches Angebot: Morgens ein Marquis-de-Sade-Müsli mit ranziger Milch und geraspelten Glasscherben; Letal-Bar mit versifft gefülltem Wasserkrug (Kehricht, Zigarrenstummel). Abends dann eine Tasse Schierlingstee und wechselseitiges Versohlen in der strengen Kammer, um die letzten Reste von Frohsinn auszutreiben. Eine etwas schräge Geschäftsidee. Aber warum sollte man es nicht einmal versuchen?



Bauen in den neuen deutschen Bundesländern: Das Spektrum reicht von der Glasvitrine für Wartburg und Trabant bis zur Revitalisierung von Plattenbauten. Fotos: Werner Huthmacher, Jean-Luc Valentin

Kalte Platte, warmgemacht

Bauen nach dem Mauerfall: Neben ein paar Glanzstücken zeichnet sich die neue ostdeutsche Architektur vor allem durch den Rückbau alter Plattenbauten aus.
Von Wojciech Czaja

Mit der DDR, da starben auch Wartburg und Trabant. Heute sieht man die drolligen Gefährte aus dünnem Blech und baumwollverstärktem Phenoplast auf Deutschlands Straßen nur noch selten. Umso schmucker erscheint daher die Lehrsammlung für historische Fahrzeuge an der Westsächsischen Hochschule Zwickau. Als wäre die Zeit stehengeblieben, sind darin einige der wildesten Kreationen germanischer Automobilindustrie ausgestellt. Das Schönste daran: Wenn es der Unterricht verlangt, rückt man den zwölf Exponaten, statt ihnen lediglich mit Samthandschuhen und gebührendem Respekt zu begegnen, mit Schraubenschlüssel und Wagenheber zu Leibe.

Die Lehrsammlung Zwickau, ein Projekt des Leipziger Architekturbüros Schulz & Schulz, wurde vor knapp einem Jahr fertiggestellt. Seitdem wurde der 1,1 Millionen Euro teure Bau mit dem Preis des Architekturforums Zwickau 2009 und dem *best architects 10 award* ausgezeichnet. Kein Wunder. Eingepfercht zwischen gesichtslosen Institutsgebäuden und DDR-Plattenbauten der übelsten Sorte, ist die zweispurige Schatzkammer nicht nur ein überaus angenehmer Zeitgenosse heutiger Tage, sondern auch ein wertschätzendes Loblied auf die Fünfziger und Sechziger. Man werfe nur einen Blick auf den stählernen Schriftzug *Forum Mobile*. Eleganter können Buchstaben nicht hängen.

„Der Freistaat Sachsen ist in Sa-

chen Baukultur engagiert und setzt die qualitative Latte mittlerweile recht hoch an“, erklärt Architekt Ansgar Schulz. „ich traue mich sogar zu behaupten, dass die öffentlichen Projekte in Sachsen derzeit zu den besten Deutschlands zählen.“ Zu verdanken sei dies nicht nur den Architekten, sondern auch den exakten Ausschreibungsunterlagen und den sorgfältig zusammengesetzten Jurys. „Qualität ist nicht nur eine Frage des Bauens, sondern auch des wirtschaftlichen und politischen Willens.“

Das klingt nach einem geradezu vorzüglichem Zeugnis, gespickt mit lauter Einsen. Doch sind die vergleichsweise jungen Blüten zeitgenössischen Bauens auf dem Gebiet der ehemaligen DDR tatsächlich so prächtig wie von Insidern dargestellt? „Leuchttürme moderner Architektur und Initiativen, die zu diversen Höchstleistungen anspornen, gibt es in den neuen deutschen Bundesländern zur Genüge“, erklärt Andreas Denk, Chefredakteur der Zeitschrift *der architekt*, die monatlich erscheint und vom Bund Deutscher Architekten (BDA) herausgegeben wird, und zählt auf: UFA-Kinopalast Dresden (Coop Himmelbl(j)au, 1998), Universitätsbibliothek der BTU Cottbus (Herzog & de Meuron, 2005) oder die erst kürzlich fertiggestellte Überdachung für das Dresdner Residenzschloss (Architekt Peter Kulka, 2009).

Was tun mit dem Plattenbau?

„Doch viel wichtiger als die singulären Spitzenbauten erscheint mir der Grundtenor, der in der neuen ostdeutschen Architekturszene herrscht“, sagt Denk, „und der ist angesichts der widrigen Umstände mehr als positiv.“ Die Widrigkeit, von der hier die Rede ist, bezieht

sich vor allem auf die demografische Entwicklung jenseits des ehemaligen Eisernen Vorhangs. Denn seit der Wiedervereinigung haben mehr als 1,7 Millionen Einwohner den Bundesländern im Osten den Rücken gekehrt. Das entspricht einem Rückgang um ein knappes Zehntel. Das zentral gelegene Bundesland Sachsen-Anhalt ist um gar 15 Prozent geschrumpft.

In der Regel zeichnet sich der Job des Architekten darin aus, etwas Neues zu schaffen. In einigen, vom Bevölkerungsschwund besonders stark betroffenen Gebieten ist es jedoch umgekehrt. Prominentestes Beispiel ist die 16.000 Einwohner zählende Stadt Leinefelde-Worbis in Thüringen. Da viele Plattenbauten leerstanden und zu hässlichen Hausleichen in der Stadt mutierten, musste die hohe Schule der Architektur mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln darauf reagieren: mit Abrissbirne, Bagger und Kalkül.

Leinefelde, amputierte Stadt

Ein solcher Pionier, der sich der Amputation alter Bausubstanz angenommen hat, ist Architekt Stefan Forster aus Frankfurt am Main. „Es ist kein Zufall, dass wir als westdeutsches und somit emotional distanzierteres Büro mit dem Rückbau von Plattenbauten begonnen haben“, erklärt Forster. Die Ostdeutschen hätten damals noch viel zu viele Berührungspunkte gehabt. „Als wir unser Vorhaben das erste Mal präsentiert haben, meinten die Stadtpolitiker und Bewohner, das sei unwirtschaftlich und technisch nicht möglich.“ Die Zeit und weit über 20 Preise und Auszeichnungen – darunter auch der *World Habitat Award 2007* – belehrten die Einwohner von Leinefelde eines Besseren.

Vorsichtig wurden die ungenutzten Plattenbauten bis auf den Rohbau entkernt und um einige Räume und ganze Stockwerke reduziert. „In manchen Projekten haben wir mehr rückgebaut, in anderen weniger“, sagt Forster, „durch die modulare Bauweise der Platten ist das alles nicht so kompliziert. Man schweißt den Bewehrungsstahl los und löst die Platte aus dem Verband.“

Durch die Metamorphose konnten in den letzten zehn Jahren viele unterschiedliche Bautypologien entwickelt werden. Das bauliche Spektrum reicht von der bunten Häuserzeile über loggienbestückte Reihenhäuser bis hin zu frei stehenden Stadtvillen.

„Entgegen der landläufigen Meinung, dass mühsame Sanierung aufwändiger sei als Abbruch und Neubau, ist es uns gelungen, die alten Plattenbauten um rund 900 Euro pro Quadratmeter zu revitalisieren“, sagt Forster, „Wohnraumbeschaffung um diesen Preis ist nicht nur wirtschaftlich, sondern auch sinnvoll, was den Ressourcenverbrauch betrifft.“

Einziges Problem am preisgekrönten Rückbauprogramm: Da die massiven Stahlbetonplatten kaum Eingriffe zulassen, müssen die Bewohner mit all den damit verbundenen Problemen leben. Größtes Manko ist der Schallschutz. Bei einer monatlichen Miete von vier Euro pro Quadratmeter sei ein derartiges Zugeständnis allerdings verkraftbar, meint der Architekt.

Heute ist Leinefelde, das vor 20 Jahren noch im Schatten der nahegelegenen Mauer vor sich hindöstete, zu neuem Leben erwacht. Statt graubrauner Plattenbauwüste wie zu Honeckers Zeiten gibt's gesundes geschrumpften Wohnbau im knallig bunten Farbenkleid. Das Konzept trägt Früchte: Erstmals seit

1989 ist der Bevölkerungsschwund in der Gemeinde Leinefelde-Worbis gestoppt. Nach Auskunft des Architekten gibt es sogar erste Anzeichen dafür, dass sich im Laufe des nächsten Jahres gleich eine Handvoll neuer Betriebe ansiedeln wird. „Das Größte scheint überstanden“, so Forster.

Bauen mit dem Erbe der DDR

„Hübsche Projekte wie die Lehrsammlung für historische Fahrzeuge in Zwickau sind wichtige Leuchttürme einer Architekturszene“, fasst Andreas Denk zusammen, „doch wie sich herausstellt, besteht die eigentliche und spezifische Bauaufgabe der Post-DDR im behutsamen Rückbau und in der intelligenten Revitalisierung alter und ungenutzter Bausubstanz.“ Es zeuge von gegenseitigem Respekt, das bauliche Erbe der DDR zu erhalten und mit heutigen Mitteln bestmöglich zu transformieren, so Denk. „Der Stadtbau in Leinefelde ist ein gutes Beispiel dafür.“

Selbst wenn die dunkle Ära der Deutschen Demokratischen Republik zu Ende ist, dürfe man nicht außer Acht lassen, dass diese 40 Jahre trotz all ihrer Schattenseiten für eine ganze Generation identitätsstiftend waren. Dass man den Palast der Republik auf der Berliner Museumsinsel abgerissen hat, ist dem ausgebildeten Architekturhistoriker ein Rätsel.

„20 Jahre später tauchen aus dem Nichts eingebilddete Menschen auf, zerstören einen Teil der Geschichte, aus der man wertvolle Lehren für die Zukunft ziehen könnte, und wenden sich wieder alten, preußischen Idealen zu. Ist die Rekonstruktion des Stadtschlusses wertvoller als der Palast der Republik?“ Ein derartiger Umgang mit der Vergangenheit entzieht 15 Millionen Deutschen ihren Boden.



„Die Bevölkerung in den neuen Bundesländern schwindet. In einigen Gebieten schaffen die Architekten daher nichts Neues, sondern bauen mit Abrissbirne, Bagger und Kalkül.“



MALTA

Flug ab **Wien**
Hin und zurück p.P. ab **€149**

inkl. Steuern und Gebühren, begrenztes Sitzplatzangebot

Tel: 0900 12 12 33 (0,39 €/min)

airmalta

www.airmalta.com

Alles original Stasi-Pflanzen

Wer diesen Herbst Berlin besucht, hat den Wind der Geschichte um die Nase: ein Lüftchen Mauerfall-Jubel und eine steife Brise DDR-Vergangenheit.

Von Bettina Stimeder

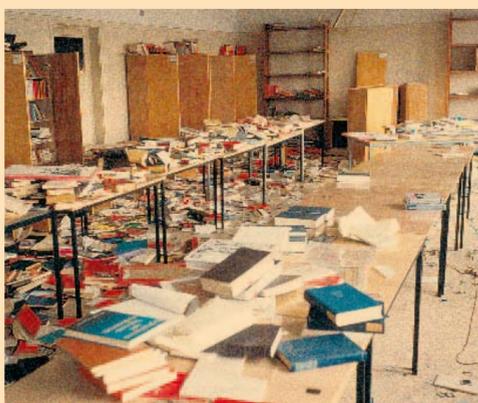
„Wenn angemeldete Besucher kommen, bitte ich sie immer, die Leute draußen auf der Straße nach dem Weg zu fragen. Die werden dann garantiert in die falsche Richtung geschickt oder kriegen gar keine Antwort.“ Uwe Hillmer, Vorstandsmitglied im Trägerverein der Forschungs- und Gedenkstätte, Normannenstraße, Ruschstraße 103, Haus 1, vulgo Stasi-Museum im Berliner Stadtteil Lichtenberg, amüsiert sich dann still und leise und ein wenig bitter. Denn er sitzt mit seinem Museum, dem ehemaligen Ministerium für Staatssicherheit der DDR in der Normannenstraße, mitten im Wohnbezirk des

Personals der berichtigten Institution. Um die 20.000 „offizielle Mitarbeiter“ trugen hier Akten über die Bürger der DDR zusammen, werteten Ton- und Filmdokumente aus, sortierten alles, was die „inoffiziellen Mitarbeiter“ vulgo Spitzel heranschafften, bastelten an Überwachungsbehörden und hielten sich für die Elite des Arbeiter- und Bauernstaats. Und viele wohnen immer noch hier, in den Wohnblöcken rund um die Normannenstraße. Wenn sie an der bieder wirkenden Architektur der 1950er-Jahre (eher Plattenbau als staatstragende Monumentalgebäude) vorbeigehen, würdigen sie die langgestreckten Bürohausblöcke kaum eines Blickes. Als würden sie sich einfach nicht mehr damit beschäftigen wollen, was hier vor 1989 passiert war, als hätten sie vergessen, dass in den Tagen nach dem Mauerfall die Motoren der Reißwölfe durchbrannten, weil in der Eile ganze Aktenkonvolute reingestopft worden waren. Man mag sich wohl auch nicht mehr an die

Zeit erinnern, als man noch dachte und einander versicherte, dass man das Richtige getan hatte und dass jeder Staat Mitarbeiter, wie man selbst einer sei, notwendig braucht. Und man mag sich schon gar nicht erinnern, dass man in den Monaten und Jahren nach 1989 feststellen musste, dass man das Unrichtige getan hatte und dass diese Arbeit in dem neuen Deutschland nicht so hoch angesehen war. Und Uwe Hillmers Arbeit ist folglich die unangenehmste, die sich die Anrainer vorstellen können. Sein Job ist Aufklärung. Wie die Staatssicherheit funktioniert hat, wie viele Akten, Geruchspollen etc. katalogisiert wurden, welche Spionagetchnologien entwickelt wurde, wer was wusste und – noch wichtiger – wer was nicht wissen durfte. Das zu vermitteln ist seine Mission. Er macht das mit einer Gründlichkeit, die jene Touristen, die sich in Berlin einen zeitgeschichtlichen Vergnügungspark erwarten, ernüchtert zurücklässt. Das Entree des Hauses hat den



Links: Ministerium für Staatssicherheit, heute Stasi-Museum; r. o.: Erich Mielkes Büro; unten: Zornige Bürger besuchten das Stasi-Gebäude nach dem Mauerfall und entluden ihre Wut auf das System an den Akten.



der Trägerverein des Museums in seiner finanziellen Existenz bedroht war. Man konnte sich dann doch mit dem Hausherrn, dem Land Berlin, gütlich einigen. Bei allem gebotenen Historikerernt kommt bei Kaffee und Kuchen im sogenannten „Casino“ doch noch ein wenig „Good-bye Lenin“-Stimmung auf im unveränderten Ambiente der Gediegenheit der 1950er-Jahre mit niedrigen Fauteuils und Tischchen, in dem Mielke, Wolf und Kader-Konsorten einen erfolgreichen Arbeitstag mit Hochprozentigem von der Krim, aus Russland, vielleicht auch aus Schottland oder der Champagne ausklingen haben lassen. An anderen Orten muss sich Berlin mehr anstrengen, das andere Deutschland zu evokieren, das Touristen sehen wollen. Nach 1989 wurde umgebaut und abgerissen, die Bausünden der DDR eliminiert. Was da tatsächlich eine Sünde war und ob nicht das eine oder andere, das nach der Wende gebaut wurde, die viel größere Sünde ist, diskutieren die Berliner gern und viel.

Fest der Freiheit
Aber Berlin ist erfinderisch und versucht, das Beste draus zu machen – zumindest für den Tag des 20. Jubiläums des Mauerfalls. Die Mauer, die es nicht mehr gibt, wird für diesen Tag nachgebaut und zu Fall gebracht. Für das „Fest der Freiheit“ am 9. November werden 1000 mauerhohe Domino-Steine, die von internationalen Künstlern, Schülern und Studenten bemalt wurden, vom Potsdamer Platz bis zum Reichstag aufgestellt. Bürgermeister Wowereit wird den ersten Stein kippen. Und dann ist die Freiheit nicht mehr aufzuhalten.

Auch die Luxusategorie der Berliner Hotellerie gedenkt – auf komfortablem Niveau. Das Berliner Ritz Carlton etwa, an der geschichtsträchtigen Adresse Potsdamer Platz, bietet Nostalgikern bis Ende des Jahres ein „Remember the Wall“-Package an: Gorbatschow-Cocktail, ein originales Stück der Berliner Mauer, Ticket fürs Maueremuseum, kleine ostalgische Überraschungen eingebettet in ein kulinarisches Angebot, das gar nichts mit Volksküche, aber alles mit französischer Esskultur zu tun hat. Den spektakulären Ausblick von den Hotelzimmern auf die neue Architektur der einstmals größten Baustelle Europas gibt es sowieso ganzjährig.

Lässt man das Auge über die Skyline schweifen, bleibt man immer wieder an schwebenden roten Ballons in Pfeilform hängen. Sie weisen Touristen den Weg an Orte, die eine besondere geschichtliche Rolle spielen. Etwa an die Gedenkstätte Berliner Mauer an der Bernauer Straße, wo gelungene und misslungene Fluchtversuche dokumentiert sind. Die roten Pfeile lenken ab von der kosmopolitischen Silhouette. Sie sehen aus wie Rufzeichen. Und sie rufen: Aufgepasst! Berlin ist eine moderne Weltstadt, aber auch ein Brennpunkt der Weltgeschichte! Wie recht sie haben.

www.stasi-museum.de
www.mauerfall09.de
www.maueremuseum.de

Charme einer polnischen Provinzbank. Uwe Hillmer führt die Besucher über die Stufen des sonnigen, über alle Stockwerke verglasten Treppenhauses an den Pflanzenströgen vorbei („Alles original Stasi-Pflanzen“) ins Zentrum der Macht, in das Büro von Erich Mielke, dem letzten Spätestens dort würde man Machtentfaltung erwarten, weitläufige Gänge, respektgebietende Sitzungssäle, einen Schreibtisch, der die Position des Subjekts dahinter deutlich macht. Weit gefehlt. Popelige Gardinen, mit Polyester bezogene Sitzmöbel, die dekadentypisch furnierten Kästen, hinter denen sich allerdings die Panzerschränke befinden, in denen die wesentlichen Erkenntnisse aus den Millionen Akten gesammelt waren, die aneinander geschichtet eine Strecke von ca. 150 Kilometern ergeben hätten. Der Brandstifter war ein Biedermann. Einziger „Prunk“ sind die West-Fernsehergeräte. „Man wollte ja schließlich die West-Nachrichten ohne Flimmern und Rauschen konsumieren“, meint Uwe Hillmer mit mildem Sarkasmus. Der schnell in Bitterkeit umschlägt, wenn er etwa erzählt, wie vor nicht allzu langer Zeit die Abflussrohre im zweiten Stock in Profi-Manier blockiert wurden, wodurch so schwere Wasserschäden in Plafonds und Fußböden entstanden, dass



Das Ritz Carlton in Berlin steht quasi auf der Mauer. Das nimmt das Haus am Potsdamer Platz zum Anlass, zeitgeschichtlich Interessierten und/oder Ostalgikern ein „Remember the Wall“-Special anzubieten. Die Berliner Nacht fängt mit einem Gorbatschow-Cocktail an, ein Stück graffitodekorierter Mauer zum Mitnehmen steht schon auf dem Couchtisch des Superior-Rooms. Das Ticket fürs Maueremuseum liegt daneben. Ein „Mauerspaziergang“ kann direkt am Hotel beginnen. Fassade und Architektur des Ritz Carlton sind nahezu schlicht, als hätte der Geist der Mauer dem Architekten die Hand geführt. Innen dagegen spielt der internationale Fünf-Sterne-Luxus mit Spa und Brasserie (eine antiquarische wurde in Frankreich abgebaut und puzzleartig im Ritz Carlton wieder zusammengesetzt) alle Stüeklein. Das Mauerpackage kostet pro Person für eine Nacht 245 Euro. www.ritz-carlton.com

Von 1. bis 4. Oktober wird in der Stadt eine Geschichte erzählt. Die bis 15 Meter großen Puppen spielen ein Drama vom Sich-Verlieren, Getrenntsein und Sich-Wiederfinden an den prädestinierten Berliner Orten: Unter den Linden, Potsdamer Platz und Brandenburger Tor. Die Riesenmarionetten kommen von der französischen Kompanie Royale de Luxe. Die zwei Hauptfiguren, die Kleine Riesin und der Große Riese, inszenieren die Novembertage von 1989, welcher Teil des ehemals geteilten Deutschlands als größer und welcher als kleiner Teil dargestellt wird, wird nicht ausdrücklich gesagt. Das Straßentheater findet im Rahmen der spielzeit/europa (die Theater- und Tanzsaison der Berliner Festspiele) statt. Außerdem gibt es zwischen Oktober und Dezember Sylvie Guillem, das Tanztheater Wuppertal Pina Bausch und Robert Lepage zu sehen. www.riesen-in-berlin.de

Das Ritz Carlton in Berlin steht quasi auf der Mauer. Das nimmt das Haus am Potsdamer Platz zum Anlass, zeitgeschichtlich Interessierten und/oder Ostalgikern ein „Remember the Wall“-Special anzubieten. Die Berliner Nacht fängt mit einem Gorbatschow-Cocktail an, ein Stück graffitodekorierter Mauer zum Mitnehmen steht schon auf dem Couchtisch des Superior-Rooms. Das Ticket fürs Maueremuseum liegt daneben. Ein „Mauerspaziergang“ kann direkt am Hotel beginnen. Fassade und Architektur des Ritz Carlton sind nahezu schlicht, als hätte der Geist der Mauer dem Architekten die Hand geführt. Innen dagegen spielt der internationale Fünf-Sterne-Luxus mit Spa und Brasserie (eine antiquarische wurde in Frankreich abgebaut und puzzleartig im Ritz Carlton wieder zusammengesetzt) alle Stüeklein. Das Mauerpackage kostet pro Person für eine Nacht 245 Euro. www.ritz-carlton.com

FreizeitFenster

Die Bergspechte
Österreich Spezialisten für weltweite Berg-, Trekking- & Mountainbike-Reisen.

Reisen zum Jahreswechsel: Kilimanjaro, Ruwenzori, Namibia, Mexico, Ecuador
INFOS und KATALOGE ☎ 0732/77931 I
www.bergspechte.at

AVIVA** make friends**
Hotel für Singles & Alleinreisende Lebensfreude - Kommunikation - Freundschaft ab € 88.
www.hotel-aviva.at
☎ 07216 / 37600
4170 St. Stefan, Oberösterreich

FREIZEIT-FENSTER in der Reise
Die Plattform in der Wochendaugabe für Ihr Angebot.

Informationen und Bestellungen:
☎ 0153 170 DW 354
freizeitfenster@derStandard.at

TOSKANA Appartements
TENUTA DELLE ROSE
Exklusive Wohnungen mit Pool, Fitness & Bibliothek zu vermieten.
www.tenutadellerose.de
☎ 0049 700 22335599

Tastea
Kostbare Teespezialitäten

Auf der Suche nach der richtigen Teesorte?
Über 400 verschiedene Tees können selbstverkostet werden! Offener Tee ab 20g, kein Mindestmengenzuschlag. Und: Kannen, Dosen, Zubehör...

Tastea Kostbare Teespezialitäten
Spitalgasse 13, 1090 Wien
☎ 01/890 01 35, www.tastea.at

www.veganova.at

EL NATURALISTA:
eine andere Art und Weise durch das Leben zu gehen.

NEU: Wien, Westbahnstr. 12
Wien, Margaretenstr. 82
Linz / Steyr / Graz / Salzburg
Innsbruck / Klagenfurt / Bregenz

Ein alpines Mauerblümchen

Am Triebenfeldkogel hat der Wanderer gute Chancen, Gämssen und Steinadler zu beobachten.

Von Bernd Orfer

Der Triebenfeldkogel in den östlichen Nideren Tauern steht im Schatten der wesentlich höheren und bekannteren Erhebungen in der näheren und weiteren Umgebung – wie Großer Bösenstein, Hengst, Triebenkogel oder Gamskogel – und wird daher relativ wenig aufgesucht. Er hat aber dem Bergwanderer einiges zu bieten. Dazu gehört eine herrliche, abwechslungsreiche Urgesteinslandschaft, die liebliche Moaralm, nicht zuletzt eine trotz der relativ geringen Höhe überraschend schöne Aussicht. Vom höchsten Punkt schweift der Blick zu den Eisenerzer Alpen, zum Gesäuse und zu den Haller Mauern, zur Bösensteingruppe und zum einem Teil der Seckauer Alpen. Der bei den Kletterern beliebte Gamskogelgrat lässt sich in seiner gesamten Länge über-

schauen, mit einem guten Fernglas kann man die Kraxler auch beobachten. Bereits die Anfahrt vom Wirtshaus Brodjäger an der Straße über den Triebener Tauern durch das Triebental schafft die richtige Stimmung für diese geruhsame Tour. Die Bergerhube am Ende der Fahrstraße ist immer noch der Treffpunkt von Wanderern und Kletterern, die den Trubel meiden und die stille Schönheit in den Nideren Tauern suchen. Wenig besucht und kaum überlaufene Ziele gibt es zahlreich in der Gegend, die keinen Vergleich zu bekannteren Regionen zu scheuen braucht. Verhält man sich entsprechend ruhig, hat man eine gute Chance, Gämssen zu beobachten; während der Almsaison mischen sich die Tiere unter die Kühe. Auch die um diese Jahreszeit fetten Murmeltiere sind gar nicht selten. Glücksspitze erspähen auch einen Steinadler, der seine Beute vor allem unter den Murmeltieren sucht. Da die Hirschbrunft eingesetzt und damit die Jagdsaison begonnen hat, ist es selbstverständlich, dass man auf den markierten Wegen bleibt und das Gebiet nur am hellen Tag aufsucht. Die Tour: Von der Bergerhube im hinteren Triebental steigt man auf der roten Markierung zunächst auf einer Forststraße, später auf einem Steig in etwa 1 1/2 Stunden zur Moaralm, an. Nun wird es etwas steiler, die Markierung führt zum Moartörl, wo man sich nach links wendet und auf einem schmalen – stellenweise durch Heidelbeerbedeckte führenden – Pfad zum höchsten Punkt des Triebenfeldkogels gelangt. Geht ab Moaralm eine Stunde. Der Rückweg erfolgt auf der Anstiegsroute, ab der Moaralm kann man auch auf dem breiten Güterweg ins Tal wandern.

Gesamtzeit 4 1/4 bis 4 1/2 Stunden, Höhendifferenz 700 Meter. Hütte auf der Moaralm bei guten Verhältnissen oft bis Oktober bewirtschaftet. Sonst kein Stützpunkt. ÖK25V Blatt 4214-Ost (Johnsbach).



Ernten Sie günstige Angebote.
Buchen Sie jetzt die Emirates Herbst Specials.

Economy Class	
Dubai	€ 598
Bangkok	€ 588
Johannesburg/Kapstadt	€ 710
Business Class	
Dubai	€ 1848
Shanghai/Peking	€ 2043
Johannesburg/Kapstadt	€ 2260
First Class	
Dubai	€ 2698
Delhi/Bombay	€ 2812
Sydney/Melbourne	€ 3798

Fly Emirates. Keep discovering.

400 internationale Auszeichnungen und über 100 Flugziele. Nähere Informationen bei Ihrem Reisebüro oder Emirates unter emirates.at und Tel: 0268 2205 6262. Die Tarife gelten ab Wien, unterliegen bestimmten Anwendungsbestimmungen und verstehen sich inklusive Steuern und Gebühren.

BEST-SELLER

Ein Vers – zu sagen, wie es war

Belletristik

- (1) Wolf Haas
Der Brenner und der liebe Gott
Hoffmann und Campe, € 19,50
- (2) Alfred Komarek
Polt
Haymon, € 17,90
- (10) Henning Mankell
Daisy Sisters
Zsolnay, € 25,60
- (-) Roberto Bolano
2666
Hanser, € 30,80
- (4) Thomas Glavinic
Das Leben der Wünsche
Hanser, € 22,10
- (6) Gerhard Roth
Die Stadt
S. Fischer, € 21,60
- (-) Thomas Raab
Der Metzger geht fremd
Piper, € 19,50
- (8) Daniel Glattauer
Alle sieben Wellen
Deuticke, € 18,40
- (-) Helmut Krausser
Einsamkeit und Sex und Mitleid
Dumont, € 20,60
- (7) Peter Henisch
Der verirrte Messias
Deuticke, € 25,60

Sachbuch

- (3) William P. Young
Die Hütte
Allegria, € 17,40
- (-) Wolfgang Schüssler
Offengelegt
Ecowin, € 24,-
- (-) Alexander Waugh
Das Haus Wittgenstein
S. Fischer, € 25,70
- (-) Rüdiger Safranski
Goethe & Schiller
Hanser, € 22,10
- (1) Eckart von Hirschhausen
Glück kommt selten allein
Rowohlt, € 19,50
- (5) Michael Winterhoff
Warum unsere Kinder Tyrannen werden
Gütersloher Verlagsanstalt, € 18,50
- (4) Andreas Salcher
Der verletzte Mensch
Ecowin, € 19,95
- (-) Sarah Wiener
La Dolce Wiener
Droemer, € 19,95
- (7) Susanne Scholl
Russland mit und ohne Seele
Ecowin, € 22,-
- (9) Dalai Lama XIV
Meine spirituelle Autobiographie
Diogenes, € 23,60

WIEN: Berger: 1010, ÖBV-Buchhandlung: 1010, a-punkt: 1010, Leporello: 1090, Bücherstube Baumann: 1190, Posch: 1070; BURGENLAND: Nentwich: 7000 Eisenstadt; NIEDERÖSTERREICH: Schmidl: 3500 Krems, Winter: 3400 Klosterneuburg; OBERÖSTERREICH: Dim: 4910 Ried; SALZBURG: Motzko: 5017 Salzburg; STEIERMARK: Leykam: 8600 Bruck; KÄRNTEN: Kärntner BH: 9020 Klagenfurt; VORARLBERG: Brunner: 6900 Bregenz

amazon.de Belletristik

- Volker Klüpfel, Michael Kobr
Rauhacht
Piper, € 18,50
- David Nicholls
Zwei an einem Tag
Kein&Aber, € 23,50
- Cecelia Ahern
Zeit meines Lebens
Krüger, € 17,50

amazon.de Sachbuch

- Hape Kerkeling
Ich bin dann mal weg
Malik, € 20,50
- Heike Groos
Ein schöner Tag zum Sterben
Krüger, € 19,50
- Waris Dirie
Wüstenblume
Droemer/Knaur, € 9,20

Die Anthologie „Lyrik der DDR“ verewigt die Poesie des Arbeiter-und-Bauern-Staates. Der Tendenz nach überwiegt bei weitem das Gelingen. Von Ronald Pohl

Wer über das lyrische Schaffen der Deutschen Demokratischen Republik (1949–1990) ohne auftrumpfende Gebärde Rechenschaft ablegen will, der wird heutigen Tages, den neuen, famosen Band *Lyrik der DDR* vor Augen, auf mehrerlei Weise Abbitte leisten müssen.

Im Arbeiter-und-Bauern-Staat wurde nicht nur bienenfließig, sondern meistens sogar regelkundig gedichtet. Mehr noch: In den besten Gedichtzeugnissen des „anderen“ Deutschland bekundet sich eine Sprachlust, die alle bekannten Einschreibungen, darunter die Zwangsverpflichtung auf das stark einseitige, „sozialistische“ Weltbild, mit vielfach verblüffender Leichtigkeit transzendiert. Und, ja: AutorInnen wie Kirsch, Braun, Hilbig oder Bobrowski schlagen das Gros der zeitgleich in der Bundesrepublik täti-

gen Reimschmiede souverän aus dem Feld. An die Dichtung im geteilten Land erinnern, das heißt: den Blick auf das Jürgen-Sparwasser-Tor von 1974 lenken. Das Endergebnis lautete damals bekanntlich: DDR – BRD 1:0.

Doch man muss genauer nachschauen. Die auf Parteilichkeit verpflichtenden Zwänge der DDR sind das trockene Brot jener Dichter, die von Anfang an zwei Bedingungen zu erfüllen haben. Erstens: Mit der Vernichtung des Nazi-Regimes wird in der industriell strukturschwachen Osthälfte Deutschlands ein völlig neuartiges Feld gesellschaftlicher Praxis geschaffen. Man erlebt die Moderne. Man besitzt nur leider nicht die erforderlichen Produktionsmittel, um den Fortschritt für alle in gleicher Weise vernünftig erlebbar zu machen.

Dichter, die das staatseigene Experiment leidlich empathisch begleiten, dürfen sich des Wohlwollens der Einheitspartei SED und ihrer Kulturdezernenten vorläufig – wenigstens bis zur Proklamation des „Bitterfelder Weges“ 1964 – sicher sein. Die Autorinnen und Autoren sind auch wirklich treue Parteigänger. Ulbrichts System stellt sie unter Kuratel. Aber: Man fördert die Schreiber. Sie fühlen sich irgendwie wertgeschätzt.

Dichter sind Fürstenerzieher. Ihr wahrer Souverän ist unter den beschriebenen Bedingungen aber das Proletariat, in dessen „Interesse“ sie gefälligst so zu schreiben haben, dass der Kombinarsarbeiter auch nach Schichtschluss kapiere kann, was in einer Gedichtstrophe vor sich geht.

DDR-Lyrik tendiert daher nicht nur unter dem Eindruck von Überwarter Bertolt Brecht zur epigrammatischen Knappheit. Schmuck- und Füllwörter sind bürgerlicher Dekadenzkram. Der „Formalismus“-Vorwurf wird recht bald zum Totschlagargument.

Die Folgen einseitiger Verknappung liegen freilich auf der Hand. Dort, wo DDR-Lyrik formelhaft wird, leidet sie unter akutem Vitaminmangel. Sie ist dann geradezu spektakulär schlecht. Wir kommen zu Punkt Nummer zwei: Schlechte gesellschaftliche Voraussetzungen – die doch niemals offen ausgesprochen werden dürfen – erzeugen mitunter schlechte Verse. Doch allein aus diesem Umstand ließe sich noch nicht erklären, warum so viele Gedichte – von

Peter Huchel, von Wolfgang Hilbig – so unerhört, so einzigartig wohlgelungen sind. Der eine druckte in *Sinn und Form* ab; der andere, die Hände vom Schamottofen noch nicht sauber, schrieb Registraturen eines buchstäblich untröstlichen Subjekts, gegen das sich die Naturkräfte verschworen zu haben schienen. Es führen nahezu beliebig viele Wege zum gelungenen Gedicht!

Wenn man während der Gründungsjahre allerlei unverdauten Rilke liest, so kann man sich immerhin auf das späterhin Geglückte freuen: Der von Heinz Ludwig Arnold und Hermann Korte unter Zuhilfenahme emsigen Studentenfließes edierte Band geht streng chronologisch und in Wahrheit gar nicht qualitätsheischend vor. Wolf Biermann, den sie 1976 hinauswarfen, wusste schon tief in den Sechzigern: „Die Gegenwart ... ist mir der bittere Anfang nur, schreit / Nach Veränderung ...“

Gedichte aber, die nur der Vorgriff auf letztlich paradiesische Verhältnisse sind, können gar nicht „glücken“. Sie sind authentischer Ausdruck von Mängeln, die es zu überwinden gilt. Man kann hellauf lachen: „Moskau!! Wie frei das klingt, / wie das jubelt und singt ...“, dichtete Kurt Huhn in den 1950ern. Andere wieder glaubten feststellen zu müssen: „In Bonn hat Deutschland aufgehört zu sein ...“. Der Witz liegt in der Nennung des Autors: Rudolf Bahro durchlebte wenige Jahre später ein lupenreines Dissidentenschicksal.

Es gibt freilich Verse aus der Feder Volker Brauns („Sächsische Dichterschule“), die – mit einem unmodernen Wort gesprochen – schlechthin inkommensurabel sind, die bleiben werden. Nur im Gelingen – wie späterhin auch bei Papenfuß-Gorek oder Grünbein – wird deutlich, dass gesellschaftliche Bewegungen auch dann, wenn sie ins Abseits drängen, Energien freisetzen. Die Dichter benützen diese; sie wissen die Wiedervereinigung dann auch kaum zu schätzen. Gesagt, wie es wirklich war – das haben jeweils nur sie.

„Lyrik der DDR“. Anthologie, herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Hermann Korte. € 24,95 / 450 Seiten. S. Fischer, Frankfurt am Main 2009



Nahezu beliebig viele Wege führten zum gelungenen Gedicht: Einer der bedeutendsten Vertreter der DDR-Lyrik war Wolfgang Hilbig mit seinen Registraturen eines buchstäblich untröstlichen Subjekts. Foto: Peter Peitsch, peitschphoto.com

Vom Fremdgehen der Geschichte

Zwei Sammelbände bieten ein vielstimmiges und heterogenes Bild der Teilung Deutschlands und des Mauerfalls am 9. November 1989. Von Alois Pumhösel

Die Mauer ist in unzähligen Geschichten zerfallen. Julia Franck und Rénatus Deckert haben sie eingesammelt, zumindest jene, die in den Köpfen der Schriftsteller gelandet sind. In ihren Büchern haben sie die literarischen Wegbegleiter des geteilten Deutschland noch einmal zusammengerufen, um sie um die Grenze kreisen zu lassen und ihres Falls zu gedenken.

Die Nacht, in der die Mauer fiel heißt der Band Deckerts, in dem er zum Tag des Mauerfalls am 9. November 1989 in den Erinnerungen kramen lässt. Um Uwe Tellkamp im trostlosen Zusammensein mit

den „Genossen Soldaten“ im DDR-Militärdienst vorzufinden, oder einen Brief Kathrin Schmidts, die acht Jahre lang SED-Mitglied war und dem System „revolutionäre Energie“ zuführen wollte. Heute beharrt sie darauf, sich dafür zu schämen, Erinnern sei bei ihr so, wie wenn ein „Beil einschlägt“. Robert Menasse – ja, auch er – erinnert an die Olympischen Spiele 1964 in Tokio, wo noch eine gesamtdeutsche Mannschaft antrat (wie übrigens auch 1956 und 1960) und trifft einen Konrad-Otto, der die Wiedervereinigung schon im Namen trägt, der BRD-Kanzler Konrad Adenauer und DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl vereint.

Dem nichtsahnenden Alter Ego Jürgen Beckers erklärt ein alter Mann unter Tränen, dass der Krieg nun endgültig aus wäre. Mit dem Nichtsahnen, dem Verschlafen haben, dem Sich-nicht-erinnern-Können wird generell gern geliebäugelt: Katja Lange-Müller war beim Mauerfall gerade auf dem Klo und hat sich übergeben. Kathrin

Hensel steht allein in ihrer Vorlesung über antikes Versmaß. Und Katja Oskamps literarisches Ich geht in Kuba fremd, während zu Hause ein ganzes Land fremdgeht.

„Nationaler Gesindetrakt“

Francks Sammelband *Grenzübergänge* stellt die Jahrzehnte des Lebens mit der Grenze zur Debatte und bekommt heterogene Antworten. Sie selbst kam als Kind in den Westen, in eine Welt, die sie als feindlich empfand, in der sie ihre Osterkunft verheimlichte. Sie konnte die Euphorie der Wessis 1989 kaum verstehen. Thomas Brüssig beschreibt die dumpfe Unerbittlichkeit des Überwachungsstaats anhand eines absurd-komischen Observationslehrgangs. Roger Willemsen nimmt der Freude über die Wiedervereinigung ihre Blauäugigkeit: Wo der Osten unvorbereitet auf den Kapitalismus trifft, wird die ehemalige DDR in der Zeit nach dem Mauerfall zum „nationalen Gesindetrakt“, das Brandenburger Tor zum „pracht-

vollsten Dienstboteneingang der Geschichte“. Demokratie, keine Herrschaft des Volkes, sondern ihre „Selbstbeherrschung“.

Beide Bücher rennen in ihrer Vielstimmigkeit, ihrem Oszillieren zwischen Historie und Literatur gegen die Verdichtungen der Wissenschaft, gegen die Ödnis der Schulbuchphrasen an. Sie individualisieren, versinnlichen die Mauer. Gleichzeitig schälen sie die alte Zeit der Trennung noch einmal aus der Sphäre der Nostalgie, klagen die Überheblichkeit des Westens an oder stemmen sich gegen sensationalistische Gedenkkultur. Wer weiß, woher die Freude am Lesen der Texte rührt. Vielleicht ist es die Sicherheit, zu wissen, dass alles nur vorläufigen Charakter hat, vorbei und halbwegs gutgegangen ist.

„Die Nacht, in der die Mauer fiel“. Hrsg. v. Rénatus Deckert. € 9,20 / 239 S. Suhrkamp, 2009

„Grenzübergänge“. Hrsg. v. Julia Franck. € 20,60 / 281 Seiten. Fischer, 2009

Neue Bücher im Herbst.

Online bestellen:
www.thalia.at

Thalia.at
Bücher, Papier, Medien



Aus einem vergangenen Land

Vor, nach und während der Wende: Eine Auswahl lesenswerter Bücher zum Thema 1989

Chronik des realen Absurden

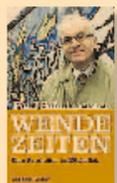
Es ist die Kombination von Bild und Text, die den Reiz dieses Buches ausmacht. Und vermutlich auch die Person des Fotografen. Manfred Uhlenthat hat unter anderem für das DDR-Fernsehen gearbeitet. Was mag er wohl empfunden haben, als er das Ende des Staates dokumentierte, der ihm gewiss nicht verhasst war? In Verbindung mit Berichten und Äußerungen von Akteuren und Zeitzeugen entfalten die Bilder jedenfalls ihre besondere Wirkung, die oft ins Absurde, Groteske, Surreale reicht. „Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen“, sagte DDR-Parteichef Egon Krenz auf einer Kundgebung am 10. November 1989 – drei Wochen vor seinem Rücktritt. Und daneben das Bild von einem ver-



lorenen Schuh im Niemandsland vor der Mauer.
Josef Kirchengast
Manfred Uhlenthat (Fotos), „Als die Mauer fiel“. € 20,60 / 96 Seiten. Kneisebeck, München 2009

Revolution im Rückblick

Mit einem Spaziergang am Morgen des 4. November 1989 im Ostberliner Stadtteil Prenzlauer Berg beginnt Paul Schulmeister, der langjährige Deutschlandkorrespondent des ORF, sein Buch über die „Wende-Zeiten“. Es war der Tag der großen Demonstration in der Hauptstadt der DDR, fünf Tage vor dem Mauerfall. Doch das war an diesem Morgen noch längst nicht absehbar. Gegen die Vorstellung von der „Unvermeidlichkeit“ der Geschichte hat Schulmeister dieses Buch geschrieben. Er schildert Schlüsselsituationen mit zunächst ungewissem Ausgang, die er selbst erlebt hat oder zu denen er kompetente Interviewpartner aus heutiger Sicht befragte, darunter Wolfgang Schäuble und



Horst Teltchik, den damaligen Berater Helmut Kohls.
Erhard Stackl
Paul Schulmeister, „Wende-Zeiten“. € 21,90 / 270 Seiten. Residenz, St. Pölten / Salzburg 2009

Das glücklichste Volk der Welt

Am Tag, als die Mauer fiel, waren die Deutschen das glücklichste Volk der Welt“, schreibt der Kölner Verleger Alfred Neven DuMont im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen Band *Mein 9. November*. Das Buch, ein „Oral History“-Projekt, versammelt Zeugnisse von 27 Menschen, die alle am 9. November, dem Tag des Mauerfalls, geboren wurden. Die Geburtstagskinder stammen aus unterschiedlichsten Gegenden und Berufen; einige sind wohl bekannt wie der Schauspieler Martin Schwab oder der Politiker Björn Engholm. Ex-Außenminister Hans-Dietrich Genscher regt in einer Nachbemerkung an, den Mauerfall als Inspiration für eine globale Verantwortungspolitik zu verstehen: „Wir leben weltweit so



eng zusammen wie nie zuvor.“
Christoph Winder
Alfred Neven DuMont (Hg.), „Mein 9. November. Der Tag, an dem die Mauer fiel“. € 19, 95 / 216 Seiten. DuMont, Köln 2009

Erinnern für eine gute Zukunft

Ein Offizier der Nationalen Volksarmee salutierte am 13. November mitten in Berlin vor mir, als wäre es das Normalste der Welt“, heißt es, noch nachträglich verwundert, in einer Fotolegende in *Der Weg zur Einheit*, einem Erinnerungsband von Richard von Weizsäcker. Der deutsche Ex-Präsident (von 1984 bis 1994) hält Rückschau auf die Geschehnisse des November 1989 und nimmt seine Erinnerungen darüber hinaus zum Anlass, die deutsche Geschichte von 1945 an bis zur unmittelbaren Gegenwart Revue passieren zu lassen: „Gute Zukunft braucht klare Erinnerung.“ Als Gegengift zum deutschen Nationalismus und seinen fatalen historischen Folgen sieht von Weizsäcker das Engagement in



der EU: „Wir suchen die Nation in Europa.“
Christoph Winder
Richard von Weizsäcker, „Mein Weg zur Einheit“. € 19,90 / 223 Seiten. C. H. Beck, München 2009

Über Grenzen und Hunde

Taugt Ideologie als Disziplinierungsmodell? Wie totalitär ist das deutsche Geschichtsbild nach dem Mauerfall? Hängt die fort-dauernde Krise der Linken mit 1989 zusammen? Ist die Situation im heutigen China vergleichbar mit der osteuropäischen vor 20 Jahren? Und literarischer: Wie ist es nun genau, das Verhältnis zwischen Herr und Hund beziehungsweise zwischen Herr und Knecht. Antwortversuche auf diese Fragen plus Thesen und Essays zum Themenkomplex *Dilemma 89* sind in der aktuellen Nummer der Zeitschrift *Wespennest* nachzulesen (Autoren u. a.: Daniela Dahn, Wolfgang Müller-Funk, Thomas Venclova und Slavenska Drakulić). Ein sehr empfehlenswerter Um- und Ausblick, der



weit über die deutsch-deutsche Grenze reicht.
Stefan Gmünder
Wespennest, „Dilemma 89“ (Heft 156). € 12,- / 104 Seiten. Wien 2009

Wie es Prags KP-Bonzen sahen

In diesem Band mit wissenschaftlichen Beiträgen über Vorgeschichte und Verlauf der „Samtenen Revolution“, die sich im November und Dezember 1989 in der damaligen ČSSR abgespielt hat, sticht einer heraus. Hohe KP-Funktionäre von damals sprechen darüber, was ihrer Meinung nach zum Kollaps des Systems führte: unzureichende Reaktion auf geänderte Umstände (Gorbatschow!) und Flügelkämpfe in der Partei um die Nachfolge Gustáv Husáks. Reformfreudigere Kommunisten hätten dabei auch mit der Staatssicherheit konspiriert. Deren Chef Alojz Lorenc wird an anderer Stelle verdächtigt, den brutalen Polizeieinsatz gegen eine Studentendemo am 17. November 1989 in Prag angeordnet zu haben, um die Parteispitze zu diskreditieren.



Erhard Stackl
Perzi/Blehova/Bachmaier (Hg.), „Die Samtene Revolution“. € 58,10 / 324 Seiten. Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main 2009

Nach dem Aufbruch ratlos

Als „Aufbruch“ und als ein „zentrales Ereignis“ des 20. Jahrhunderts hat ORF-Journalist Peter Fritz den Mauerfall als junger Redakteur in Berlin selbst erlebt. In seinem Buch beschreibt er, warum die damalige Bundesregierung von Helmut Kohl (CDU) die Einheit danach so schnell vorantreibt und staunt über die Biografien der Ostdeutschen: Fast alle von ihnen, konstatiert er, hatten zwei Leben: eines vor dem Mauerfall und eines danach. Fritz, der heute als ORF-Büroleiter wieder in Berlin arbeitet, schlägt auch den Bogen ins Deutschland von 2009 und sieht die Deutschen ratlos: Finanzkrise, Pensionsfragen, ihre Stellung in der Welt. 20 Jahre nach dem Mauerfall und 60 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik hat Europas größte Wirtschaft erneut große Probleme zu lösen.



Birgit Baumann
Peter Fritz, „Der ratlose Riese“. € 22,95 / 208 Seiten. Ueberreuter 2009

Das Ende einer deutschen Partei

Das Jahr 1989 war auch der Anfang vom – relativ rasanten – Ende der Staatspartei SED, die die Geschichte der DDR seit 1949 dirigierte hatte: Der Historiker Andreas Malycha und Ex-FAZ-Redakteur Peter Jochen Winters haben die Geschichte der „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ von den Gründungsvätern (Ulbricht, Grotewohl, Pieck) bis zu den letzten Mohikanern (Honecker, Krenz) verfolgt. Naturgemäß spielt das Vorbild der SED, die „Schwesterpartei“ KPdSU, eine wichtige Rolle. Ob sich die PDS/Die Linke in Zukunft zu einer stabilen demokratischen Linkspartei entwickeln kann, meinen die Autoren, werde in erster Linie von ihrem Umgang mit der SED-Vergangenheit abhängen.



Christoph Winder
Andreas Malycha, Peter Jochen Winters, „Die SED. Geschichte einer deutschen Partei“. € 18,00 / 480 Seiten. C. H. Beck, München 2009

Intimes Zeugnis der Wende

Dieser Fotoband ist sicher ein sehr intimes Zeugnis der Wende. Diese *Geschichten aus einem vergangenen Land* ermöglichen durch ganz persönliche Sichtweisen einen authentischen Blick auf Ostdeutschland. Die 1990 gegründete und heute renommierte Fotoagentur Ostkreuz präsentiert aus ihren Beständen erstklassige Fotoserien der besten DDR-Chronisten (Sibylle Bergemann, Werner Mahler, Harald Hauswald u. a.) über Menschen, Moden und Lebensentwürfe im DDR-Alltag. Wunderbar ergänzt werden diese Bild-Geschichten durch die auch sehr persönlichen Erzählungen von begnadeten Schreibern aus dem damaligen Osten wie Alexander Osang, Ingo Schulze oder Marcus Jauer – über verpassten Mauerfall, Fluchträume und die Rückkehr in die Gegenwart.



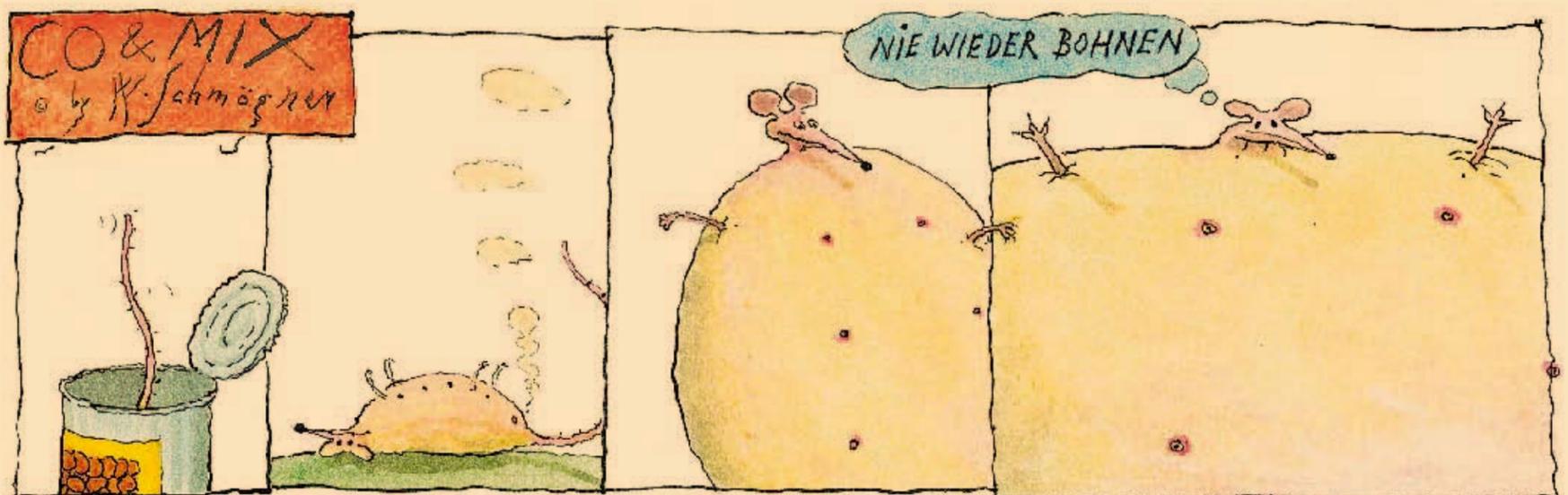
Mia Eidlhuber
Ostkreuz, „Ostzeit“. € 39,80 / 304 S. Hatje Cantz 2009

Biografie einer Halbstadt

Stadtbiografien gibt es nicht wenige, „Halbstadtbiografien“ sind seltener. Wilfried Rotts Buch *Die Insel* ist eine solche: Auf über 450 Seiten schildert Rott, Ex-Redakteur beim Sender Freies Berlin und Kolumnist der *FAZ* und *Welt*, die bizarre Geschichte, den seltsamen politischen Status und das partikuläre Kulturleben Westberlins von 1948 bis 1990. Rott hat das Buch auch aus persönlicher Betroffenheit geschrieben: darüber, dass die Erinnerung an die „Insel“ Westberlin, das „dritte Deutschland“, das weder Bundesrepublik war noch DDR, zunehmend verlorengeht. Aber, so resümiert Rott am Ende seiner detailreichen Darstellung, „Geschichte vergeht nicht mit denen, die Teil von ihr waren, schon gar nicht im Fall von Westberlin.“



Christoph Winder
Wilfried Rott, „Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins. 1948–1990“. € 25,00 / 478 Seiten. C. H. Beck, München 2009



Vorbei, verweht, nie wieder

Er selbst spielt gern seine Hauptrollen: Gockel mit Monokel, Untugendbolde. Eine große Karriere scheint ihm in die Wiege gelegt. Aber sie kommt nicht. **Else Buschheuer** über **Erich von Stroheim**.

1948 schreibt Erich von Stroheim aus Frankreich an seinen Agenten Paul Kohner in Hollywood: „Ich las in der Kolumne der alten Petze Parsons, dass Billy mich die Rolle eines verrückten Filmregisseurs spielen lassen will ... Er liebt seine Schauspieler typgetreu. Das stimmt doch, oder?“ In den folgenden sehr ausführlichen Passagen bewirbt sich Stroheim leidenschaftlich um die besagte Rolle, er führt seine Geldsorgen an und schmeißt seinen angeblich großen französischen Ruhm in die Waagschale, er schmeichelt und scherzt und trägt Kohner launige Grüße an „Witty Billy“ Wilder auf, er versucht, die Gage hochzutreiben und versäumt nicht, einen Erste-Klasse-Flug für sich und seine Frau („mein Freitag“) sowie ordentliche Spesen für die Reise nach Hollywood zu verlangen. Man einigt sich. Erich von Stroheim reist für die Dreharbeiten ein letztes Mal nach Hollywood.

1950 kommt Billy Wilders *Sunset Boulevard* in die Kinos. Erich von Stroheim spielt darin Max von Mayerling, den Chauffeur und Butler einer alternden Hollywood-Diva, von dem sich nach und nach herausstellt, dass er früher ihr Entdecker, Regisseur und Ehemann war. Er wird mit dieser Rolle für den Oscar nominiert werden.

Ein herzerreißendes Foto. Es zeigt Mayerling alias Stroheim mit kahlem Kopf und Vatermörder vor einem elegant gedrehten Treppengeländer, er hebt die Hörmuschel des Telefons mit einem weißen Handschuh ans Ohr, stocksteif steht er da, huldvoll lauscht er dem Anrufer, die Mundwinkel verächtlich heruntergezogen. Seine Haltung ist tadellos, sein Benehmen formvollendet. Aber diese Traurigkeit. Zu dem jungen Drehbuchautor, gespielt von William Holden, sagt Mayerling im Film, in den frühen Tagen des Kinos habe es drei große Regisseure gegeben, D. W. Griffith, Cecil B. de Mille und ihn, Max von Mayerling.

Das alte Österreich als Fetisch

Stroheim spielt in *Sunset Boulevard* eine Persiflage auf sich selbst. Wie bitter. Und er spielt an der Seite von Gloria Swanson, die ebenfalls eine Persiflage auf sich selbst spielt und die überdies zwanzig Jahre zuvor seine „Queen Kelly“ war und ihn damals als Regisseur „wegen ständiger Unstimmigkeiten“ gefeuert hatte – was Stroheim wiederum nicht davon abhält, Wilder vorzuschlagen, dass er als Mayerling im Film Gloria Swanson genau diesen seinen Stummfilm, „Queen Kelly“ vorführt und dass er auch im Film der Regisseur dieses Film ist. Swanson spielt einen Star, der keiner mehr ist, und Stroheim spielt einen Regisseur, der keiner mehr ist. „Wir brauchten keine Dialoge – wir hatten Gesichter.“ Vorbei, verweht, nie wieder.

Knapp 40 Jahre zuvor, vor fast hundert Jahren, am 14. November 1909, hatte sich Erich Stroheim auf der „Prinz Friedrich-Wilhelm“ nach New York eingeschifft. In der Neuen Welt traf er auf Prüderie und Puritanismus. „Alle waren tugendsam, deswegen waren alle glücklich.“ Niemand sprach von Sex, von Scheidung, von Geschlechtskrankheiten. „Eine Frau, die ein alkoholisches Getränk zu sich nahm oder in der Öffentlichkeit rauchte, wurde als Prostituierte



„Wir brauchten keine Dialoge – wir hatten Gesichter“: In *Sunset Boulevard* (links) spielte von Stroheim eine Persiflage auf sich selbst, einen Regisseur, der keiner mehr war. Das, was Stroheim groß macht, ist gleichzeitig das, was ihm schadet: das Monströse, das Entlarvende, das Radikale.

Bild: *Sunset Boulevard*

te angesehen.“ Vielleicht kriegt er hier schon diese teuflische Lust, den Vorhang wegzureißen. „Einige werden sagen, ich hätte die Neigung, das Schmutzige zu sehen“, wird er später sagen. Aber noch ist er 24 und kennt keine Menschenseele. Über seine Eltern, einen Strohhutfabrikanten aus Wien und eine Wäscherin aus Prag, beide Mitglieder der Jüdischen Gemeinde, wird er lebenslang schweigen. Stroheim jobbt in New York als Luftballonverkäufer, als Kellner, als Stallknecht. Schließlich geht er nach Kalifornien, wird Statist und erregt die Aufmerksamkeit des Stummfilmregisseurs D. W. Griffith – vorerst mit seinem Look: „Sie da, mit ihrem komischen Haarschnitt ...“ Stroheim hat sich stilisiert: rasierter Kopf, Stehkragen, weiße Handschuhe, Monokel, zackiger Schritt. Er gibt den unamerikanischen Barbaren. Das alte Österreich wird, mitten in Hollywood, Stroheims Fetisch. „Sonst wäre ich in der Menge untergegangen“, sagt er später.

„Ich schlug die Hacken zusammen und machte eine Verbeugung wie noch nie in meinem Leben. Für Sie, Mr Griffith, arbeite ich für ein Schinkenbrot pro Tag“, sagte Stroheim. Stroheim ist Statist, dann Schauspieler, dann Griffiths Assistent und Berater. Schließlich wird Laemmle, der Hollywood-Produzent, auf ihn aufmerksam. Stroheim schlägt ihm ein Filmprojekt vor, das in den Dolomiten spielen (von denen Stroheim wusste, dass Laemmle sie liebte) und nur 5000 Dollar koste. Laemmle unterschrieb den Vertrag auf der Stelle. *Blind Husband* kostet zwar nicht, wie von Stroheim versprochen hat, 5000 Dollar, sondern 42.000, aber er spielt eine Million ein. Sein zweiter Film, *The Devil's Passkey*, ist auch erfolgreich, heute aber verschollen bis auf ein paar Standbilder. In *Foolish Wives*, seinem dritten Film, tobt Stroheim sich ob der Vorschusslorbeeren richtig aus. Er pfeift auf die Vorgaben der Studios – und fliegt bei der nächsten Produktion (*Merry-Go-Round*). *Greed*

wird ein katastrophaler Misserfolg – heute existiert nur die verstümmelte Fassung und gilt dennoch als cineastisches Meisterwerk. *The Merry Widow*, Stroheims nächster Film – auch dieser heute nur verstümmelt zu sehen, wird Stroheims größter kommerzieller Erfolg. Er macht nun *The Wedding March* – den Film, der heute, weil er ihn nach dem Krieg in Frankreich neu schneiden konnte, am ehesten sein Werk vertritt.

Stroheim ist detailversessen, obsessiv und maßlos. Er bestellt echte Uniformen in Wien. Er dreht in *The Wedding March* sechs Wochen an einem Kuss, lässt tausende Apfelblüten aus Wachs fertigen und an einem Baum befestigen, er baut für *Foolish Wives* Monte Carlo nach, er baut für *Merry-Go-Round* den Wiener Prater nach, er will – obwohl die Filme stumm sind – Klingeln, die wirklich klingeln, sonst flippt er aus, er lässt Statisten drei Tage lang

das korrekte k. u. k. Salutieren üben, er zeigt sich selbst in Korsett mit Strumpfbändern (rausgeschnitten), beim Pickelausdrücken (rausgeschnitten). Für Orgienszenen ließ Stroheim Prostituierte engagieren. Wurde in einer Szene Kaviar gegessen, dann echter.

Flaubert des Kinos

Als Stroheim 1943 den Feldmarschall Rommel in Billy Wilders *Fünf Gräber bis Kairo* spielt, verlangt er, dass in dem Fotoapparat, den er um den Hals trägt, auch ein Film ist. Der etwas begriffsstutzigen Zasu Pitts gibt er in *Greed* die Regieanweisung, sie solle Sex mit Goldmünzen haben. Walter Byron, den Hauptdarsteller von *Queen Kelly* lässt er an Gloria Swansons Schläpfer riechen (rausgeschnitten). Eine Einstellung in *Foolish Wives*, an der Hunderte von Statisten beteiligt waren, lässt er nochmals drehen, weil einer der Palastwächter keine weißen Handschuhe trug. Den Baron aus *The Merry Widow* macht er zum Schuhfetischisten (rausgeschnitten), die Gardesoldaten des Palastes müssen seidene Unterhosen mit dem Monogramm der kaiserlichen Garde tragen – obwohl sie immer voll bekleidet zu sehen sind. In *Greed* zwingt Stroheim seine Schauspieler bei sengender Hitze in der Salzwüste des kalifornischen Death Valley, in den schmutzigen, verschwitzten Klamotten zu bleiben, auch in den Drehpausen. In *The Wedding March*, als er als Prinz von Wildeliebe-Rauffenburg eine humpelnde Erbin heiraten muss, schreibt Stroheim in den Zwischentitel: „What is a little limp – with 20 millions?“ Der Produzent Louis B. Mayer soll Stroheim sogar einmal niedergeschlagen haben – er hatte Mae Murray, seine Titelheldin aus *The Merry Widow*, beleidigt.

„Ich bin nie faule Kompromisse eingegangen“, sagt Stroheim über Stroheim, „ich habe immer die Wahrheit gesagt, wie ich sie sah.“ An Labels hat es nie gefehlt: der Flaubert des Kinos, der George

Grosz des Kinos, „the man you love to hate“. Doch was Stroheim groß macht, ist gleichzeitig das, was ihm schadet: das Monströse, das Entlarvende, das Radikale. Er selbst spielt gern seine Hauptrollen: Lumpen, Gockel mit Monokel, lüsterne Untugendbolde. Eine große Karriere scheint ihm in die Wiege gelegt. Aber sie kommt nicht.

Und dann ist das Leben fast vorbei, und er spielt Max von Mayerling, einen verletzten, verlorenen 64-jährigen Mann, der nachts im stillen Kämmerlein Fanbriefe an seine Herrin schreibt, damit sie sich noch begehrt fühlt. Ein gebrochener, bulliger, stiernackiger alter Mann, der hoch gepokert, der alles verloren hat. Das Vitale, das Energische ist weg. Das diabolische Funkeln in den Augen, die Verführwut, die Siegeslust, alles weg. Er ist ein Schatten seiner selbst, er hat bessere Tage gesehen, er denkt, ich bin nicht, ich war. „Sie waren ihrer Zeit immer zehn Jahre voraus“, hat Wilder einmal zu ihm gesagt, und Stroheim soll geantwortet haben: „zwanzig.“ Er kam zu früh, und nun ist es zu spät.

Freilich, er hält sich immer noch aufrecht. Er spielt seine Rolle mit Verve. Er hat sie lebenslang geübt, sie sitzt tief: Die Tradition, die Konvention, die Pose. So wird er acht Jahre später sterben. Die Tragik ist, dass Stroheim/Mayerling sich nicht nur zeit seines Lebens unverständlich fühlte, sondern dass er tatsächlich unverständlich war. Das alles, auch sein Wissen darum, dass er gescheitert ist, kann man sehen auf diesem Bild.



Else Buschheuer, geb. 1965 in Sachsen, wuchs als Sabine Knoll in der DDR auf. Nach der Wende arbeitete sie als freie Journalistin für Zeitungen und im Fernsehen. Sie lebte von 2001 bis 2005 in New York City, seit 2000 erschienen insgesamt vier Romane. Sie lebt heute in Leipzig.



Sophie Rois

Als die Mauer fiel, war ich zu Hause am Radio und dachte: weihnachten zu den Eltern fahren kannst du vergessen, das wird ein riesenstau auf der Transitstrecke.

Danach bin ich dann trotzdem gefahren, und es war dann auch genauso.

Heute ist es viel besser, es gibt keinen Stau mehr.

Sophie Rois wurde in Ottensheim geboren, studierte am Wiener Reinhardt-Seminar und arbeitet seit 1987 in Berlin, seit 1993 im Ensemble der Volksbühne. F.: Thomas Aurin